This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gift of

PETER PARET

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Denkwürdigkeiten

des

Marſchalls Marmont,

Herzogs von Ragnſa.

Achter Band.

Denkwürdigkeiten

des Marſchalls Marmont,

Herzogs von Raguſa,

von 1792 bis 1841.

Nach deſſen

hinterlaſſenem Original-Manuſcript.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Eduard Burckhardt.

Mit dem Portrait des Herzogs von Raguſa und Napoleon I. in Stahlſtich, einem Facſimile des Herzogs von Raguſa und zwei Karten der Illyriſchen Provinzen und des Kriegsſchauplatzes in Portugal und Spanien (1811—12).

Vollſtändige Ausgabe.

Achter Band.

Halle, Ed. Heynemann.

1857.

Dreiundzwanzigstes Buch.

1824—1829.

Maßregeln in Betreff der Censur und der Generale. — Krönung des Königs in Rheims. — Anekdote über Moncey. — Erste Symptome des Umschlags der öffentlichen Meinung. — Wachsender Einfluß des Klerus. — Anekdote. — Entschädigung der Emigranten. — Tod des Kaisers Alexander. — Umstände, welche die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus begleiteten. — Muth und glücklicher Einfall Nikolaus'. — Worte der Kaiserin Mutter. — Ich werde als außerordentlicher Gesandter nach Rußland geschickt. — Der weimarische Hof. — Der berliner Hof. — Die preußische Armee. — Charlottenburg. — Berlin. — Umgebungen von St. Petersburg. — Der Kaiser Nikolaus. — Die Kaiserin. — St. Petersburg und Peter der Große. — Ueberschwemmungen in St. Petersburg. — Der Graf de la Ferronays. — Portrait des Kaisers Nikolaus. — Seine Ideen über die Erziehung seiner Kinder. — Verschwörung Pestel's. — Großmuth des Kaisers. — Fabriken von Alexandrowsky. — Die Münzen. — Bergwerksschule. — Ingenieurschule. — Generalstab. — Prüfungscommission. — Militärhospitäler. — Arsenal. — Oeffentliche Erziehung. — Cadettenschule. — Mädchenkloster. — Palast, Kirchen und Ansehen von St. Petersburg. — Kronstadt. — Spazierfahrt auf der Rhede. — Schloß Oranienbaum. — Anekdote von Orloff. — Peterhof. — Zarskoe-Selo. — Colpina. — Schlüsselburg. — Leichenbegängniß der Kaiserin Elisabeth. — Militärcolonien am Wolchow. — Nowogorod. — Weg bis Moskau. — Moskau. — Die Kaiserin Mutter. — Die Großfürstin Helene. — Ankunft des Kaisers in Moskau. — Verhältniß zwischen dem Kaiser und der Kaiserin Mutter. — Die kaiserliche Garde. — Manöver bei Moskau. —

Russische Generale. — Unverhoffte Ankunft Constantin's. — Charakter dieses Prinzen. — Seine Haltung. — Wiederaussöhnung. — Krönung des Kaisers. — Ergreifende Ceremonieen. — Erleuchtung des Kremls. — Fest für die Bürger. — Familiendiner beim Kaiser. — Abschied des Kaisers. — Schlachtfeld an der Moskwa. — Smolensk. — Die Beresina. — Der Großfürst Constantin in Warschau. — Seine Armee. — Die Fürstin von Lowicz. — Rückkehr in die österreichischen Staaten. — Die russische Armee. — Rückkehr nach Paris. — Mein Ruin. — Güte des Königs. — Ich verkaufe Châtillon. — Mißgeschick Talleyrand's. — Beerdigung des Herzogs von Liancourt. — Revue über die Nationalgarde vom 27. Februar 1827. — Aeußerungen des Königs bei dieser Gelegenheit. — Anekdote. — Auflösung der Nationalgarde. — Lager von Saint-Omer. — Anekdote. — Neue Wahlen. — Herr von Villèle wird aus dem Ministerium entlassen. — Neue Verwaltung — Das Ministerium Martignac. — Bewegung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Griechen. — Krieg zwischen den Russen und Türken. — Das Ministerium Polignac.

Die neue Regierung begann unter den glücklichsten Auspicien. Karl X. wurde bei seinem Einzuge in Paris mit den Aeußerungen der aufrichtigsten Freude empfangen. Trotz des schlechten Wetters war ihm die ganze Bevölkerung bis in die Champs Elysées entgegengegangen, und sein Einzug glich einem wahren Triumphzuge. Der Ruf: „Es lebe der König!" erscholl aus jedem Munde und heitere Zufriedenheit war auf allen Gesichtern zu lesen. Man erwartete viel von dem neuen Könige; in diesem Augenblicke und noch lange nachher beherrschte er die öffentliche Meinung. Er gefiel dem Volke und es war sehr geneigt, ihn zu lieben. Sein erster Act war populär, aber vielleicht etwas übereilt. Sich vollständig der Censur zu entäußern, ohne etwas an ihre Stelle zu setzen, war unvorsichtig und jeder Aufrichtigdenkende giebt jetzt zu, daß nichts Gutes daraus entstanden ist. Die öffentliche Meinung bildet sich in Paris zuweilen in launen-

haſter Weiſe und oft vermag eine kleine Anzahl Perſonen in einer beſtimmten Stellung, ihr eine ſchädliche Richtung und große Thätigkeit zu verleihen.

Die Generale der alten Armee hatten ſtets das öffentliche Intereſſe für ſich in Anſpruch genommen, denn ach! ſie waren ja die einzigen lebenden Denkmäler unſrer großen Epoche. Seit einigen Jahren aber wurden ſie vom Hofe mißachtet und man verfuhr ebenſo ungerecht als unpolitiſch gegen ſie. Beim Erſcheinen des neuen Königs hofften ſie, daß man ihnen gerecht werden würde, um ſo mehr als ſie nichts weiter verlangten als ihm zu dienen. Er nahm ſie mit dem liebenswürdigen Wohlwollen auf, das alle ſeine Handlungen charakteriſirte; anſtatt aber ihre Hoffnungen verwirklicht zu ſehen, verſchlimmerte ſich ihr Loos noch und ein eigenthümlicher Umſtand ſchien die Härte des Benehmens der Regierung gegen ſie zu vermehren.

Die auf halben Sold geſetzten Generale, welche keine Pferde hatten, waren dem Leichenwagen Ludwig's XVIII. zu Fuße gefolgt. Karl X. ſagte zu ihnen: „Sie haben die irdiſche Hülle meines Bruders zu Fuße begleitet, fortan ſollen Sie zu Pferde um mich ſein.“ Was liegt in dieſen Worten Andres als das Verſprechen, dieſe Generale wieder in Activität zu verſetzen? Doch wenige Tage darauf wurden ſie penſionirt. Der hieraus entſtehende Umſchlag der öffentlichen Meinung läßt ſich nicht beſchreiben. Dieſe ungerechte Maßregel war ſchon längſt in den Bureaux vorbereitet. Der Kriegsminiſter Baron von Damas, der ſeine Laufbahn in einer guten Armee gemacht und wirkliche Dienſte geleiſtet*), hatte es nicht zugeben wollen, daß tapfere Veteranen um den Lohn ihrer langjährigen Anſtrengungen und zahlreichen Wunden ge-

*) In Rußland.
(Anmerk. d. Herz. v. Ragusa.)

bracht würden; aber der Marquis von Clermont-Tonnerre, sein Nachfolger, ein Parade- und Hof-Militär, der aus den neapolitanischen und spanischen Truppen hervorgegangen war, nahm die Ausführung des Schrittes auf sich. Man vermuthete übrigens, daß Herr von Villèle diese Gewaltmaßregel verlangt habe, weil er aus Neid über die Art von Beliebheit, die sich der König bei den Generalen erworben, sofort zeigen wollte, daß er allein im Besitz der wirklichen Gewalt sei.

Die Ceremonie der Krönung fand im darauffolgenden Jahre statt. Der König hatte sich nach Rheims begeben, und dort ging sie am ersten Sonntage des Juni 1825 vor sich. Es ist damit ein in der Geschichte einzig dastehender Umstand verknüpft. Genau funfzig Jahre vorher wurde Ludwig XVI., Karl's X. Bruder gekrönt und eben so genau hundert Jahre früher ihr gemeinschaftlicher Großvater Ludwig XV. Zuweilen drängen sich, wie unter Ludwig XIV., die Generationen so aufeinander, daß ein sehr kleiner Zeitraum eine ganze Reihenfolge enthält, während sie zu anderen Zeiten Jahrhunderte umfassen.

Die Ceremonie war schön und imposant. Man hat die Einzelnheiten derselben so oft gelesen, daß ich es nicht unternehmen will, sie nochmals zu schildern. Ihre Pracht und Majestät entsprach der Idee, die ich mir davon gebildet hatte. Sonderbar ist es, was für irrige Ansichten gewisse Leute zuweilen über derartige Ceremonien haben; sie verstehen weder den Sinn eines solchen Schauspiels, noch können sie sich von dem dabei vorherrschenden Gedanken Rechenschaft geben. Ich will ein Beispiel dafür anführen, das ein Mann gab, von dem man zufolge seiner socialen Stellung hätte erwarten sollen, daß es ihm nicht an Einsicht fehlte. Der Marschall Moncey wurde als ältester Marschall dazu erwählt, bei der Krönung den Conne-

tabel vorzustellen. Seine Function besteht darin, mit gezogenem Schwerte, dem Sinnbilde der Militärmacht, welche dem Könige als Stütze dient und deren Oberhaupt er ist, neben diesem zu stehen. Der gute Marschall aber, als ehemaliger Oberinspector der Gensdarmerie und wahrscheinlich von dem Gedanken erfüllt, daß es nichts Schöneres gebe als diese letztere Function, hatte eine ganz andre Idee. Er sagte zu mir: „Der Connetabel ist das Symbol der Gefahren, von denen die früheren Könige inmitten ihrer hohen Vasallen umringt waren; sein Amt war, diese zu überwachen und im Schach zu halten". Demgemäß drehte er den Kopf beständig nach rechts und nach links, so daß er aussah wie eine Schildwache auf dem Posten; er war in seinen Augen wieder Chef der Gendarmerie geworden.

Den Tag nach der Krönung wurde der König als Großmeister des Ordens vom heiligen Geiste aufgenommen, ebenfalls eine imposante Ceremonie. Dann wurden wir zu Rittern dieses Ordens ernannt. Am dritten Tag hielt der König Revue über eine geringe Anzahl Truppen, die in einem unweit der Stadt errichteten Lager versammelt waren. Er spendete dabei verschiedene Belohnungen und wir brachten ihn endlich dahin, daß er dieselben eigenhändig übergab, wogegen er sich bisher gesträubt hatte und was er auch seitdem nicht wieder gethan, obwohl es ein sehr einfaches Mittel ist, ihren Werth zu erhöhen. Hierauf hielt er ein Kapitel des Heiligengeistordens und es fand eine Verleihung des Ordens statt, welche alle noch nicht damit decorirten Marschälle, mit Ausnahme zweier, des Marschalls Gouvion-Saint-Cyr und des Marschalls Molitor, umfaßte.

Die Rückkehr des Königs nach Paris und sein Einzug waren bei weitem nicht mehr so glänzend als die des vorhergehenden Jahres. Die öffentliche Meinung änderte sich bereits in bedenklicher Weise. Und doch

hatten die Bürger niemals einer größeren Freiheit genossen. Der Handel blühte, die Production der Fabriken hatte sich verdoppelt und der Consum, das Resultat des allgemeinen Wohlstandes, stand damit im Verhältniß. Der Werth des Grund und Bodens in Paris und den großen Städten war so gestiegen, daß einige Acker Landes ihren Besitzer zum reichen Manne machten. In ganz kurzer Zeit wurden in Paris über siebentausend Häuser gebaut, und zwar nicht um eine neue Bevölkerung aufzunehmen, sondern um den erhöhten Bedürfnissen zu genügen, welche aus der Zunahme des allgemeinen Wohlstands hervorgingen. Trotz dieses gedeihlichen Zustandes, von dessen Umfang sich die Nachwelt keine Vorstellung machen kann und dessen Basis die gesetzlichste Regierung, die regelmäßigste Verwaltung, Ueberfluß an Kapitalien, ein niedriger Preis des Geldes, kurz eine Bewegung und eine Thätigkeit waren, welche durch die allgemein verbreitete Aufklärung und durch das Beispiel eines Nachbarlandes unterstützt wurden, trotz aller dieser Wohlthaten und Motive des Glücks, sage ich, beherrschte eine dumpfe Besorgniß die Gemüther. Eine durch nichts genugsam begründete unbestimmte Angst vor der Zukunft war zu einer wahren moralischen Krankheit geworden, welche die Gesellschaft quälte.

Allerdings muß man sagen, daß der intriguante Einfluß des französischen Klerus sich überall fühlbar machte. Die französische Nation ist unbestreitbar religiös und stets geneigt, den Priestern Alles was ihnen im Interesse der Moral und Religion gebührt, zu gewähren; aber so bald sie sich in die weltlichen Angelegenheiten mischen, werden sie ihr verhaßt, und doch haben sie gerade bei uns eine wahre Manie, in diesen Angelegenheiten eine Rolle zu spielen. Auf dem Lande fand man sie intolerant und ungehorsam gegen ihre *Vorgesetzten*, und am Hofe ergriffen sie jede Gelegen-

heit, um in den wichtigsten politischen Fragen ihre Stimme laut werden zu lassen. Und welche Uebergriffe sie sich auch erlauben mochten, stets waren sie sicher, daß es ihnen ungestraft hinging. Eine Verordnung des Cardinals von Croï, Großalmoseniers und Erzbischofs von Rouen, eines braven Mannes, aber passiven Werkzeugs der Intriguanten, die ihn umgaben, brachte Alles in Aufruhr. In diesem überspannten Schriftstücke bemächtigte er sich der Civilgewalt und warf alle Gesetze über den Haufen, welche das Land regierten. Gleichwohl hatte die Sache keine schlimmen Folgen für ihn. Der Fürst Metternich, der sich damals in Paris befand, sagte bei dieser Gelegenheit wörtlich zu mir: „In Wien würde der Großalmosenier wegen eines solchen Schrittes abgesetzt und in ein Seminar verwiesen worden sein.“ Dem Cardinal von Croï aber wurde von Seiten des Königs nicht einmal eine Aeußerung des Mißfallens zu Theil.

Dieser so verderbliche Einfluß des Klerus machte sich allenthalben, selbst in der Armee bemerkbar. Die Almoseniere der Corps hatten einen zu hohen Rang erhalten, durch den sich die Offiziere gekränkt fühlten. Sie schickten dem Großalmosenier regelmäßige Berichte ein, gaben ihm Notizen über die Führung der Offiziere, und oft richtete sich der Kriegsminister bei seinen Beförderungen nach diesen Notizen. Mehr als einmal trug die Arbeit des Großalmoseniers über die der Inspecteurs den Sieg davon. Man fragt sich mit Recht, in welchem andern Lande ein solches System hätte durchgesetzt werden können.

Der außerordentliche Aufschwung des Landes und der gute Zustand der Finanzen gestattete dem Könige, einen großen Act der Gerechtigkeit auszuüben und das Gesetz über die Entschädigung der Emigranten in Vorschlag zu bringen. Trotz der Anstrengungen der revolutionären Partei, dieses Gesetz in Mißcredit zu brin-

gen, war es populär, denn es ist den Menschen angeboren, die Gerechtigkeit zu lieben, wenn ihre Leidenschaften und ihr Eigennutz sich nicht dagegen auflehnen. Abgesehen von seiner anerkannten Gerechtigkeit war dieses Gesetz auch politisch, denn durch das Wiedergutmachen von Unglück und durch das Heilen von Wunden schließt man den Abgrund der Revolutionen am sichersten. Es war ferner auch ein Finanz- und Administrationsgesetz, denn es verlieh einer Klasse von Eigenthum einen Werth wieder, den es in den Augen der öffentlichen Meinung verloren hatte. Kurz, es war eine weise, humane, in jeder Beziehung lobenswerthe Maßregel. Herr von Villèle führte sie mit großem Erfolge durch. Für ein solches Werk eignete sich sein Talent am meisten. Er war ein gründlich gebildeter Financier und ein geschickter Administrator, der seinen Plan eben so gut zu entwerfen, als zu vertheidigen und in's Werk zu setzen verstand, und er erntete denn auch allgemeinen Beifall. Merkwürdigerweise haben gerade Diejenigen, die von seinem System den meisten Nutzen hatten und die ihm die Wiedererlangung ihres Vermögens verdankten, am meisten zu seinem Sturze beigetragen, ja sie allein haben denselben eigentlich herbeigeführt.

Das Jahr 1825 war fast verstrichen, als man die Nachricht vom Tode des Kaisers Alexander erhielt, in Anbetracht des Umstandes, daß ganz Europa gewohnt war sich unter seinen Willen zu beugen, ein hochwichtiges Ereigniß. Er bediente sich der Magie einer moralischen Macht, die sich auf seine zahlreichen, stets schlagfertigen, in Divisionen und Armeecorps eingetheilten und mit allem Möglichen reichlich versehenen Heere gründete, des Zaubers, der nothwendig den Beherrscher so ausgedehnter Staaten umgiebt, welche den siebenten Theil des Festlandes der Erde bilden und *in Folge ihrer* Lage unverletzbar, oder zum wenigsten

unzerstörbar sind. Oft drohen und selten zuschlagen, dann aber nachdrücklich und in einer Weise, die unvergeßliche Erinnerungen hinterläßt, dies ist die Politik, welche für Rußland paßt und die der Kaiser Alexander während der letzten Jahre seiner Regierung befolgt hat. In den zehn Jahren von der zweiten Restauration bis zu seinem Tode hat er die Welt beherrscht und die Geschicke aller Völker Europa's bestimmt, ohne einen einzigen Mann dazu zu brauchen, durch die bloße Macht seines Namens.

Der Zustand, in welchem er Rußland hinterließ, die Ungewißheit der Thronfolge erhöhten noch die Bedeutsamkeit des Moments. Alexander's Testament vermachte die Krone seinem zweiten Bruder Nikolaus. Die durch die pragmatische Sanction Paul's festgestellten Rechte investirten dagegen Constantin mit dem ungeheuren Erbtheile. Nikolaus schlug zuerst die Krone aus. Er hielt sich an das ältere und allgemein anerkannte Gesetz; ja er ließ sogar Constantin, der in Warschau residirte, den Eid leisten. Constantin aber erinnerte sich des Versprechens, das er Alexander gegeben, und des Hasses, den seine übermüthigen Jugendstreiche in vielen Gemüthern entzündet hatten, und er verweigerte die Annahme der Krone. In diesem Loyalitäts- und Uneigennützigkeitskampfe zwischen den beiden Brüdern, ein Kampf, von dem die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat, unterlag Nikolaus, und er sah sich gezwungen, die Bürde auf sich zu nehmen. Die näheren Umstände seiner Thronbesteigung sind so merkwürdig und dramatisch, daß sie ausführlich erzählt zu werden verdienen. Nikolaus, obwohl noch sehr jung und den Staatsgeschäften bisher völlig fremd, entfaltete auf der Stelle den großartigsten Charakter und jene moralische Energie und jenen Muth, deren Hauptelement die Seele ist.

Der Aufenthalt der russischen Truppen in Paris

hatte seine Früchte getragen. Ideen zu Reformen und Veränderungen, welche in Rußland vorzunehmen sein würden, erfüllten die Köpfe einer großen Anzahl von Offizieren. Der Kaiser Alexander, dessen politisches Leben aus verschiedenen Phasen bestand, war zuerst eine Reihe von Jahren der erbittertste Feind Napoleon's, dann eine Zeitlang sein leidenschaftlicher Bewunderer. Hierauf wurde er ein fanatischer Liberaler. Noch später endlich warf er sich dem Mysticismus in die Arme und kehrte zu den Ideen von absoluter Gewalt und despotischer Regierung zurück. Als er sich in der liberalen Phase befand, hatte er alle neuen Ideen unterstützt und ihre Entwickelung begünstigt. Es wurden ihm daher mehrere Verbesserungsprojecte unterbreitet. Seine Sinnesänderung verdroß seine ehemaligen Freunde, und sie dachten daran, sich selbst zu befreien. Es ward eine Verschwörung angezettelt, deren Verzweigungen sich sehr weit erstreckten. Sie ging von der Garde aus und hatte in fast sämmtlichen Armeecorps Eingang gefunden; als aber die Pläne bekannt wurden, konnte man sehen, welche überspannten Köpfe sie entworfen hatten. Die extravagantesten, unausführbarsten Ideen, begleitet von den grausamsten Maßregeln, waren angenommen worden.

Die Verschwörung stand auf dem Punkte auszubrechen, als der Kaiser Alexander starb. Dieser Regierungswechsel in einem Augenblicke wo die Ungewißheit der Thronfolge die Staatsgewalt schwächte, kam den Verschwörern trefflich zu Statten. Nikolaus hatte, wie schon erwähnt, trotz des Testamentes Alexander's, das ihn zum Erben der Krone einsetzte, sich beeilt, Constantin den Eid leisten zu lassen. Der Offizier, welcher an diesen abgeschickt wurde, um ihn davon zu benachrichtigen, wurde übel empfangen und mit einer förmlichen Weigerung zurückexpedirt. Als *er wieder in* Petersburg eintraf und Nikolaus mit

dem Titel „Majestät“ anredete, erhielt er einen Verweis. Es ist etwas Merkwürdiges, dieser Streit, dieser Widerwille gegen den Thron und dieser beiderseits gegen den Ueberbringer einer so wichtigen Nachricht, welche sonst so freudig aufgenommen und so reich belohnt wird, geäußerte Zorn! Ganz anders war es bei der Thronbesteigung Paul's, der den Grafen Subow zur Belohnung für die Nachricht vom Tode seiner Mutter, die er ihm überbrachte, einen hohen Orden verlieh. Der Widerstand war von beiden Seiten aufrichtig, und die beiden Brüder zeigten, indem sie sich aussprachen, den Grund ihres Herzens; als aber die beharrliche Weigerung Constantin's Nikolaus endlich bewog, die Krone anzunehmen, benutzten die Verschwörer begierig diesen dem Volke unbekannten Umstand, um die öffentliche Meinung irre zu führen. Sie sagten, der Usurpator Nikolaus habe die Abwesenheit seines Bruders benutzt, um sich eines ihm nicht gehörenden Gutes zu bemächtigen, als ob das von vornherein beobachtete Verfahren nicht schon diese gehässige und ungerechte Anschuldigung widerlegt hätte!

Am 26. December, als die kaiserliche Garde den Befehl erhalten hatte, unter die Waffen zu treten, um dem neuen Souverain den Eid der Treue zu leisten, brach die von den Verschwörern angeschürte Insurrection aus. Die ersten Truppen, welche an Ort und Stelle erschienen, waren Meuterer. Nikolaus verließ auf die erste Nachricht den Winterpalast, in welchen sich kaum dreihundert Mann Garde befanden, und begab sich in Begleitung einiger Offiziere auf den Paradeplatz. Hier, allein und wehrlos, konnte er noch nicht wissen, welche Truppen ihm treu bleiben und wie weit die Insurrection gehen würde. Ein Bataillon vom Regiment Moskau, unter dem Commando des Majors Paskoff, kehrte, nachdem es vor der Festung erschienen war und man ihm den Eintritt verweigert hatte,

wieder um. Der Kaiſer reitet ihm entgegen, und als die Soldaten ſeiner anſichtig werden, rufen ſie: „Es lebe Conſtantin!“ Ohne die mindeſte Furcht zu zeigen, ſagt der Kaiſer zu ihnen mit der imponirenden Ruhe, welche in Momenten der Gefahr einen ſo gewaltigen Eindruck auf den großen Haufen macht: „Ah, Ihr gehört alſo zu denen! Wohlan, Euer Platz iſt nicht hier, ſondern beim Senat!“ Und im Commandotone ſetzte er hinzu: „Rechts abgeſchwenkt, marſch!“ Das Bataillon ſetzte ſeinen Weg fort und entfernte ſich.

Dieſer hohe Muth rettete Nikolaus. Hätte er in der Mitte der Empörer die mindeſte Furcht gezeigt, ſo wäre er verloren geweſen. Einige Augenblicke ſpäter erſcheint ein anderes Regiment, das Regiment Ismailowsky, deſſen Inhaber Nikolaus als Großfürſt war. Der Kaiſer reitet auf daſſelbe zu und als er die Soldaten düſter und ſchweigſam findet, ſagt er zu ihnen: „Meine Freunde, wir hatten Conſtantin als Kaiſer anerkannt, er aber hat die Krone ausgeſchlagen. Nach ihm kommt ſie mir zu und ich habe ſie daher annehmen müſſen.“ Das nämliche Stillſchweigen, kein gewohntes Hurrah läßt ſich vernehmen. „Nun, Ihr ſcheinet übel gegen mich geſinnt zu ſein; ich will ſehen, wie weit Eure Mißſtimmung geht.“ Er befiehlt hierauf, die Gewehre zu laden, und ſetzt hinzu: „Was antwortet Ihr mir jetzt?“ Dieſer Beweis von Vertrauen erſchüttert die Soldaten und erfüllt ſie mit Bewunderung, und ſie rufen zu wiederholten Malen: „Es lebe Nikolaus!“ Welcher ſublime Gedanke! es liegt darin eben ſo viel Muth als Edelſinn und tiefe Kenntniß des Menſchen, beſonders der Soldaten, welche durch Hochherzigkeit ſtets überwältigt werden.

Doch die Stunden verſtreichen und die treuen Truppen verſammeln ſich beim Palaſte, während die Meuterer und Empörer ſich auf dem Platze des Senats aufſtellen. So ſtehen ſie einander gegenüber, nur durch

einen ziemlich schmalen Zwischenraum getrennt. Das Oberhaupt des ganzen Unternehmens, der Fürst Trubetzkoi, verliert den Muth und erscheint nicht an der Spitze der Mißvergnügten, und diese wagen ohne Anführer nichts zu unternehmen. Nikolaus sendet Offiziere an sie ab, um sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen; aber diese Offiziere gehören mit zu den Verschworenen. Anstatt sich des ihnen ertheilten Auftrags zu entledigen, ermahnen sie die Empörer auszuharren, während sie bei ihrer Zurückkunft dem Kaiser die bevorstehende Unterwerfung der Truppen melden. Der Zweck dieser verrätherischen Offiziere war, Zeit zu gewinnen, Nikolaus von der Anwendung strenger Maßregeln abzuhalten und so ohne Kampf das Ende des Tages zu erreichen. Dann hatten sie in der langen Winternacht Zeit und Muße, sich zu besprechen und mehr Einmüthigkeit und Energie in die Empörung zu bringen.

Nach mehrstündigem nutzlosen Hin- und Herreden entschließt sich der Kaiser, der das Gefährliche eines langen Zögerns einsieht, zu handeln. Eine Batterie von sechs Kanonen wird vorgefahren und einen halben Kartätschenschuß von den Meuterern aufgestellt. Diese, ohne Anführer, erwarten mit stupidem Gleichmuth das Feuer, das gegen sie gerichtet werden soll; sie gehen weder vor- noch rückwärts. Drei Salven tödten eine beträchtliche Anzahl von ihnen und die übrigen stieben in der Richtung des Englischen Quais auseinander. Die Cavalerie wird zu ihrer Verfolgung abgeschickt, um sie entweder vollends niederzumachen oder sie gefangen zu nehmen.

Nikolaus, noch jung, ein Neuling im Regieren und in einer so ernsten Lage, die dem Geiste so unklare und bedrohliche Consequenzen vor Augen treten ließ, zeigte sich sofort seiner hohen Stellung gewachsen. Er bewies eine große Seelenstärke, eine große Mäßigung, verstand es aber auch in dem Augenblicke wo falsches

Mitleid großes Unglück nach sich gezogen haben würde, zu strengen Mitteln zu greifen und Blut zu vergießen. Die gleichzeitige Anwendung seiner verschiedenen Eigenschaften hat ihm den Thron erhalten und Rußland von der Anarchie und einer schrecklichen Revolution bewahrt. Die Kaiserin Mutter, eine Frau von großer Characterstärke, welche die Erziehung Nikolaus' geleitet, sprach am Abend dieses wichtigen Tages die denkwürdigen Worte: „Als Jüngling hat mein Sohn den Palast verlassen, als gereifter Mann und erprobter Monarch ist er in denselben zurückgekehrt."

Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus gab sämmtlichen Mächten Anlaß, Personen zur Beglückwünschung nach Petersburg zu senden. Später machte sie die Ernennung von außerordentlichen Gesandten nöthig welche der Krönungsfeier beiwohnen mußten. Für Frankreich wurden verschiedene Männer dazu vorgeschlagen. Es bedurfte dazu schlechterdings eines Militärs, dessen Name bekannt war und der an unsre große Epoche erinnerte. In Rußland trägt Alles den militärischen Character; Alles, Feste, Ceremonien ꝛc. läuft auf Paraden und Militärübungen hinaus. Einem Gesandten aus dem Civilstande würde Alles fremd gewesen sein. Er würde weniger als ein Andrer Gelegenheit gehabt haben, den Kaiser zu sehen, sich ihm zu nähern und in eine gewisse Intimität mit ihm zu treten. Außerdem bedurfte es dazu eines Mannes von Welt, der befähigt und gewohnt war, sich in höhern Kreisen zu bewegen. Der König war der Meinung, daß ich diese doppelte Bedingung erfülle, und ich wurde gewählt. Ich war sehr erfreut darüber, denn ich trat nun wieder nach so vielen Jahren der Ruhe in die Oeffentlichkeit; die Sendung gab mir ferner Gelegenheit, ein Land zu sehen, das ich noch nicht kannte, diese russische Macht, die im Laufe eines Jahrhunderts so *furchtbar* geworden ist, von Tag zu Tag stärker wird

und immer größeren Einfluß auf die Geſchicke Europa's ausübt, in der Nähe zu betrachten und genau zu ſtudiren; endlich den Anfang einer Regierung zu ſehen, deren noch ſo junger und in den Staatsgeſchäften ſo unerfahrener Leiter bereits einen ſo erhabenen Charakter und einen ſo ſeltenen Muth gezeigt hatte. Dieſe Sendung bildet eine angenehme Epiſode meines Lebens. Sie hat mir Gelegenheit gegeben, fünf Monate mit Glanz aufzutreten, und hat ſchöne Erinnerungen in mir zurückgelaſſen, aber einen nachtheiligen Einfluß auf meine Vermögensverhältniſſe ausgeübt; denn meine großen Unternehmungen gingen zuerſt in Folge der mangelnden Oberaufſicht zurück und geriethen dann in eine Unordnung, die meinen Ruin herbeiführte.

Es war Ende Februar 1826, als der König ſich entſchloß, mich zum außerordentlichen Geſandten für Rußland ernennen. Ich traf meine Anſtalten, um ihn würdig zu repräſentiren. Bedeutende Fonds wurden mir zur Verfügung geſtellt. Die Vornehmſten unter der pariſer Jugend bewarben ſich um die Gunſt, mich begleiten zu dürfen. Es wurden mir fünfzehn Geſandtſchaftscavaliere beigegeben, unter denen ſich drei Generale befanden. *)

Nie wurde eine Geſandtſchaft mit größerer Sorgfalt und größerem Glanze organiſirt. Nachdem alle

*) Liſte der Geſandtſchaftscavaliere, welche mir zur Begleitung attachirt wurden: der Vicomte von Talon, der Graf von Damrémont, der Vicomte von Broglie, Generalmajore; der Graf von Caraman, der Marquis von Caſtries, der Marquis von Podenas, Oberſten; der Graf Alfred von Damas, der Vicomte Emanuel von Brézé, der Graf von Biron, der Graf von Maillé, der Vicomte de la Ferronays, der Graf von Villefranche, der Graf von Bogüé, der Graf von Croï; als Sekretär hatte ich einen berühmten Dichter, Ancelot, bei mir.

(Anmerk. des Herzogs von Ragusa.)

Vorbereitungen beendigt waren, brach ich auf. Am 19. April verließ ich Paris, um mich zuerst nach Berlin, und dann nach St. Petersburg zu begeben.

Am 22. begegnete ich auf der Landstraße dem Herzoge von Wellington, der von Petersburg zurückkam. Wir hielten an und sprachen einige Augenblicke mit einander. Diese zwischen Generalen, welche gegen einander gekämpft haben, angeknüpften Bekanntschaften sind bemerkenswerth und von besonderem Interesse, denn die aus der Erinnerung an vergangene Thaten entspringende gegenseitige Achtung ist die Basis derselben, und in dieser Beziehung habe ich alle Ursache gehabt, mich durch die Gesinnungen, welche der Herzog von Wellington bei jeder Gelegenheit gegen mich an den Tag gelegt hat, geschmeichelt zu fühlen.

Am 23. April bei guter Zeit kam ich in Weimar an. Ich brachte den Abend bei Hofe zu und sah den Großherzog und seine ganze Familie.

Diesem durch seine Politesse renommirten kleinen Hofe fehlt es keineswegs an Glanz. Die an demselben herrschende Etikette verräth jedoch durchaus nicht die Absicht, den großen Souverain spielen zu wollen, und die Fürsten zweiten Ranges, welche so handeln, gehen von einem ganz richtigen Gesichtspunkte aus. Wo es anders ist, ergeben sich nothwendigerweise Abgeschmacktheiten und Lächerlichkeiten. Wenn hingegen ihre einfache Lebensweise sie allen ihren Unterthanen zugänglich macht und ihnen eine steife Repräsentation erspart, so genießen sie gleichzeitig alle Vortheile ihrer hohen Stellung und alle Annehmlichkeiten des Privatlebens. Eine solche Existenz steht dem Hofe von Weimar um so besser an, als er ein Sammelplatz verdienstvoller und genialer Leute, und die Liebe zur Literatur, zu den Wissenschaften und zu den Künsten an demselben allgemein verbreitet ist. Der Großherzog hatte viele ausgezeichnete *Männer* in seine Nähe berufen, unter Anderen den be-

rühmten Göthe, der einen großen Theil seines Lebens in Weimar zubrachte. Die Großherzogin war eine Frau von anerkanntem Verdienst und von großer Autorität. Durch ihr besonnenes und muthiges Benehmen rettete sie nach der Schlacht bei Jena ihr Land. Die Wirren des Kriegs schreckten sie nicht. Sie erwartete Napoleon in ihrem Schlosse und eroberte ihn durch ihren Geist und ihre Einsicht. Ich machte der Großfürstin Marie, der Gemahlin des Erbprinzen und Schwester des Kaisers von Rußland, meine Aufwartung. Der Schmerz, den sie über den Tod des Kaisers Alexander empfand, machte einen erschütternden Eindruck auf mich. Unter ihren Kindern befanden sich damals zwei reizende Prinzessinnen von seltener Schönheit. Sie sind beide an preußische Prinzen verheirathet, äußerst liebenswürdige und hochgebildete Männer: an die Prinzen Karl und Wilhelm.

Am Hofe zu Weimar fand ich den bairischen Feldmarschall Fürsten von Wrede, der von einer Sendung nach Petersburg zurückkam. Ich hatte ihn schon während unserer Feldzüge kennen gelernt und erneuerte jetzt die Bekanntschaft mit ihm. Sein Anblick weckte den Gedanken in mir, daß die Armeen der Mächte zweiten Ranges das eigenthümliche Privilegium haben, stets siegreich zu sein. Sie schließen sich nothgedrungen einem politischen System, einer Großmacht an. So lange das Glück den Anstrengungen dieser Macht günstig ist, bleiben sie mit ihr verbündet; sobald es aber umschlägt, verlassen sie dieselbe, um eine gegnerische Allianz zu schließen, so daß der Besiegte nach erlittenen Niederlagen seine Streitkräfte sich vermindern und die seines Gegners wachsen sieht, was der neuen Allianz eine Reihe von Siegen sichert. Die Befehlshaber ihrer Truppen haben dann auch gemeinsame Erinnerungen mit allen Chefs der europäischen Heere. Wrede war bei Austerlitz, bei Wagram ꝛc. mein Waffengefährte ge-

wesen, und hätte er sich mit Blücher, Schwarzenberg oder Sacken in einem Salon befunden, so würde er sich auch mit ihnen über die in den Jahren 1813 und 1815 gemeinschaftlich gelieferten Schlachten haben unterhalten können.

Den Tag darauf setzte ich meine Reise fort und kam am 25. in Berlin an. Ich wurde sofort dem Könige und der königlichen Familie vorgestellt. Ich verweilte acht Tage in dieser Residenz, um alles was dieselbe Interessantes und Sehenswürdiges darbietet, in Augenschein zu nehmen. Berlin giebt gewissermaßen einen Vorgeschmack von Petersburg und Rußland. Alles hat daselbst einen militärischen Character, aber es herrscht dort noch mehr Ordnung als in Rußland. Die Verwaltung ist in Preußen ebenso redlich als einsichtsvoll; das daselbst angenommene und streng befolgte System vervierfacht die Hülfsquellen und Mittel der Regierung.

Der König von Preußen ist vor Allem der Chef der Armee. Seine Manieren, seine Gewohnheiten und Beschäftigungen stehen mit diesem Titel und dieser Function im Einklang. Er kümmert sich um die kleinsten Details in Allem was seine Truppen angeht. Seine Söhne, seine Brüder, seine Vettern sind eben so viele active Generale und Inspecteurs, welche die ihnen obliegenden Pflichten mit Eifer erfüllen. Der König empfängt täglich Rapporte wie ein Generalissimus. Alle Offiziere, die ihn sprechen wollen, haben Zutritt bei ihm. Weit entfernt, die Gebräuche des Südens anzunehmen, welche die Souveraine isoliren und Allem was vorgeht fremd machen, giebt er den ausgezeichneten Einheimischen und den hervorragenden Fremden, welche ihn besuchen, häufige Diners. Ich wurde ebenfalls mit meinen sämmtlichen Begleitern zu einem solchen eingeladen. Nach der herrschenden Etikette hat der König seinen Platz in der Mitte der Tafel. Zu seiner Rechten und Linken sitzen die Prinzen und Prinzessinnen seines

Hauses in der Reihenfolge ihres Ranges; und da die preußische Königsfamilie sehr zahlreich ist, so nimmt sie fast die ganze eine Seite der Tafel ein. Derjenige Fremde, den der König besonders auszeichnen will, sitzt ihm gegenüber; auf diese Weise kann er sich bequem mit ihm unterhalten, da die Tafel nicht sehr breit ist. Die Fürstin Liegnitz, die Gemahlin des Königs, ist eine angenehme Person; aber obgleich sie anerkannt ist, macht ihre zweideutige Stellung ihr Leben gerade nicht beneidenswerth, es müßte denn sein, daß ihr Herz von einer sehr lebhaften Zuneigung zu ihrem Gemahl erfüllt wäre. Sie hat die Nachtheile einer Größe ohne die Vortheile derselben.

Der König ließ mir zu Ehren von der berliner Garnison große Manöver ausführen. Es waren vierzehn Bataillone, zweiundzwanzig Schwadronen und eine verhältnißmäßige Artillerie. Die Bewegungen wurden mit vorzüglicher Präcision und Schnelligkeit ausgeführt. Was mich bei diesen Manövern in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß ein Drittheil der Soldaten aus Rekruten bestand, die erst zu Ende des vorigen Jahres bei ihren Regimentern angekommen waren. In Zeit von vier Monaten waren sie einexerciert und in die Bataillone eingestellt worden. Allerdings ist die preußische Militärinstruction jetzt die einfachste in ganz Europa. Früher war Alles Fantasmagorie in dieser Armee, Alles war complicirt. Nach den Niederlagen von 1806 hat man dieses Charlatanerieſyſtem aufgegeben. Aufgeklärte Männer, geschickte Offiziere haben, nachdem sie die wahren Bedürfnisse des Kriegs zu erkennen gesucht, das preußische Heerwesen auf die einfachsten Grenzen zurückgeführt, indem sie Alles abschafften, was nur für die Parade und für das Auge bestimmt war. Dieses Programm war die nothwendige Folge des Militärsystems, welches eingeführt worden ist und nach welchem bekanntlich die ganze Be-

völkerung nach und nach unter die Waffen gerufen wird, ein System; das der schwachen und abhängigen Stellung, in welche Preußen durch sein Mißgeschick gerathen war, vortrefflich entsprach.

Nach dem Frieden von Tilsit war Preußen zu einer Macht zweiten Ranges herabgestiegen; aber es hatte noch alle seine Erinnerungen und alle seine nationalen Leidenschaften. Dies war hinreichend, um es noch immer achtunggebietend zu machen. Napoleon wußte sehr wohl, daß der gekränkte Stolz nie verzeiht, und daher traute er Preußen nicht. Der erste Beweis, den er davon gab, war, daß er die Truppenzahl des Königs von Preußen limitirte. Aber die preußische Regierung, welche in Zeiten die Mittel zu ihrer Befreiung vorbereiten wollte, um dieselbe ausführen zu können, sobald die Umstände es möglich machten, nahm, während es scheinbar gehorchte, einen Rekrutirungs- und Beurlaubungsmodus an, durch den in aller Stille eine Armee geschaffen wurde, deren Stärke binnen wenigen Jahren enorm sein mußte. Der Urheber desselben war der General Scharnhorst. Man beschränkte den Dienst der unter die Fahnen berufenen Mannschaften auf drei Jahre, so daß also die Armee jedes Jahr zum dritten Theile erneuert wurde. Die zur Instruction verwendeten Bataillonscadres wurden so eine Kriegsschule für die ganze Nation. Napoleon merkte die Absicht nicht, die Preußen aber, welche den Zweck des neuen Systems sofort errieth en, nahmen es mit Begeisterung auf und erblickten darin das Element ihres Heils. Die Offiziere und Unteroffiziere, welche sämmtlich als Instructoren verwendet wurden, machten in kurzer Zeit aus den vom besten Geiste beseelten Rekruten tüchtige Soldaten.

Als Preußen im Jahre 1813 zu den Waffen eilte, um uns zu bekämpfen, konnte es in einem Augenblicke *zweimalhun*derttausend alte Soldaten unter den Fah-

nen verſammeln, und die ganze, von edlen und patriotiſchen Gefühlen beſeelte Jugend der Exercierplätze ergänzte dieſe Armee und verlieh ihr die Energie, die ſie ſo furchtbar machte; denn die preußiſche Armee ſchlug ſich damals gegen uns mit größerer Tapferkeit und Erbitterung als alle anderen.

Dieſes unter der herrſchenden Gewalt der oben bezeichneten Ausnahmszuſtände eingeführte Syſtem iſt beibehalten worden und es beſteht noch in dem Augenblicke wo ich Gegenwärtiges ſchreibe. Es erfordert jedoch von Seiten der Offiziere und Unteroffiziere faſt unglaubliche Mühen und Arbeiten, wie ſie gewöhnliche Zeiten in der Regel nicht mit ſich bringen. Der perſönliche Einfluß des Königs und die Mitwirkung aller Prinzen ſeines Hauſes haben bis jetzt den zu Anfang gegebenen Impuls aufrecht erhalten. Es iſt ein Wunder, das jedoch ein Ende nehmen muß, denn es verlangt von Seiten der Offiziere unerhörte und ſich immer wieder erneuernde Anſtrengungen. Es iſt begreiflich, daß das Bewußtſein, das öffentliche Wohl zu fördern, auf eine gewiſſe Zeit zu einem anhaltenden Eifer anſpornt, den nichts ermüdet. Auch wenn der Zweck erreicht iſt, wird die Gewohnheit noch einige Zeit fortdauern; aber es kommt ein Moment, wo Alles in eine mit den Fähigkeiten Aller mehr in Verhältniß ſtehende Ordnung zurückkehren muß. Die Offiziere und Unteroffiziere müſſen außer den täglichen Dienſtpflichten unabläſſig als Inſtructoren thätig ſein. Jedes Jahr haben ſie neue Mannſchaften einzuexerciren, welche bald darauf verſchwinden, um anderen Platz zu machen, die wieder einexercirt werden müſſen und die bald nachher ebenfalls abgehen, und ſo fort von Jahr zu Jahr; gewiß eine entmuthigende Arbeit, welche an die Qual der Danaiden erinnert.

Man kann übrigens dieſe Truppen, die ihr vortrefflicher Geiſt und ihr Dienſteifer in der Erfüllung

ſo beſchwerlicher Pflichten guten Muthes erhält, nicht genug bewundern. Daher haben ſie aber auch das Ziel erreicht, das ſie ſich vorgeſteckt hatten, denn, ich wiederhole es, die Inſtruction iſt vollkommen und entſpricht allen Anforderungen des Kriegs. Der Marſch iſt vortrefflich und leicht, die Diſtancen und Richtungen werden mit größter Präciſion eingehalten, das Feuer iſt lebhaft und regelmäßig. So vieler Vorzüge bedarf es kaum, um Schlachten zu liefern und zu gewinnen.

Etwas rechtfertigt jedoch in Preußen die Fortdauer des Syſtems, deſſen übermenſchliche Anſtrengungen für die Offiziere und Unteroffiziere der Regimenter ich dargethan habe: die Nothwendigkeit, die geſammte männliche Bevölkerung für den Kriegsdienſt zu bilden. Die preußiſche Monarchie hat ein äußeſt unregelmäßig geſtaltetes Ländergebiet und deshalb keine Vertheidigungsgrenze. Ueberall iſt ſie verwundbar, ſie kann in der Mitte angegriffen und durch einen erſten Sieg in zwei Hälften getrennt werden. Sie muß ſich daher in allen ihren einzelnen Theilen vertheidigen können. Zu dem Ende muß das ganze Land gewiſſermaßen als ein großes Lager betrachtet werden und die Nation muß ſich in eine Armee verwandeln können. Die Bevölkerung muß ſich überall erheben und vertheidigen können, und damit ſie das mit Erfolg vermag, muß ſie organiſirt, eingeübt und in Cadres formirt erhalten werden, ſonſt würde ſie ſich weder bewegen noch ſchlagen können. Bei dieſem Syſtem ſind die Feſtungen mit wenigen Ausnahmen nur Depot- und Waffenplätze der Armeecorps, in denen die aufgehäuften Vorräthe aller Art in Sicherheit ſind.

Ich beſuchte auch Potsdam, und der König hatte die Güte, mir die dortige Garniſon ebenfalls vorzuführen. Diesmal handelte es ſich jedoch nicht um Manöver, ſondern nur um eine äußerſt elegante Parade. Die Truppen ſahen prächtig aus und defilirten vor dem König.

Der Prinz Albrecht, Sohn des Königs, ein sechzehnjähriger Jüngling, war Lieutenant in einem Garde-Infanterieregiment. Er defilirte an der Spitze seines Pelotons: ein schöner Anblick, eine dem Militärdienste, seiner Wichtigkeit und seinen Rechten dargebrachte schmeichelhafte Huldigung und ein wirksames Mittel, das Ansehen zu erhöhen, das demselben aus so vielen Gründen gebührt; endlich eine peremtorische Antwort auf maßlose Prätensionen und Bestrebungen. In Frankreich sind wir davon weit entfernt; der Verstand, der praktische Theil der Staatsgeschäfte und des Regierens, scheinen nur im Norden bekannt zu sein. Im Süden ist Alles Laune und Misère. Bei uns gab man vor nicht langer Zeit einem Knaben in der Kinderjacke, der noch nicht lesen konnte, Adjutanten! Ein lächerlicher, bemitleidenswerther Unsinn!

Nachdem ich beim Könige gespeist hatte, nahm ich die Stadt Potsdam und das Schloß Sanssouci nebst den im Parke enthaltenen Sehenswürdigkeiten in Augenschein. Ueberall stößt man auf Erinnerungszeichen an den großen Friedrich, dessen Gedächtniß hoch verehrt wird. Fünf französische Adler, die in den Jahren 1813 und 1815 erbeutet wurden, liegen auf seinem Grabe: der würdigste Tribut für das Andenken eines so großen Feldherrn.

Nachher besuchte ich Charlottenburg. Das Schloß enthält das der Königin errichtete Mausoleum, ein Werk des berühmten Rauch. Die Statue der Fürstin in anmuthig liegender Stellung, ist dasjenige Sculpturwerk, dessen Anblick mir das meiste Vergnügen gemacht hat. Man sagt, es soll ähnlich sein, was ich jedoch nicht beurtheilen kann, da ich die Königin nicht gekannt habe. Die Stellung der Figur aber ist sehr schön und das Gesicht hat einen bewunderungswürdigen Ausdruck. Leben und Tod sind darin vereinigt; die irdische Existenz ist zu Ende, doch erkennt man in den Zügen *ein Gefühl von Sanftmuth und Wohlwollen.*

Unter den Sehenswürdigkeiten Berlins figurirt in erster Linie das Zeughaus, ein schönes Gebäude, das große Artillerievorräthe aller Art und einen ungeheuren Waffensaal mit mehr als hunderttausend Flinten enthält. Der Prinz August von Preußen, Chef der gesammten preußischen Artillerie, führte mich herum.

Ich war kaum in den Saal eingetreten, als mir die Trophäen, mit denen er decorirt ist, in's Auge fielen. Eine enorme Masse französischer Fahnen befand sich darunter. Meine erste Regung war Bedauern darüber, daß ich hierhergekommen; da ich aber einmal da war, mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen. Besonders die Menge der Fahnen schien mir ganz unglaublich; aber eben ihre große Anzahl diente dazu, mich über ihren geringen Werth und über den wenigen Ruhm, der aus ihrem Besitz resultirte, aufzuklären. Diese Fahnen hatten den französischen Regimentern gehört, bevor sie Adler dagegen erhielten, und sie waren bei der Occupation von Paris in einem Magazin gefunden worden. Es befanden sich darunter sogar Fahnen von Dorfnationalgarden und selbst eine rothe Fahne, welche nach einer Verordnung der Constituante bei Straßenemeuten und bei Verkündigung des Standrechts aufgesteckt wurde. Alle diese überall zusammengerafften und vor den Augen der Unwissenden mit prunkendem Stolze entfalteten Fahnen geben nur Zeugniß von dem Einrücken der fremden Heere in Frankreich und Paris, was Jedermann bekannt ist.

Im Allgemeinen haben die Preußen etwas Großsprecherisches und Renommirendes. Ueberall ist es auf äußeren Effect abgesehen. Die Häuser gleichen von Außen Palästen, und das Innere straft diese Prätension Lügen. Man kann auf die Regierung wie auf die Privatleute den Volksausdruck „auf der Straße tapezieren" anwenden; aber indem man diese unbestreitbare Wahrheit anerkennt, kann es Einem auch nicht ent-

gehen, in wie hohem Grade sich dieses Königreich durch Einsicht, weise Sparsamkeit und ein ganz vorzügliches Verwaltungs- und Regierungssystem auszeichnet. Alles was in Preußen geschieht, trägt den Stempel einer Wachsamkeit, von der man sich keinen Begriff machen kann. Das Gefühl der Wohlthaten dieser Verwaltung und ihrer Gerechtigkeit muß sehr tief und innig sein, da es hingereicht hat, die Nation zu befriedigen, nachdem ihr im Jahre 1813 mit verschwenderischer Freigebigkeit, um damals ihre Energie anzuspornen, eine Menge Institutionen versprochen worden waren, die sie niemals erhalten hat. Alle Erinnerungen und aller moralische Einfluß Frankreichs sind vor dem gegenwärtigen Wohlbefinden verschwunden. Niemand denkt mehr an überflüssige Dinge, weil man sich im Genusse der bestmöglichen Resultate befindet; vielleicht haben auch die neuerlichen Erschütterungen und unglücklichen Vorgänge, deren Schauplatz Frankreich gewesen ist, die Völker über ihre wahren Interessen aufgeklärt. Fürsten der Erde, regieret gut, mit Festigkeit, Gerechtigkeit und Einsicht, und Ihr werdet keine Revolutionen haben.

Am 3. Mai brach ich auf, um meine Reise fortzusetzen. Das Land, durch das ich reiste, war nichts weniger als schön. Sand, fast immer Sand, und der traurige Character, den eine bleiche kalte Sonne der Natur verleiht. Die Heerstraße, eine macadamisirte Chaussee, war ihrer Vollendung nahe. Diese schöne, große und nützliche Straße wird diese entfernten Völkerschaften mit dem Süden und Westen Europa's verbinden und sie so den Pflanzstätten der Civilisation näher bringen. Das Land ist mit rundgewaschenen Granitblöcken von ungleicher Größe bedeckt, welche durch Erdrevolutionen aus den Karpathen oder aus Schweden dahin geführt worden sind. Diese Steine, das einzige vorhandene gute Baumaterial, werden gebrochen, und die kleinen Abfälle dienen zur Grundlage der

Chauſſee. Ich machte in Mitau Halt, wo ich das Schloß, mehrere Jahre hindurch die Zufluchtsſtätte der franzöſiſchen Königsfamilie, beſuchte. Zu wie vielen andern und noch ſchmerzlicheren Pilgerfahrten war dieſe unglückliche Familie verurtheilt!

In Riga hielt ich mich einen Tag auf. Ich fand dort als Gouverneur einen Offizier, einen gebornen Italiener, der früher in unſeren Reihen gedient hatte, den General Paolucci, ein geiſtvoller Mann, der in Rußland eine raſche und glänzende Carrière gemacht hatte. Er hatte ſchon während des Feldzugs von 1812 in dieſem Platze vor dem Marſchall Macdonald commandirt. Riga, als Feſtung unbedeutend und von ſehr mittelmäßiger Stärke, iſt wichtig als Hauptausfuhrplatz für den ruſſiſchen Oſtſeehandel. Auf der Dwina und aus dem Hafen von Riga werden ungeheure Maſſen Landesproducte ausgeführt. Endlich, am 13. Mai, dem 1. nach ruſſiſcher Zeitrechnung, einem Freuden- und Feſttage, an welchem man das Wiedererwachen der Natur feiert, kam ich in St. Petersburg an.

Wenn man ſich dieſer Hauptſtadt nähert, kommt man durch eine Art Wüſte, eine weite Strecke uncultivirten Bodens, Sumpflandes und unbewohnter Ebenen. Man ahnet gar nicht, daß man ſich einer großen Reſidenz nähert. Von Strelna an findet man der Newa gegenüber eine Menge kleiner aber hübſcher Landhäuſer von ſauberem und elegantem Ausſehen. Sie verdanken ihre Entſtehung dem Luxus und Wohlſtande der reichen und vornehmen Claſſe; mit der eigentlichen Bevölkerung aber, mit der Maſſe der Bewohner haben ſie nichts zu ſchaffen.

Kommt man in St. Petersburg an, ſo findet man eine Stadt von außerordentlicher Schönheit, nach einem regelmäßigen Plane erbaut und mit geraden, breiten *Straßen*. Aber dieſe durch den allmächtigen Willen *eines Mannes in's* Leben gerufene Stadt iſt nur der

Ausdruck eines Gedankens, nicht der der Bedürfnisse des Landes. Diese letztere Bedingung aber characterisirt allein eine Hauptstadt. Die Zeit, die Interessen, die Gewohnheiten schaffen sie, sie entsteht einzig und allein durch die Macht der Jahrhunderte, nicht anders. Hiernach ist St. Petersburg nur eine Residenz und ein Handelsplatz, aber keine Hauptstadt. Uebrigens hat Peter der Große nicht daran gedacht, seinen gewöhnlichen Wohnsitz daselbst aufzuschlagen; der Beweis dafür ist, daß er zu seinem eigenen Gebrauche dort nur dürftige Häuser gebaut hat. Die jetzigen Paläste sind das Werk seiner Nachfolger. Souveraine, die nicht fest auf ihrem Throne saßen und der Nation fremd waren, mußten das System annehmen, aus der Ferne zu regieren. Umgeben von einer treuen und zahlreichen Garde, getrennt von Bevölkerungen, die sich empören konnten, und von mächtigen, gefürchteten Vasallen, residirten sie, von Wüsten umgeben, wie in einer unangreifbaren Festung. Die Ukase kamen mit dem geheimnißvollen Zauber, den die Entfernung ihres Ursprungsortes ihnen verlieh. Die auf diese Weise ihren Unterthanen nicht sichtbaren russischen Souveraine erschienen ihren Völkern gleichsam als das verkörperte Geschick, als die Dolmetscher der Beschlüsse des Himmels.

Bei meiner Ankunft ließ mich der Kaiser Nikolaus durch einen seiner Adjutanten bewillkommnen. Wenige Tage darauf hatte ich meine Audienzen mit dem gewöhnlichen Ceremoniel. Der Kaiser empfing mich im Palast der Eremitage.

Es ist mir unmöglich, auszudrücken, was ich beim Anblick dieses jugendlichen Souverains voll Anmuth und Majestät empfand. Man kann sich nichts Imponirenderes als seine Persönlichkeit, nichts Einfacheres als sein Benehmen denken. In seinem Blicke und in seiner Haltung liegt eine nicht zu beschreibende Autorität. Wenn er sich außerhalb seines Cabinets befindet und

den Hut auf dem Kopfe hat, wird, glaube ich, Niemanden die Luſt anwandeln, ihm in den Weg zu treten. Aber unter vier Augen iſt ſeine Artigkeit außerordentlich. Seine Leutſeligkeit und ſeine hohe Verſtandesbildung reizen zur Discuſſion, und nach wenigen Augenblicken glaubt man faſt, ſeines Gleichen vor ſich zu haben. Er empfing mich allein, und ich brauchte daher keine öffentliche, feierliche Anrede zu halten, wie es in Frankreich geſchieht. Er ſagte, er freue ſich, mich zu ſehen und die perſönliche Bekanntſchaft eines Generals zu machen, von dem er oft gehört habe. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde von Frankreich und der königlichen Familie, von Napoleon und den vergangenen Kriegen geſprochen hatten, ging er hinaus und ich ſtellte ihm die fünfzehn Offiziere vor, die mich als Geſandtſchaftscavaliere und Adjutanten begleiteten.

Am folgenden Tage wurde ich im Anitſchkoffski-'ſchen Palais der Kaiſerin vorgeſtellt. Dieſe liebenswürdige, anziehende und ſchöne Fürſtin würde im Privatleben ebenſo Aller Herzen gewinnen wie auf dem Throne. Endlich empfing mich der Großfürſt Michael, Bruder des Kaiſers, und damit waren meine Vorſtellungen für den Augenblick zu Ende. Die beiden Kaiſerinnen Marie und Eliſabeth, ſowie die Großfürſtin Helene befanden ſich damals im Süden des Reichs.

Kurz nach meiner Ankunft in Petersburg lief die Nachricht vom Tode der Kaiſerin Eliſabeth ein. Sie war nach Alexander's Ableben krank geworden und ihrem Schmerze endlich erlegen. Die Kaiſerin Marie, die ihr nachreiſte, um ſie zu pflegen, kam nicht mehr zur rechten Zeit, um ihr die Augen ſchließen zu können. Die ganze kaiſerliche Familie beklagte ſchmerzlich dieſen Verluſt. Die Krönung wurde in Folge *dieſes* Todesfalles aufgeſchoben und mein Aufenthalt *in Petersburg* verlängerte ſich aus dieſem Grunde.

Ich hatte nunmehr Zeit und Gelegenheit, alles was die Stadt und ihre Umgebungen Intereſſantes darbieten, ſpeciell in Augenſchein zu nehmen, den Kaiſer häufig bei der Parade zu ſehen und den Manövern bei Zarskoe-Selo beizuwohnen, wo ein Theil der Garde zuſammengezogen und ein Lager errichtet war.

Der impoſante Anblick St. Petersburgs und die nähere Bekanntſchaft mit den ungeheuren Schöpfungen ſeines Begründers, mit ſeinen ſo großartigen und mannichfaltigen Unternehmungen haben meine Bewunderung für Peter den Großen nicht vermehrt. Die Thätigkeit dieſes Fürſten war unglaublich, die Kraft ſeines Willens erſtaunlich, aber ſein Genie war im höchſten Grade nachahmend. Seine Projecte waren zu ſklaviſch dem nachgebildet, was er anderwärts geſehen, und oft hat er dabei arge Mißgriffe begangen. St. Petersburg iſt eines der ſprechendſten Beiſpiele dafür.

Ein Lieblingsgedanke von ihm war, eine große Hafenſtadt zu haben, um ſeine Nation in raſche und leichte Verbindung mit Europa zu bringen. Dies war gewiß ein ſchöner und fruchtbarer Gedanke. Er wählte dazu zuerſt die Ufer des Aſowſchen Meeres; da aber die im Kriege gegen die Türken erlittenen Niederlagen, die in Folge deſſen ſtattgehabten, durch den Tractat vom Pruth geheiligten Gebietsabtretungen der Ausführung ſeiner Pläne hinderlich wurden, wählte er das entgegengeſetzte Ende des Reichs, und zwar zu ſeinem großen Glücke, denn eine Seeſtadt, deren Einfluß ſich nur an den von noch roheren Völkerſchaften als die ſeinigen bewohnten Ufern des Schwarzen Meeres frei und wirkſam entfalten konnte, würde ihm zu ſeinen Zwecken nichts genützt haben.

Da die Dardanellen und der Bosporus in der Gewalt der Türken waren, mußte der Verkehr mit Italien und Frankreich ſtets unſicher und zweifelhaft ſein. Wenn er dagegen die Stadt an der Oſtſee erbaute, war

die Verbindung mit dem ganzen civiliſirten Europa ſogleich hergeſtellt.

Nachdem die Idee, die neue Handelsſtadt an die Oſtſeeküſte zu verlegen, feſtſtand, war die Wahl der Newamündung gut. Man brauchte bloß den ſchwer zu beſchiffenden Ladogaſee durch einen parallellaufenden Kanal zu erſetzen, ſo war die Verbindung zu Waſſer mit dem Innern des Reichs hergeſtellt. Die natürlichen Bodenverhältniſſe dieſes koloſſalen Landes ſind überhaupt von der Art, daß ſie der Verbindung der verſchiedenen Ströme durch Kanäle kein Hinderniß entgegenſtellen. Dieſe Ströme ſind faſt alle ſchiffbar. Die Binnenſchifffahrt beſteht denn auch von Norden nach Süden in ihrer vollen Ausdehnung, und St. Petersburg iſt der wichtigſte Ausfuhrplatz für die Producte des Landes geworden. Dieſe Ausfuhr, die ich weiter unten näher bezeichnen werde, iſt wahrhaft enorm, ſo koloſſal, daß es allen Glauben überſteigt.

Hat aber Peter der Große den paſſendſten Punkt zur Anlage einer Stadt an der Mündung der Newa gewählt? Dies läßt ſich in Zweifel ziehen. Es iſt ſogar unverzeihlich von ihm, daß er ſie an einer Stelle erbaut hat, wo ihre Exiſtenz durch eine Naturerſcheinung, die in mehr oder minder langen Zwiſchenräumen, aber ſicher wiederkehrt, beſtändig gefährdet iſt. Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind jetzt genau bekannt und conſtatirt. Zuvörderſt ſind es heftige Weſtwinde, welche die Gewäſſer der Oſtſee in den finniſchen Meerbuſen treiben und ſo das Niveau deſſelben erhöhen. Dann ſind es die unmittelbar auf jene folgenden Nordwinde, welche die Gewäſſer des bothniſchen Meerbuſens zurückdrängen, ſo daß ſie ſich vor der Newamündung dergeſtalt ſtauen, daß das Meer aus dem Bett des Fluſſes tritt und in Petersburg zu einer ſolchen Höhe ſteigt, daß die Stadt nahe daran iſt, unterzugehen und auch unfehlbar un-

tergehen würde, wenn jene Windströmung nur zwei Tage anhielte.

Peter I. kannte dieses Phänomen, und ich will bei dieser Gelegenheit eine Anekdote erzählen, welche durch die Untersuchungen nach der letzten Ueberschwemmung bekannt geworden ist. Peter befand sich auf der Insel Wasiljewskoi Ostrow und beaufsichtigte den Anfang der Arbeiten. Plötzlich bemerkte er auf einem Baume ein Kreuz. Er erkundigt sich bei den Fischern in der Nähe nach der Bedeutung desselben, und man antwortet ihm, daß es die Höhe des Wasserstandes bei der letzten Ueberschwemmung angebe. Diese Entdeckung war gewiß geeignet, die Art der Ausführung seines Projects zu modificiren. Er sann einige Augenblicke nach und begnügte sich schließlich damit, den Baum umhauen zu lassen.

Die Idee, welche Peter dem Großen bei der Erbauung seiner Stadt vorschwebte, war die, Amsterdam nachzuahmen. Er hatte in Holland gelebt und wollte eine holländische Stadt bauen. Er sah aber nicht, daß die Holländer gar nicht die Wahl hatten, so oder anders zu bauen und daß sie zahlreicher Kanäle bedurften, um den Boden gesünder zu machen und die Lage ihrer Stadt zu erhöhen. Diese mit dem Hafen, der von Handelsfahrzeugen jeder Größe angefüllt ist, in Verbindung stehenden Kanäle, sind zur Transportirung der Waaren in die an ihren Ufern liegenden Magazine von großem Nutzen; in St. Petersburg dagegen haben sie keinen Zweck; sie füllen sich vielmehr täglich mit Unrath und tragen deshalb Elemente der Unreinlichkeit in sich. Endlich ist diese einzig und allein für den Handel bestimmte Stadt hinter einer Sandbank erbaut, über welche Schiffe von mehr als acht bis neun Fuß Tiefgang nicht hinwegkommen können.

Wenn St. Petersburg da angelegt worden wäre, wo jetzt das Schloß Peterhof steht, das heißt sechs

(franz.) Meilen weiter unterhalb, ſo würde dieſe Stadt eine geſunde Lage haben und vor den Stürmen und den Fluthen der Newa geſchützt ſein. Ihr Hafen, welcher dann vor die Sandbank gekommen wäre, hätte die größten Schiffe aufnehmen können. Das reichliche Quellwaſſer, das gegenwärtig ſchöne Cascaden bildet, würde dem Bedarfe der Bevölkerung vollkommen genügt haben. Der Ort, wo ſich jetzt die Gärten befinden, hätte zur Errichtung der maritimen Anlagen, zum Graben von Docks für die Schiffe und zu Allem was ein großer Hafen erheiſcht, dienen können, und ein einfacher Damm würde die Stadt gegen das Andringen des Meeres geſchützt haben. Aber Peter, ein knechtiſcher Nachahmer, copirte ohne Grund und ohne Verſtand was anderwärts aus anderen Motiven und zu anderen Zwecken exiſtirte.

Es kommt mir nicht in den Sinn, dieſen großen Character herabzuſetzen, und ich geſtehe gern, daß Alles was man in St. Petersburg von Peter dem Großen ſieht und Alles was man ſich in Rußland von dieſem außerordentlichen Manne erzählt, beweiſt, daß es nie eine der ſeinigen gleichkommende Thätigkeit gegeben hat. Sein ſich auf Alles erſtreckender Ehrgeiz hatte keine Grenzen. Er wollte Alles machen, Alles wiſſen, Alles unternehmen, Alles ausführen. Er ſchreckte vor keiner Arbeit, vor keiner Anſtrengung zurück. Er wollte Soldat, Seemann, Handwerker und Künſtler ſein. Er meinte Allem genügen zu können und in ſich die Fähigkeiten zu vereinigen, welche im gewöhnlichen Leben auf verſchiedene Klaſſen von Individuen vertheilt ſind. Dies iſt es, wodurch er ſich vor anderen Menſchen glänzend auszeichnet. Mit einem ſolchen Character kann man Viel und Großes ſchaffen; gewiß aber verfolgt man nicht den Pfad des Genies. Das Genie erhebt ſich über die gemeine Thätigkeit, es entwirft, es ordnet an, es beurtheilt und behält Zeit übrig, um nachzudenken. Peter

trieb die Leidenschaft des Universalwissens so weit, daß er auch Wund- und Zahnarzt sein wollte, und man zeigt in Petersburg noch die Instrumente, deren er sich bei seinen Operationen bediente und mit denen er wahrscheinlich seine Höflinge marterte. Obwohl er sich indessen mit so geringfügigen, ja kleinlichen Details beschäftigte, muß man doch sagen, daß er auch die großen Angelegenheiten seines Reichs nicht vernachlässigte. Gründung von Städten, Anlegung von Häfen und Arsenalen, Bau von Canälen, welche die verschiedenen Meere mit einander verbinden; Bildung einer disciplinirten Armee; Unterwerfung der Großen des Reichs, die sich bis dahin in beständiger Empörung befunden hatten: er hat Alles unternommen, hat Alles mit mehr oder weniger Erfolg durchgeführt, obgleich er nicht älter als dreiundfunfzig Jahr wurde. Der erste Theil seiner Regierung, anfangs gemeinschaftlich mit seinem Bruder, hatte mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Eine kräftige Constitution war der Beistand, den die Natur ihm gewährt, und eine Feuerseele in einem Eisenkörper erklärt das Schauspiel, das er der Welt dargeboten.

Da ich schon so ausführlich auf die physischen Verhältnisse St. Petersburgs eingegangen bin, will ich noch von den Mitteln sprechen, welche anzuwenden sind, um diese große und schöne Stadt gegen die ihr drohenden Gefahren sicher zu stellen. Das nachstehende Project wurde mir von seinem Urheber, dem General Bazaine, mitgetheilt, einem gebornen Franzosen, ehemaligen Zögling der polytechnischen Schule, einem ausgezeichneten Straßen- und Wasserbau-Ingenieur und Chef der Wegebauten unter der Oberleitung des Prinzen Alexander von Würtemberg. Die Ausführung dieses Projects ist leicht, und es ist unbegreiflich, daß es bei der weisen Einsicht des Kaisers Nikolaus und

bei der großen Wichtigkeit des dadurch zu erzielenden Resultates noch nicht zur Ausführung gebracht wurde.

Die Ueberschwemmungen von St. Petersburg werden durch das Eindringen des steigenden Meerwassers, nicht durch die bloße Hemmung des Abflusses der Gewässer der Newa verursacht. Also müssen die zu treffenden Vorkehrungen gegen jenes gewaltige Element, das Meer, gerichtet sein, und der General Bazaine schlägt zu dem Ende Folgendes vor. Von der Spitze der Küste auf dem linken Ufer der Newa, da wo das Schloß Oranienbaum steht, zieht sich eine hohe und feste Sandbank quer über den Strom und versperrt die Einfahrt in denselben. Ungefähr in der Mitte ist eine breite und tiefe Durchfahrt, dann erhebt sich die Bank wieder und läuft bis Kronstadt. Der General Bazaine glaubt nun, daß, wenn man vermittelst großer Granitblöcke, welche aus Finnland leicht herbeizuschaffen wären, auf der zu gewöhnlichen Zeiten vom Wasser kaum bedeckten Sandbank einen starken Damm errichtete und die Mündung der Newa bis auf die Stelle verengerte, wo sie tief ist, man den Wasserstand um drei Fuß erhöhen würde, was die nämlichen Abflußmittel ergäbe wie jetzt. Was das Wasser des Flusses an Breite verliert, würde es an Höhe gewinnen, und wenn das Meer steigt, würde es auf den Damm stoßen, der es am Eindringen verhinderte. Da das Steigen des Wassers im Flußbett, das der Stadt so gefährlich werden kann, nicht allein Folge der gehemmten Strömung der Newa ist, sondern auch und ganz besonders von dem Einströmen und Zurückdrängen des Meerwassers herrührt, so würde die Verschmälerung der Mündung die Masse und den Druck des eindringenden Meerwassers und somit auch die möglichen Unfälle bedeutend vermindern. In gleicher Weise müßte auch der Arm der Newa, der die Insel Kronstadt vom Fest*lande trennt, gesperrt* werden. Diese Arbeiten würden

an die murazzi Venedigs erinnern, ſie würden aber wegen der Nähe des Materials, wegen der Beſchaffenheit deſſelben und wegen der Mittel, die man in Rußland anwendet, leichter auszuführen ſein. Abgeſehen von der Erhaltung St. Petersburgs, welche dann geſichert wäre, würde dieſes Syſtem auch noch andere Vortheile haben. Faſt alle Handelsſchiffe, welche die Oſtſee befahren, würden durch die Barre einlaufen und mit ihrer vollſtändigen Ladung bis nach St. Petersburg gelangen können. Gegenwärtig werden die Güter in Kronſtadt ausgeladen und durch Lichterſchiffe nach der Hauptſtadt gebracht. Ferner würde, da das Niveau des Fluſſes verändert wäre, der Widerſtand des Meerwaſſers weiter unterhalb ſtattfinden; die Ablagerungen, welche jetzt die Bank mit jedem Tage vergrößern, würden daher anderwärts geſchehen und die Vergrößerung ſomit aufhören. Die Sandbänke vor den Mündungen aller Flüſſe ſind in der That ſtets Folge der Ablagerung von Erde und Sand, welche der Strom mit ſich führt und die in dem Augenblicke, wo die Strömung durch den Anprall gegen das Meer gehemmt und das Waſſer ruhig wird, zu Boden ſinken. Die gegenwärtige Bank würde alſo nicht vergrößert werden; man könnte ſogar eine Paſſage von einigen Fuß Breite öffnen und hätte mehrere tauſend Jahre vor ſich, ehe man von der Bildung einer neuen Bank etwas zu fürchten brauchte.

Wenn man die unermeßlichen Vortheile eines ſolchen Baues bedenkt, deſſen Koſten nach den Berechnungen des Generals Bazaine ſich auf neun Millionen Franken belaufen dürften und der binnen drei Jahren vollendet werden könnte, ſo muß man ſich mit Recht fragen, warum ein ſo aufgeklärter Fürſt wie der Kaiſer Nikolaus ihn noch nicht anbefohlen hat. Aber in Rußland wie anderwärts ſtoßen oft die einfachſten und zweckmäßigſten Dinge auf Schwierigkeiten, die von den Perſonen ausgehen, und der General Bazaine

erzählte mir mit Betrübniß von dem traurigen Looſe eines Mannes von Fach, deſſen Projecte der Begutachtung und dem Willen eines fürſtlichen Dilettanten unterliegen. So nannte er den Prinzen Alexander von Würtemberg.

Ich fand in St. Petersburg als Geſandten Frankreichs den Grafen de la Ferronays, einen liebenswürdigen und geiſtreichen Mann, der dieſen Poſten bereits ſeit mehreren Jahren bekleidete. Da er Miniſter geworden iſt, will ich etwas ausführlicher über ihn ſprechen.

Herr von la Ferronays iſt ein bretagniſcher Edelmann. Nachdem er ſehr jung mit ſeinen Aeltern emigrirt war, attachirte er ſich an den Herzog von Berry, begleitete denſelben überallhin und wurde ſein Vergnügensgefährte und Freund. Später, während der Reſtauration, hatte Frau von la Ferronays, welche Kammerdame der Herzogin von Berry war, einen Streit um den Beſitz des Wickelzeugs eines Kindes der Herzogin von Berry, das bei der Geburt ſtarb. Dieſer Streit wurde heftig, und es fielen beleidigende Worte. Dies bewog den Herzog von Berry, ſich von Herrn und Frau von la Ferronays zu trennen, ein Umſtand, der dem Grafen die diplomatiſche Laufbahn öffnete. Er wurde zuerſt nach Dänemark geſchickt und erhielt dann den Geſandtſchaftspoſten in Petersburg, den er zur Zufriedenheit ausfüllte.

Herr von la Ferronays iſt vielleicht der einzige Emigrant, der den Character der Emigration gänzlich abgelegt hat. Er iſt ſogar zuweilen, aus Drang nach Popularität, in ſeinen liberalen Anſichten zu weit gegangen. Er iſt vernünftig und uneigennützig, aber voll Stolz und Eitelkeit. Sein ganzes Leben iſt der Eroberung der Frauen gewidmet. Dieſes Geſchäft verſteht er und *er betreibt es mit* Erfolg. Er hätte zur Zeit Lud-

wig's XV. leben ſollen; damals wäre er ganz in ſeiner Sphäre geweſen. Ich habe ihn die Theorie der Verführungskunſt mit großem Scharfſinn entwickeln hören und er hat mir bei dieſer Gelegenheit höchſt intereſſante und amuſante Geſchichten erzählt. Seine perſönliche Erſcheinung iſt gewinnend und der Umgang mit ihm ſehr angenehm. Er beſitzt ein ſeltenes Talent, Andere für ſich zu intereſſiren und ſich Geltung zu verſchaffen. Daß bei ſeiner Gewohnheit, die Frauen zu hintergehen, ſein Character nicht ganz frei von Falſchheit bleiben konnte, iſt begreiflich. Es gehört daher auch nicht zu ſeinen geringſten Erfolgen, daß er ſich den Ruf der Ritterlichkeit zu erwerben verſtand, den er vielleicht nicht ganz verdient. Eine imponirende Haltung und ein zuverſichtliches Auftreten haben dieſe Täuſchung bei vielen Leuten hervorgerufen. Ich habe auf meine Koſten die Erfahrung gemacht, daß Herr von la Ferronays nicht immer aufrichtig iſt. Als er in's Miniſterium eintrat, wonach ihn übrigens keineswegs verlangt hatte, bauten Viele große Hoffnungen auf ihn. Ich weiß nicht, ob die Aufgabe überhaupt nicht zu ſchwer für menſchliche Kräfte war, ſo viel aber iſt gewiß, daß er ſie trotz des beſten Willens nur ſehr unvollkommen löſte.

Ich nahm alle Merkwürdigkeiten St. Petersburgs ſehr genau in Augenſchein; das Intereſſanteſte aber war für mich, den Kaiſer Nikolaus zu ſehen, zu ſtudiren und kennen zu lernen. Sein gereifter Verſtand in einem Alter, wo die Leidenſchaften noch ſo große Gewalt haben, ſeine Mäßigung bei einem heftigen und aufbrauſenden Temperament, ſeine Selbſtbeherrſchung, die um ſo verdienſtlicher iſt bei einem Manne, der ſich ungeſtraft ſeinen Leidenſchaften hingeben darf, reißen zu aufrichtiger Bewunderung hin. Er weiß, daß er Pflichten zu erfüllen hat und daß in der hohen Sphäre, in der er ſich bewegt, nicht Alles

Genuß und Vergnügen sein darf. Ich habe ihn in St. Petersburg, im Lager von Zarskoe-Selo und später auch in Moskau seine Truppen exerciren sehen, und nie ist mir Jemand vorgekommen, der bedeutende Truppenmassen mit größerer Leichtigkeit und treffenderem Scharfblicke commandirt hätte. Er kennt den Mechanismus, durch den sie bewegt werden, gründlich, und leitet denselben mit seltener Fertigkeit. Bei seinem Alter, seinen Neigungen und der Stärke seiner Armeen hätte man glauben sollen, daß er Gelegenheit suchen würde, Krieg anzufangen; aber die Zeit hat das Gegentheil bewiesen. Seine Mäßigung einerseits und seine fast übertriebene Philantropie andrerseits hindern ihn, kriegslustig zu sein. Die Erfahrung eines Feldzugs hat ihn aufgeklärt und er hat die hohe Selbstverleugnung besessen, einem Berufe, den er gern ausgeübt hätte, zu entsagen, und einen seiner Generale, den er als tüchtigeren Militär kannte, als er selbst ist, den Ruhm ernten zu lassen, der ihm hätte zu Theil werden können. Er hat demselben freie Hand gelassen, hat ihm mit verschwenderischer Freigebigkeit die Mittel gewährt, Gutes zu wirken und hat ihn nach errungenem Siege ohne Eifersucht freigebig belohnt. Ein solches Verfahren setzt eine so hohe Tugendhaftigkeit voraus, wie man sie einem Menschen kaum zutrauen sollte.

Nikolaus hat eine sorgfältige Erziehung genossen; er ist bescheiden, prunkt nicht mit seinen Kenntnissen und spricht einfach und zurückhaltend von seinem Wirken. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Rußland war er wenig beliebt und ich war indignirt darüber; doch findet man die Erklärung dieses Umstandes in Folgendem. Obgleich durch Alexander für den Thron bestimmt, war er doch nicht zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften zugelassen worden; ein auffälliges Verfahren, das seinen Grund wahrscheinlich darin hatte, weil man *das Testament* mit einem Geheimniß umgab und die

Bestimmungen derselben nicht ruchbar werden lassen wollte. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, daß er eine Brigade der Garde commandirte, und da er sich dieser Function mit der ganzen Thatkraft seines Alters und der ganzen Energie seines Characters hingab, quälte er Soldaten wie Offiziere ziemlich rücksichtslos. Er wollte es zu einer Vollkommenheit bringen, die nicht zu erreichen ist und die man gar nicht zu erreichen suchen soll. Dadurch hatte er sich einen Ruf von Strenge und Härte erworben, der schlimme Vorurtheile gegen seinen Character weckte. Nun sind aber derartige durch die ersten Handlungen eines Menschen, der seine Laufbahn beginnt, motivirte vorgefaßte Meinungen schwer zu zerstören. Außerdem hatte er noch ein andres Hinderniß zu bekämpfen: das Andenken an seinen Vorgänger.

Man kann an dem Kaiser Alexander Manches zu tadeln haben; eine vortreffliche Eigenschaft aber, die ihm Niemand absprechen kann, ist eine unbegrenzte Herzensgüte. Seine Menschenfreundlichkeit und sein Bedürfniß wohlzuthun zeigten sich jeden Tag und bei jeder Gelegenheit. Diese Menschenfreundlichkeit hatte vielleicht ihren Grund in einem ängstlichen Gewissen und in dem inneren Drange nach Gnadenmitteln. Daraus entsprang bei ihm eine gewohnheitsmäßige Freigebigkeit, die zuweilen an Verschwendung grenzte. Nikolaus dagegen, dessen Handlungen jederzeit durch seine Liebe zur Gerechtigkeit und Sparsamkeit bestimmt werden, ist von den habgierigen Höflingen vielfach als geizig verschrieen worden.

Etwas Bewundernswerthes ist die Erziehung, welche Nikolaus seinem Sohne, einem liebenswürdigen Prinzen von seltener Schönheit, dessen vortreffliche Eigenschaften die Zeit ohne Zweifel noch mehr entwickelt hat, zu Theil werden läßt. Ich bat den Kaiser, ihm vorgestellt zu werden, worauf er mir erwiderte: „Sie wollen

ihm alſo den Kopf verdrehen? Was würde ſich das Bürſchchen einbilden, wenn er die Huldigungen eines Generals empfinge, der Armeen commandirt hat! Ich fühle mich ſehr geſchmeichelt, daß Sie den Wunſch äußern, ihn zu ſehen, und Sie können dieſen Wunſch befriedigen, wenn Sie nach Zarskoe-Selo kommen. Man wird es dann ſo einrichten, daß Sie meinen Kindern begegnen, und Sie können mit ihnen ſprechen; aber eine ceremonielle Vorſtellung wäre unpaſſend. Bevor ich einen Prinzen aus meinem Sohne mache, will ich einen Mann aus ihm machen." Der ganze Generalſtab, der dieſem Erben eines großen Reichs beigegeben war, beſtand aus einem Oberſtlieutenant, ſeinem Hofmeiſter, und aus Lehrern, die ihn unterrichteten. Als der Kaiſer die Details der Erziehung des Herzogs von Bordeaux erfuhr, ſeufzte er mehr als einmal mit mir über den lächerlichen Pomp, der dieſen Prinzen ſchon in ſeiner Wiege umgab.

Der Großfürſt Thronfolger iſt Inhaber zweier Regimenter Garde, eines Regiments Infanterie und des Huſarenregiments; aber er bekleidete zur Zeit nur die Stelle eines Unterlieutenants und erſchien als ſolcher bei den Revuen. Ich habe ihn ſein Peloton commandiren ſehen, beſtehend aus Grenadieren, die noch einmal ſo lang waren als er. Seine Manieren hatten etwas Ernſtes und Gebieteriſches. Ich habe ihn an der Spitze ſeines Huſarenpelotons defiliren ſehen, und er benahm ſich vortrefflich auf ſeinem kleinen Pferde in der Mitte von mehreren tauſend Reitern. Der Kaiſer ſagte zu mir, indem er ſeinen Sohn mit dem Ausdrucke der zärtlichſten Fürſorge anſah: „Sie können denken, daß ich einige Aufregung und Beſorgniß empfinde, wenn ich den Knaben, der mir ſo theuer iſt, in einem ſolchen Gedränge ſehe; aber ich will mich dem lieber unterwerfen, damit nur ſein Character gebildet und er

in Zeiten daran gewöhnt wird, etwas durch ſich ſelbſt zu ſein."

Das kann man gute Erziehungsgrundſätze nennen, und wenn ſie auf einen Jüngling angewendet werden, der beſtimmt iſt, dereinſt das Oberhaupt eines großen Reiches zu werden, darf man die beſten Reſultate davon erwarten.

Die Liberalen haben dem Kaiſer Nikolaus vielfach einer übergroßen Strenge bei Gelegenheit der Verſchwörung, die im Augenblicke ſeiner Thronbeſteigung ausbrach, beſchuldigt, und ſie ſind in dieſem Falle wie in tauſend anderen ungerecht und unaufrichtig geweſen. Nie iſt Menſchen etwas Abſcheulicheres und Empörenderes in den Sinn gekommen; nie hat ſich eine größere Undankbarkeit offenbarer gezeigt; nie iſt ein wahnſinnigerer Plan unternommen worden. Wenn etwas das Thörichte des Beginnens noch übertreffen kann, ſo iſt es die Ueberſpanntheit des bei der Ausführung beobachteten Verfahrens. Anfangs war die Verſchwörung gegen Alexander angezettelt, gegen den menſchenfreundlichſten, mildeſten, wohlthätigſten Souverain, gegen einen Souverain, der die Krone würdig getragen und dem ruſſiſchen Namen einen ſo hohen Klang verſchafft hatte; dann wurde ſie gegen den noch unbekannten Nikolaus fortgeſetzt, auf den man Hoffnungen des öffentlichen Glücks gründen konnte. Und wer ſind die Häupter dieſes abſcheulichen Unternehmens, deſſen erſte Folge im Fall des Gelingens der Tod aller Mitglieder der kaiſerlichen Familie geweſen wäre? Es ſind Leute, die in überreichem Maße von dieſer erlauchten Familie mit Wohlthaten überſchüttet worden waren. Einer von ihnen, Namens Peſtel, war im Palaſte ſelbſt mit beſonderer Begünſtigung erzogen worden. An der Moskwa verwundet, war er im Palaſte der Kaiſerin Mutter gepflegt und wie ihr eigener Sohn behandelt worden, und dieſer Menſch war einer der blutdürſtigſten! Einige

wollten die Theilung des Reichs; Andere eine Republik. Kein vernünftiger Gedanke war auch nur Einem von ihnen beigekommen; Alles war Verwirrung und Tollheit. Die Zahl der Strafbaren war groß, und der Kaiser hat die der Verurtheilten vermindert so viel er konnte. Der Enkel Suwarow's war stark compromittirt. Er wollte ihn selbst verhören, um ihm Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen. Zu dem Ende sagte er nach den ersten Fragen und Antworten zu ihm: „Ich war überzeugt, daß ein Suwarow bei einer solchen Ruchlosigkeit nicht betheiligt sein konnte!" Und auf jede Antwort erfolgte die nämliche Entgegnung. Der Kaiser beförderte diesen Offizier und schickte ihn mit in den Kaukasus; so erhielt er einen großen Namen in seiner Reinheit und sicherte sich einen Diener, der ihm mehr verdankt als das Leben.

Ich befand mich während dieses Prozesses noch in St. Petersburg. Nie ist eine Untersuchung mit größerer Sorgfalt geführt worden, und nie war der Gang derselben ein regelmäßigerer, wenigstens in so weit dies die politische und justitiarische Organisation Rußlands gestattete. Nie hat die Welt gerechtere und wohlverdientere Verurtheilungen gesehen. Der Kaiser milderte viele Strafurtheile. Nur fünf Personen wurden gehängt und man schrie über Barbarei! Bedachte man denn nicht, daß das Reich erschüttert und die kaiserliche Familie bedroht war, ermordet zu werden? Wenn Nikolaus in übergroßer Milde alle Schuldigen begnadigt hätte, so würde er der Welt eine falsche Idee von seinem Character gegeben haben; man hätte dann geglaubt, seine Nachsicht sei das Resultat der Furcht. Es bedurfte eben einer öffentlichen Satisfaction, einer Genugthuung gegenüber der beleidigten, bedrohten, gefährdeten Gesellschaft, einer exemplarischen Bestrafung; aber man mußte auch der Strenge Grenzen setzen, indem man die Strafe nur auf die wirklich

Schuldigen fallen ließ. Jeder Wahrheitliebende muß zugeben, daß dies geſchehen iſt. Die Souveraine müſſen zu beſtrafen verſtehen. Sie ſind eingeſetzt, um unter den Staatsbürgern Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten; dies kann ihnen aber nie gelingen, wenn ſie die Böswilligen nicht ſchrecken und die Herrſchaft des Geſetzes nicht ſichern.

Wenn Gerechtigkeit, das erſte Bedürfniß der Völker, ihnen gewährleiſtet iſt, lieben ſie die Gewalt, die ſie ihnen giebt, und wenn dann die Souveraine auf das Wohlergehen der Bürger bedacht ſind, werden ſie wie auf die Erde herabgeſtiegene Gottheiten verehrt.

Während meines Aufenthalts in Rußland verſäumte ich trotz hartnäckiger und äußerſt heftiger rheumatiſcher Leiden nicht ein einziges Mal, den Paraden und Manövern beizuwohnen, bei denen der Kaiſer anweſend war. Es war meine Pflicht, ihm Aufmerkſamkeit zu erzeigen, mich zu bemühen, ihm zu gefallen und das zwiſchen ihm und dem König von Frankreich beſtehende gute Einvernehmen zu befeſtigen. Ueberdies befand ich mich gern in ſeiner Nähe. Ich habe ſtets bei ihm perſönliches Wohlwollen gegen mich und eine Geſinnung gegen Frankreich, wie ich ſie nur wünſchen konnte, gefunden. Seine Politik wie ſeine perſönlichen Anſichten brachten ihn uns näher. Und dieſe Politik iſt begreiflich, denn nie werden dann entgegengeſetzte Intereſſen zwiſchen beiden Ländern aufkommen, nie eine Quelle zu Debatten und Discuſſionen entſtehen.

Wenn der Ehrgeiz ſich ſeines Geiſtes bemächtigt, kann er ſich dann, um ſeine Feinde in Schach zu halten, einen beſſeren Verbündeten wünſchen als eine compacte Macht am entgegengeſetzten Ende Europa's, die eine Marine beſitzt, welche im Stande iſt, England die Wage zu halten? Und ſind ſeine Abſichten friedlich und gemäßigt, welch' ein gewichtiges Unterpfand des Friedens bieten dann dieſe freundſchaftlichen Beziehungen

und dieſe Uebereinſtimmung in den beiderſeitigen politiſchen Ideen dar! Im Frieden wie im Kriege, außer im Fall einer Revolution, iſt Frankreich für Rußland ein wünſchenswerther Bundesgenoſſe; doch will ich daraus nicht folgern, daß Rußland in gleichem Grade der natürliche Bundesgenoſſe Frankreichs ſei.

Es bedurfte der auffallenden Mißgriffe und unerhörten Fehler des Miniſteriums la Ferronays, um die im Jahre 1828 befolgte Politik einzuſchlagen. Der gemäßigte Character des Kaiſers Nikolaus erwies ſich übrigens als das Milderungsmittel dieſer grundfalſchen Politik; denn jeder Wahrheitliebende muß ſagen, daß Mäßigung und Aufrichtigkeit die Grundzüge des Characters dieſes Souverains ſind. Ich weiß nicht was die Zukunft ihm beſtimmt hat. Er hat ſchon ſchwere Prüfungen überſtanden, ſeine Regierung iſt bisher nicht ohne Schwierigkeiten und große Verlegenheiten geweſen; aber der Anfang derſelben war doppelt glücklich. Er hat ſich ſelbſt beurtheilen gelernt und Anderen Gelegenheit gegeben, ihn kennen zu lernen. Die Geradheit ſeiner Abſichten, die Energie ſeines Characters, ſeine Mäßigung und ſeine Beſcheidenheit ſind nützliche Beiſtände zur Ueberſteigung der Hinderniſſe, die er auf ſeinem Wege finden, und zur Beſiegung der Schwierigkeiten, die er noch zu bekämpfen haben wird. Er rechtfertigte meine Meinung von ſeiner Weisheit durch die Art und Weiſe, wie er die unvernünftigen Pläne des Herrn von Polignac in dem Augenblicke, wo ſie zu ſeiner Kenntniß gelangten, beurtheilte, und der Tadel, den er über ſie ausſprach, beweiſt zur Genüge, wie weit entfernt er davon geweſen wäre, ſie anzurathen.

Alles läßt annehmen, daß Nikolaus ſich die ſpecielle Aufgabe geſtellt hat, das Innere Rußlands zu regeneriren und die Verwaltung zu läutern. Dieſe *Aufgabe* iſt ungeheuer ſchwer, und es bedarf ſeiner

Kraft, ſeiner Jugend und ſeines feſten Willens, um dieſelbe mit Ausſicht auf Erfolg zu unternehmen.

Jedermann weiß, welche Sittenverderbniß in Rußland unter den höheren Ständen herrſchte. Ich enthalte mich, näher darauf einzugehen und bemerke nur hinſichtlich der Frauen, daß ſeit zwanzig Jahren eine große Umwandlung zu Gunſten der Sitten eingetreten iſt; denn die Zügelloſigkeit, welche zu den Zeiten Katharina's II. herrſchte, hat kaum noch Erinnerungen zurückgelaſſen. Das Beiſpiel der Souveraine iſt ſtets von großem Einfluß auf ihren Hof, und nirgends macht ſich dieſer Einfluß fühlbarer als in Rußland. So hat denn auch die Kaiſerin Mutter, deren Lebenswandel über jede Verdächtigung erhaben iſt, den heilſamſten Einfluß ausgeübt. Späterhin haben die häuslichen Tugenden des Kaiſers Nikolaus und ſeiner Gemahlin die Prinzipien, welche jetzt von Jedermann geachtet werden, noch mehr befeſtigt. Das geſellſchaftliche Leben von St. Petersburg zeichnet ſich gegenwärtig durch große Regelmäßigkeit aus. Was die Männer betrifft, ſo iſt ihnen allerdings die im Weſten Europa's gewöhnliche Sittenſtrenge noch unbekannt, und vielleicht kann ich eine natürliche Erklärung dafür geben.

Die Inſtitutionen und Verhältniſſe, in denen ſich die Geſellſchaften befinden, haben ihre beſtimmten Bedingungen. Auf die Männer äußern dieſelben ganz beſonders ihre Rückwirkung. Meiner Anſicht nach ſind es drei Dinge, welche den Deutſchen, den Franzoſen und den Engländern den Herzensadel verliehen haben, durch den ſich dieſe Nationen auszeichnen.

In die erſte Linie ſtelle ich das Ritterweſen und den Geiſt deſſelben, dieſe Anſtrengung der barbariſchen Zeiten, einen beſſeren Zuſtand herbeizuführen: ein Bund der Guten gegen die Schlechten, ein hochherziger Aufſchwung zur erhabenſten Tugend, eine Selbſtaufopferung zum Nutzen Anderer. Es mußte nothwendiger-

weiſe großen Einfluß auf die Sitten ausüben, und als ſein Zweck erfüllt war, als die fortſchreitende Civiliſation es minder nothwendig machte, hat es eine Galanterie, eine Selbſtachtung und ein perſönliches Ehrgefühl zurückgelaſſen, welche im Allgemeinen das Erbtheil der höheren Klaſſen waren und noch ſind.

Dann nenne ich den heilſamen Einfluß der Geiſtlichkeit. Ein reicher und mächtiger Klerus, deſſen höhere Bildung außerordentlich zur Aufklärung beitrug, war in den Augen der Völker ein lebendes Beiſpiel der ſittlichen Würde und Selbſtſtändigkeit. Seine hohen Tugenden und ſeine Lehren haben die Sitten geläutert; ſogar ſeine Sünden ſcheinen das nämliche Reſultat gehabt zu haben, denn wenn ſich zu einer ſchon weit hinter uns liegenden Zeit die Sittenverderbniß in ſeinem Schooße gezeigt hat, ſo iſt die Reform die Folge davon geweſen, und dann iſt Rigorismus an die Stelle der Lockerheit getreten.

Endlich erwähne ich noch eine dritte Macht der Geſellſchaft, den Richterſtand. Die Magiſtratur hat ſich bei guter Zeit durch ihre Einſicht und durch ihre Rechtſchaffenheit Achtung verſchafft. Die Juſtiz iſt bekanntlich das erſte Bedürfniß der Menſchen. Wo die Autorität ihre Handhabung ſichert, da enthält ſich der Einzelne, ſie ſelbſt auszuüben, und dies hat die Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe im Innern zur Folge. Wenn es anders iſt, entſteht Verwirrung und Unordnung, denn unter dem Vorwande, ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen, richtet Jeder in ſeiner eigenen Sache, überläßt ſich bald ſeinen Leidenſchaften, und dann haben Verbrechen, Rache und Sittenloſigkeit kein Maß und Ziel mehr.

In Rußland haben dieſe drei Elemente der Ordnung und Volkserziehung ſämmtlich gefehlt. Das Ritterweſen hat dort nie exiſtirt, die Geiſtlichkeit iſt *unwiſſend und arm*, die Civil- und Criminaljuſtiz haben

einen Preiscourant für ihre Entscheidungen. Allerdings läßt der verworrene Zustand der Gesetzgebung, die nur eine Sammlung der bei verschiedenen Gelegenheiten und für besondere Vorkommnisse erlassenen Ukase, ein wahres Labyrinth ist, in dem sich kein Mensch zurechtfinden kann, der Willkür, der Laune und der Corruption freien Spielraum. Das Gesetzbuch, dessen Ausarbeitung der gegenwärtige Kaiser angeordnet hat, wird eine der größten Wohlthaten sein, die er seinen Völkern erzeigen kann. Derselbe wird binnen wenigen Jahren eine regelmäßige Gerechtigkeitspflege herstellen, die justitiarischen Fragen vereinfachen und dadurch die Wachsamkeit der Regierung und die Billigkeit und Regelmäßigkeit der Entscheidungen sichern.

Die angedeuteten Ursachen haben einen nachtheiligen Einfluß auf die Sitten der höheren Classen der Gesellschaft ausgeübt. Fügt man dazu die ungeheure Macht des Herrn, der durch ein einziges Wort das Größte vernichten und das Kleinste emporheben kann, seine Anwesenheit allerwärts, sein Einfluß auf Alles, so wird man begreifen, wie die Charactere so tief herabsinken konnten. Man wird daher auch ohne Mühe Alles glauben, was von den höchsten Ständen erzählt und zu oft wiederholt worden ist, als daß ich hier noch weiter davon sprechen sollte; nur so viel will ich sagen, daß die eigentliche Verwaltung, das heißt die Agenten der Regierung, die Depositäre von Geldern und Materialien, im Allgemeinen für Betrüger gelten. Man behauptet, es gebe kein Regiment, auf das sein Oberst nicht spekulirte, kein Magazin, dessen Aufseher nicht einen Theil des Inhalts in seinem Nutzen verkaufte, keinen Verwaltungsbeamten, der nicht persönliche Interessen, welche denen des Souverains widerstreiten, im Auge hätte. Mancher Schiffskapitän verkaufte auf der Reise seine Lebensmittelvorräthe, sein Takelwerk, ja selbst seine Kanonen. Da es, wenigstens zur Zeit

meiner Anwesenheit in Rußland, keinen regelmäßigen und täglichen Modus der Rechnungsablegung gab, so garantirte nichts für die Erhaltung der maritimen Vorräthe. In dem Augenblicke wo der Kaiser den Thron bestieg, war seit dreißig Jahren keine Rechnungsablage anbefohlen worden. Nikolaus, der den Willen hat, Ordnung zu schaffen, wird dahin gelangen, wenn dies überhaupt in der Macht eines Menschen liegt. Thätig, energisch und fleißig, mit einer langen Reihe von Jahren vor sich, die er darauf verwenden kann, hat er die Arbeit eines Herkules unternommen.

Kurz nach meiner Ankunft in Petersburg schickte er einen seiner Adjutanten in den Hafen von Archangel, um genaue Kenntniß von dem dortigen Stande der Dinge zu nehmen und gerichtliche Untersuchungen einzuleiten. Auf die ihm zugekommene Anzeige hin, daß im Hafen von Kronstadt arge Unterschleife stattfänden, sandte er auch dorthin einen vertrauten Offizier, um dieselben zu constatiren, die Schuldigen ausfindig zu machen und die Magazine versiegeln zu lassen. Dieser Schritt stellte eine Reihe derartiger Operationen in Aussicht; aber alle Berechnungen wurden vereitelt. Eine Feuersbrunst verzehrte die Magazine und die verantwortlichen Beamten hatten auf diese Weise summarisch Rechnung von ihrem langjährigen Thun und Treiben abgelegt. Die weisen Maßregeln des Kaisers blieben somit erfolglos.

Verschiedene Reisende haben das Interessante und Sehenswerthe, was St. Petersburg und dessen Umgebungen darbieten, ausführlich geschildert. Ich will indessen hier einige Worte darüber sagen und kurz die Betrachtungen aussprechen, die sich mir beim Anblicke derselben aufdrängten.

Die Fabrik Alexandrowsky, die ich zuerst besuchte, ist eine sehr schöne Baumwollspinnerei. Die

Anzahl der darin beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf sechstausend. Es herrscht große Ordnung daselbst, und die Dampfmaschinen sind schön. Im Allgemeinen gewährt diese Fabrik einen befriedigenden Anblick und läßt auf eine gute Leitung schließen. Ein Engländer steht an der Spitze. Die Garne, die sie liefert, sind vortrefflich, doch erreichen die Fäden bei weitem nicht die Feinheit, bis zu welcher man es in Frankreich und England gebracht, und man hat auf die Erzeugung mehrerer Nummern verzichtet.

Diese dem Kaiser gehörende Fabrik stand unter dem speciellen Schutze der Kaiserin Mutter, und das Arbeiterpersonal bestand lediglich aus Findlingen. Wenn sie das zwanzigste Jahr erreicht haben, sind sie frei und können entweder in der Fabrik bleiben oder sie verlassen, wenn sie dies vorziehen. Die Verwaltung sorgt nicht allein für ihre Ausbildung, damit sie sich auch auf eigne Hand ihren Lebensunterhalt erwerben können, sondern sie ist auch bemüht, ihnen durch Abzüge von dem Arbeitslohn ein kleines Kapital zu verschaffen, welches genügt, um ihre Selbstständigkeit begründen zu können. In Folge dessen sind die Findlinge in Wahrheit eine bevorzugte Klasse. Ein legitimes Kind, der Sohn eines Bauern, kann nur durch den Willen seines Herrn frei werden. Mancher Bauer, der sich dem Handel gewidmet und Millionen erworben hat, kann um keinen Preis seine Freiheit erlangen, während der Findling, der Niemandem angehört, aber von der Regierung protegirt wird, mit allen Rechten eines freien Bürgers in die Gesellschaft eintritt. Hiernach wird mit der Zeit diese Klasse viel zur Bildung einer Art von Bourgeoisie beigetragen haben, die durch Handel und Industrie reich geworden ist.

Trotz des schönen Aussehens dieser Fabrik glaube ich doch, daß sie der Regierung nur wenig einbringt, ja vielleicht noch Zuschuß erfordert. Will sie als

Pflanzſchule für Arbeiter betrachtet ſein, dann ſollte ſie die Privatetabliſſements auf jede Weiſe begünſtigen, nicht aber ihnen oft eine verderbliche Concurrenz machen.

Ueberhaupt muß eine Regierung, wenn ſie einen neuen Induſtriezweig einführen will, die erſten Koſten auf ſich nehmen, weil ſie reich genug iſt, um die im Anfange ſich faſt immer ergebenden Verluſte zu tragen; ſobald aber der neue Induſtriezweig naturaliſirt iſt und mit Erfolg von Privaten ausgebeutet werden kann, muß ſie von der Concurrenz zurücktreten und ihre Etabliſſements Privaten überlaſſen. Dabei befinden ſich dann beide Theile wohl; die Regierung braucht keine Opfer mehr zu bringen, und die Privaten haben keinen Concurrenten mehr zu fürchten, dem zu große Vortheile zu Gebote ſtehen. Nach dieſem Grundſatze habe ich vor vielen Jahren, als ich erſter Generalinſpecteur der Artillerie war, die Regierung bewogen, den Beſitz einer in Verſailles errichteten Fabrik von Luxuswaffen aufzugeben, bei der ſie viel Geld zuſetzte, die aber nichtsdeſtoweniger prosperirt hat, nachdem ſie in Privathände übergegangen war.

Die Spiegelfabrik, welche ich nachher beſuchte, zeichnet ſich durch die Größe der aus derſelben hervorgehenden Scheiben aus, und ſie wirft der Regierung einen anſehnlichen Gewinn ab. Die Scheiben werden hier durch eine Maſchine polirt; dieſe Politur iſt aber nicht ſo ſchön als in Frankreich, wo ſie mit der Hand hervorgebracht wird.

Die nicht weit davon gelegene Porzellanmanufactur verdient kaum der Erwähnung und ſollte den Fremden gar nicht gezeigt werden.

Dagegen iſt die in der Feſtung befindliche Münze ſehr ſchön und höchſt ſehenswerth. Dieſes Etabliſſement ſteht auf einer bei weitem höheren Stufe der Vollkommenheit als die franzöſiſche Münze, wenigſtens ſo

wie ich dieſe vor einigen Jahren gekannt habe. Eine in Petersburg gebaute Dampfmaſchine von ſechzig Pferdekräften iſt eine der ſchönſten und beſten, die ich je in Thätigkeit geſehen habe. Die Engländer bauen keine beſſeren, und die unſrigen ſind bei weitem nicht ſo gut. Sämmtliche Geldſtücke werden vermittelſt eines gemeinſchaftlichen Motors geprägt und man prägt oft ſechs bis ſieben verſchiedene Sorten zu gleicher Zeit. Der Prozeß der Reinigung des Goldes aus den ſibiriſchen Bergwerken geſchieht durch Salpeterſäure. Dieſe Methode iſt wohlfeiler als die mit Queckſilber, deren man ſich in anderen Ländern bedient. Die geprägten Stücke ſind ſchön und haben die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß ſie das Bildniß des Souverains nicht tragen. Seit dem Kaiſer Paul haben die ruſſiſchen Czaren dieſen Act der Beſcheidenheit geübt. Zu den Zeiten Katharina's II. trugen ſie noch ihr Bild.

Etwas wahrhaft Bewunderungswerthes iſt das Inſtitut des Bergcadettencorps. Die Leitung und Organiſation deſſelben laſſen nichts zu wünſchen übrig. Der darin ertheilte Unterricht iſt vollkommen und ſtellt das Inſtitut auf gleiche Stufe mit dem Beſten, was es derartiges in Europa giebt. Modelle, welche der Natur genau nachgebildet und in denen die verſchiedenen Mineralien in ihren gewöhnlichen Gangarten dargeſtellt ſind, unterſtützen den Unterricht der Zöglinge und verſchaffen ihnen ſo zu ſagen auch praktiſche Kenntniſſe.

Nichts iſt übrigens von größerer Wichtigkeit für Rußland als die Ausbildung tüchtiger Bergwerksingenieure. Die in den Gebirgen des Ural enthaltenen unermeßlichen Schätze, welche jeden Tag mehr und mehr erſchloſſen werden, ſcheinen dazu beſtimmt zu ſein, die Macht des großen Reichs zu erhöhen. Wenn es mit den Vortheilen, tapfere, zahlreiche und gutgeſchulte Armeen und von unbegrenzter Hingebung be-

seelte Völker, dem Erbtheile des ersten Alters der Nationen unter einer erleuchteten Regierung, zu besitzen, noch den Besitz großer Schätze verbinden wird, so darf man sich fragen, wie ihm dann noch etwas widerstehen kann.

Die Resultate, welche bei der Ausbeutung der Goldbergwerke binnen wenigen Jahren und noch ehe man eine bedeutende Anzahl genügend unterrichteter Ingenieure hatte, erzielt worden, sind kaum glaublich. Zur Ausbeutung der Eisengruben ist die der Kupferbergwerke gekommen, und die Goldgruben sind schon so reich, daß man zu der Zeit, von der ich spreche, wo diese Ausbeutung noch in ihrer Kindheit war, bereits für 12 Millionen Franken Gold jährlich gewann, während die amerikanischen Gruben, die von Brasilien, Mexico und Peru, nach Humboldt nie mehr als für 60 Millionen des Jahrs geliefert haben. In dem Augenblicke wo ich dieses schreibe, hat sich der Ertrag fast verdoppelt.

Die Art der Ausbeutung ist eine zweifache: aus goldhältigem Erze und aus goldhaltigem Sande. Seit der Eröffnung der amerikanischen Minen hat das größte Stück gediegenen Goldes, das man dort gefunden, ein Gewicht von sechsunddreißig Pfund. Es wird im naturhistorischen Cabinet zu Sevilla aufbewahrt. Kaum hatte man in den Gängen des Ural einige Hammerschläge gethan, so fand man ein Stück Gold von vierundzwanzig Pfund. Es befindet sich in der Sammlung des Bergcadettencorps. Die Gegenden, welche goldhaltigen Sand haben, repräsentiren eine Bodenfläche von zweitausend Quadratwerften. Die Ausbeutung dieses Sandes ist nicht kostspielig, denn er liegt offen zu Tage. Durch das Waschen giebt er einen geringen Ertrag, aber durch Behandlung mit Feuer, Blei oder Quecksilber liefert er ein viermal größeres Quantum Gold.

Um einen Begriff von den Fortschritten des Bergbaues zu geben, will ich als Beispiel nur die Ländereien eines russischen Privaten, des bekannten Grafen Demidoff anführen. Vor dreißig Jahren brachten ihm seine Eisenwerke 1½ Millionen Franken ein. Die in der Nähe derselben entdeckten Kupferminen verdoppelten sein Einkommen, und die später aufgefundenen Goldgruben haben dasselbe abermals um eine gleiche Summe vermehrt.

Die so nützliche und vollkommene Bergwerksschule kostet dem Staate fast gar nichts, was auch von vielen anderen Anstalten gilt, die ich noch anführen werde. Für jene verausgabt der Kaiser jährlich nicht mehr als hundertdreißigtausend Franken. Von dieser Summe werden siebzig von ihm ernannte Zöglinge unterhalten. Außerdem nimmt die Anstalt dreihundert Ausländer auf, welche achthundert Franken bezahlen, wofür sie die vollständigste Ausbildung genießen.

Ein andres Institut, dessen Details mich lebhaft interessirten, ist das Corps der Straßen- und Wasserbau-Ingenieure. Es wurde vom Kaiser Alexander vermittelst französischer Ingenieure, die ihm Napoleon zur Verfügung stellte, gegründet, und steht jetzt unter der Leitung eines derselben, des Generals Bazaine. Dieser General, ein Mann von hervorragenden Talenten, genießt einer wohlverdienten Berühmtheit. Der Prinz Alexander von Würtemberg, Oheim des Kaisers, führte damals eine Art Oberaufsicht über das Corps, doch war seine Einmischung eher nachtheilig als nützlich. In Folge seiner nur oberflächlichen wissenschaftlichen Bildung beging er oft große Fehler, die er vermöge seiner hohen Stellung durchsetzte.

Dieses zahlreiche Corps versieht den Dienst im ganzen Reiche. Es ist vor Kurzem vermehrt und auf sechshundert Ingenieure gebracht worden. Die Kennt-

niſſe, welche man von dieſen Leuten verlangt, ſind ſehr umfaſſend, vielleicht zu umfaſſend, denn dieſelben müſſen auch die der eigentlichen Militäringenieure in ſich begreifen, damit ſie dieſe nöthigenfalls erſetzen können.

Die Schule beſteht aus hundert Zöglingen, von denen neunzig auf Koſten des Kaiſers unterhalten werden; die übrigen zehn lernen auf ihre eigenen, oder auf Koſten der Kaiſerin oder der kaiſerlichen Prinzen. Sie koſtet ebenfalls nur hunderdreißigtauſend Franken jährlich. Die Ausgaben für öffentliche Arbeiten werden jedes Jahr auf ſechs Millionen feſtgeſtellt, wovon die Hälfte auf den Unterhalt, die andere Hälfte auf Neubauten kommen.

Eine vom General Bazaine gemachte Bemerkung, die mir derſelbe mittheilte, verdient hier erwähnt zu werden. Die Ruſſen ſind von Natur vorzugsweiſe Nachahmer. Sie erreichen bald einen ziemlich hohen Grad von Kenntniſſen, aber ſie bleiben bei einer gewiſſen Grenze ſtehen, die ſie faſt niemals überſchreiten können. Die Leitung der Ingenieurſchule hat ihm Gelegenheit geboten, beſtändig dieſe Beobachtung zu machen.

Rußland iſt in ſeiner Binnenſchifffahrt ſehr weit vorgeſchritten. Da ſeine großen und ſchönen Flüſſe keinen Fall haben und es auf dem ganzen ungeheuren Gebiet zwiſchen den Karpathen und dem Ural keine Gebirge giebt, ſo hat man leicht Kanäle bauen können, welche die Flüſſe mit einander verbinden und die Schifffahrt vervollſtändigen. Es werden noch täglich neue angelegt; aber ſchon jetzt kann man auf den Binnengewäſſern von der Oſtſee in's Eismeer und von der Oſtſee und dem Eismeere in's Schwarze und Caſpiſche Meer gelangen. Alle Arbeiten ſind in Rußland ſo wohlfeil und die Mittel zur Ausführung in ſo *reichem Maße vorhanden*, daß jedes derartige Unter-

nehmen leicht und gut zu Ende zu führen ist. Die Natur selbst scheint die Bemühungen des Menschen durch die Geringfügigkeit der Hindernisse, welche die Oertlichkeiten darbieten, zu unterstützen. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß sie schon so weit vorgeschritten sind.

Die Hauptcommunicationen, abgesehen von der eigenen Schifffahrt vieler andern Flüsse sind folgende:

1) Verbindung St. Petersburgs mit der Wolga und dem Caspischen Meere vermittelst des Ladogacanals.

2) Verbindung der Wolga mit dem Weißen Meere und Archangel vermittelst der nördlichen Dwina. So kann jetzt ein Boot von St. Petersburg ununterbrochen nach Archangel und von da nach Astrachan fahren.

3) Diesen Augenblick wird eine Verbindung zwischen der Wolga und der südlichen Dwina vermittelst der Moskwa hergestellt.

4) Stellt man gegenwärtig eine Verbindung zwischen der Weichsel, dem Niemen und dem Meere her, welche somit den ganzen Handel, dessen Stapelplatz jetzt Danzig ist, in andere Bahnen lenken wird.

5) Endlich verbindet man den Don mit der Wolga dergestalt, daß eine directe Schifffahrt zwischen dem Schwarzen und dem Caspischen Meere hergestellt wird.

Solche Communicationslinien sind mächtige Elemente des Reichthums und Gedeihens!

Die Schule der Militäringenieure befindet sich im Palast Michael, dem nämlichen, welchen Paul bewohnte, in dem er sich befestigt hatte und wo er umkam. Ich habe dieses Institut sehr genau in Augenschein genommen und kann mich nur lobend darüber aussprechen Der Unterricht der Zöglinge schien mir vollkommen und ungefähr eben so wie in der Genieschule zu Metz. Der General Oppermann, unter

deſſen Befehlen ſie ſteht, iſt ein ausgezeichneter Mann. Es ſind Pläne in Relief von den wichtigſten Feſtungen des Reichs nach dem Muſter der im pariſer Invalidenhôtel befindlichen angefertigt worden, darunter auch der der Feſtung Sweaborg in Finnland, die ohne Zweifel eben ſo ſtark iſt als Gibraltar. Eine Darſtellung des Schlachtfeldes an der Moskwa befindet ſich ebenfalls in dieſer Sammlung. Reliefs von dieſer Größe befriedigen jedoch nicht und geben kein genügendes Bild der Lokalität. Ich ſah in dieſer Schule auch Kupferplatten mit einem eigenthümlichen Anſtrich, der ihnen die Eigenſchaften von lithographiſchen Steinen verlieh; ſie bildeten einen portativen Apparat zum Gebrauch im Kriege.

Man zeigte mir ferner ſehr ausführlich das Inſtitut des Generalſtabes, deſſen Attribute damals das Armeeperſonal, die Bewegungen, die Operationen und Alles was in das Gebiet der eigentlichen Kriegskunſt einſchlug, umfaßte. Es glich ſo ziemlich unſrer Organiſation unter dem Kaiſerreiche, wo faſt Alles von dem Major-General Fürſten von Neufchatel ausging. Eine Einrichtung, die bei uns nur zufällig und vorübergehend geweſen und welche dadurch entſtanden war, daß Napoleon das Amt des Kriegsminiſters eigentlich ſelbſt verwaltete und ſich um die geringſten Details ſeiner Armee kümmerte, war in Rußland ſyſtematiſch und für die Dauer eingeführt worden. Der wirkliche Kriegsminiſter war dort der Major-General, welcher täglich dem Kaiſer Bericht erſtattete, ſeine Befehle einholte und dieſelben weiter beförderte. Der Kriegsminiſter war nur mit der Verwaltung des Materials beauftragt. Der Kaiſer Nikolaus hat ſeitdem dieſe unzweckmäßige Einrichtung wieder aufgehoben. Gegenwärtig umfaßt das Kriegsminiſterium Alles was ſich auf die Armee bezieht. Da dieſelbe fortwährend *in Armeecorps* von zwei bis drei Diviſionen mit

ihrer Cavalerie, ihrer Artillerie, ihren Commiſſariaten, ihren Ambulancen ꝛc. organiſirt iſt, ſo geſchieht die Correſpondenz mit den Corps durch Vermittelung der commandirenden Generale.

Die Sammlung der Karten und Pläne wird mit der größten Sorgfalt unterhalten. Alles was ſich auf die Topographie bezieht, läßt nichts zu wünſchen übrig. Der General Diebitſch, welcher damals an der Spitze des Generalſtabes ſtand, beſaß umfaſſende Kenntniſſe und leitete die Arbeiten mit großer Einſicht. Hundertachtzig Commis genügten für die geſammte Correſpondenz. Alle auf den Militärdienſt Bezug habenden Zweige der Künſte und Wiſſenſchaften ſind in dieſem Inſtitute vereinigt. Es beſitzt ſogar eigene Ateliers zur Anfertigung der mathematiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente. Auch eine Druckerei iſt damit verbunden; da aber das Kriegsdepartement ſie nicht hinreichend beſchäftigen kann, ſo übernimmt ſie auch Aufträge von Privaten.

Man hat dem Generalſtabe eine Prüfungscommiſſion beigegeben, welche alle neuen Erfindungen zu unterſuchen hat. Dieſe Einrichtung halte ich für eine der beſten und nützlichſten; wir würden ſie auch bei uns in Frankreich ſehr gut brauchen können, denn ſo weiſe es iſt, ſich vor Neuerungen zu hüten, die nicht genügend motivirt ſind, ebenſo nachtheilig iſt es, die Einführung neuer Erfindungen, deren Folgen heilſam ſein können, zu vernachläſſigen. Dies iſt eine unbeſtreitbare Wahrheit für die Geſellſchaft überhaupt, noch mehr aber für die Kriegskunſt in unſrer an Erfindungen ſo fruchtbaren Zeit. Da ein erſter Sieg oftmals ernſte Conſequenzen für die Zukunft nach ſich zieht und zuweilen großen Einfluß auf die Geſchicke der Staaten hat, ſo darf nichts verſäumt werden, um ihn zu erringen.

Wir haben in Frankreich eine viel zu hohe Idee

von unsrer Ueberlegenheit und überhaupt von Allem was wir besitzen. In Folge dieses albernen Stolzes sind wir gewöhnlich gegen alle anderen Mächte in der Anwendung nützlicher Dinge zurück. In Rußland ist es gerade das Gegentheil. Man ist begierig, alles Neue kennen zu lernen und trachtet eifrig nach der besten Verwendung seiner Mittel. Die Einführung dieser Prüfungscommission, bestehend aus tüchtigen Männern, welche befugt sind, zu wählen, anzunehmen, zu billigen oder zu verwerfen, hat gewiß große Vortheile. Ich habe während meiner ganzen Jugendzeit unsere Artillerie beständig rühmen hören, und doch hatten wir damals gewiß das schlechteste Feldgeräth in ganz Europa. Wenn man sich etwas ernstlicher mit den Congreve'schen Raketen beschäftigt hat, so verdankt dies Frankreich meinen dringenden Vorstellungen bei meiner Zurückkunft aus Rußland.

Zu den lobenswerthesten Anstalten, welche man in St. Petersburg und den größeren Städten Rußlands findet, muß ich die Militärhospitäler zählen. Man hat dabei das System der Regimentshospitäler angenommen. Der den militärischen Corps eigene Familiengeist und die Fürsorge der Chefs garantiren den Kranken eine sorgfältige Verpflegung. Jedes Regiment hat ein Hospital für dreihundert Mann, das es vermittelst eines Abonnements unterhält. Für jeden Krankentag vergütet der Staat 75 Centimes. Wenn das Regiment sich auf den Marsch begiebt, nimmt es einen Theil seines Lazarethmaterials mit sich, so daß es achtzig Mann verpflegen kann. Soll es nicht zurückkehren, so übergiebt es das Uebrige dem Commissariat, das ihm dafür steht. Um die gute Qualität der Medikamente zu sichern, liefert sie ihm der Staat nach einem Tarif. Die Hospitäler sind im Allgemeinen geräumig und gut gelüftet und verrathen eine sorgfältige, *gewissenhafte* Leitung.

In St. Petersburg befindet sich außer den Regimentshospitälern ein großes Hospital für zwölfhundert Mann, das dazu bestimmt ist, im Fall einer Truppenbewegung die Kranken aufzunehmen, welche die Corps zurückzulassen genöthigt sind. Dieses Regimentssystem, das überall gut sein würde, ist in einem so großen Lande, das verhältnißmäßig wenig und sehr weit von einander entfernte Städte hat, ganz unerläßlich. Es ergiebt denn auch die vortrefflichsten Resultate. Die Heilungen gehen rasch von Statten, die Reconvalescenzen dauern nicht lange, und die so zahlreiche russische Armee zählt mit Inbegriff der immobilen Polizeitruppen und überhaupt aller Mannschaften, welche Tagesrationen erhalten, im Ganzen nicht mehr als zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Kranke.

Der Besuch der Arsenale hat meine Bewunderung in viel geringerem Grade erweckt. Sie enthalten große Magazine und schöne Werkstätten, bleiben aber hinter unseren großen Anstalten dieser Art in Frankreich weit zurück. Der Waffensaal enthält indessen hundertfunfzigtausend Flinten. Diese Gewehre sind gut und ihre Construction nähert sich der der unsrigen. Der Preis derselben aber weicht von dem der unsrigen beträchtlich ab, denn sie kosten sechzehn bis achtzehn Rubel*), also nur etwa halb so viel als die französischen. Die Stückbohrerei ist sehr schön. Die Kanonenrohre werden gleichzeitig gebohrt und abgedreht. Die Gießerei ist dagegen erbärmlich. Es ist sonderbar, daß verschiedene Zweige eines und des nämlichen Dienstes so ungleich sind. Die Artilleriechefs scheinen mir eine sehr beschränkte theoretische Bildung zu besitzen, und ich habe Grund zu glauben, daß die Truppen der Artillerie, die in der Ausführung der Manöver sehr stark sind,

*) Jedenfalls Papierrubel à 9 Sgr.
Anmerk. d. Uebers.

von einer großen Anzahl Offiziere commandirt werden, deren theoretische Bildung viel zu wünschen übrig läßt.

Eine ziemlich gute Artillerieschule liefert einen Theil der Offiziere und diese sind die unterrichtetsten. Man kann ihre Kenntnisse mit denen vergleichen, die man in diesem Dienstzweige bei uns in Frankreich zu der Zeit verlangte, wo ich in die Artillerie eintrat. Die Zahl der auf diesem Wege ausgebildeten Offiziere ist jedoch die bei weitem kleinere. Sie genießen verschiedene Vortheile; unter andern erhalten sie beim Eintritt einen höheren Grad als die, welche aus dem Corps der Cadetten oder der Unteroffiziere kommen. Die meisten liefert das Cadettencorps, und die theoretischen Kenntnisse dieser sind fast Null. Eine dritte Klasse endlich geht aus dem Corps der Unteroffiziere hervor. Von diesen verlangt man einen ähnlichen Examen wie ihn die Cadetten bestehen müssen. Sie sind daher ebenfalls keine Gelehrten; aber ihre theoretischen Kenntnisse, verbunden mit denen, welche sie aus der Erfahrung und der Gewohnheit des Dienstes geschöpft haben, verleihen ihnen einen reellen Werth, und es dürfte im wohlverstandenen Interesse der Regierung liegen, sie in größerer Anzahl zu verwenden und dagegen die Zahl der Cadetten zu vermindern. Das so wichtige Corps der Unteroffiziere würde sich dadurch angespornt fühlen und eine geachtetere Stellung einnehmen.

Außerdem giebt es noch eine Anstalt, in welcher Söhne von Artilleristen ausgebildet werden. Sie erhalten einigen theoretischen und einen ausgedehnteren praktischen Unterricht und treten sodann als Unteroffiziere in das Corps ein.

Jetzt komme ich zu einer Einrichtung, die mir über alles Lob erhaben scheint; es ist das mit eben so großer Einsicht als Sparsamkeit angenommene System, die Staatsdiener zu unterstützen und ihren Kindern eine *passende Erziehung* angedeihen zu lassen. Das erste

Bedürfniß einer Gesellschaft, welche in der Civilisation noch zurück ist, ist der Unterricht. Es ist daher auch in Rußland die erste Sorge der Regierung, denselben möglichst zu verbreiten. Nie und nirgends ist diese Idee in großartigerem Maßstabe verwirklicht worden, und niemals haben Resultate glänzender den gehegten Erwartungen entsprochen. Diese unter Katharina II. begründeten Anstalten wurden unter Paul und unter Alexander weiter entwickelt, und sie werden auch unter deren Nachfolger Nikolaus nicht herabkommen, der von väterlichen Gesinnungen beseelt ist, einen treffenden und praktischen Blick in Allem hat was er unternimmt, und die ganze Wichtigkeit jener Einrichtung erkennt. Ich bin überzeugt, daß er wahren Genuß darin findet, eine Wohlthat zu spenden, deren Gewährung so leicht und deren Ergebniß so gesichert ist. Welche Ermuthigung für Den, der sein Leben der Vertheidigung des Vaterlandes und dem Ruhme des Herrschers geweiht hat, wenn er sieht, daß die Zukunft seiner Kinder im Voraus durch den Kaiser gesichert ist, der, als das Oberhaupt einer großen Familie, sie alle adoptirt und für ihr Fortkommen sorgt! Ich kenne nichts Rührenderes, nichts Moralischeres, nichts Politischeres. Ich will einen kurzen Ueberblick über die betreffenden Anstalten geben.

Das erste Cadettencorps nimmt bis zwölfhundert Kinder auf. Mit dem achten Jahre finden sie Aufnahme und sie sind in fünf Compagnien eingetheilt. Die über zehn Jahr alten bewohnen ein abgesondertes Lokal; die anderen werden von Frauen gepflegt. Die älteren, das heißt von zehn Jahren und darüber, sind in vier Compagnien eingetheilt, und sie lernen nach und nach Russisch, Französisch und Deutsch, Geometrie, Befestigungskunst, die Anfangsgründe der Chemie und Physik und Alles was auf den Militärdienst Bezug hat. Wenn diese jungen Leute bewiesen haben, daß sie die

erforderlichen Kenntniſſe beſitzen, werden ſie in der Armee oder bei der Artillerie angeſtellt, wo ſie zuerſt als Fähndriche dienen. Ein Muſeum, welches Modelle aller Art enthält, iſt zu ihrer Verfügung. In Relief ausgeführte Fortificationen zeigen ihnen die verſchiedenen Syſteme, wie auch die Angriffs- und Vertheidigungsarbeiten und erleichtern merkwürdig das Studium dieſes Theils der Kriegskunſt. Dieſe Art von Studium würde nicht genügen, um Ingenieure zu bilden, aber es reicht für alle Bedürfniſſe des Dienſtes der Linie aus.

Es giebt dann noch drei andere Anſtalten dieſer Art: das zweite Cadettencorps, das Regiment der Adeligen, die Marinecadetten, ſowie die Pagen, deren Zahl hundertachtzig beträgt. Auf dieſe Weiſe unterhält der Kaiſer viertauſend Söhne von Adeligen und Offizieren und ſorgt für ihre Erziehung und Anſtellung. Weitere derartige Etabliſſements befinden ſich in Moskau und anderen Gouvernements. So kann ein Offizier ſein Leben dem Staate zum Opfer bringen und für den Kaiſer ſterben, ohne daß Sorgen wegen ſeiner Familie ihn von ſeinen Pflichten ablenken und ſeine letzten Augenblicke verbittern. Ich wiederhole es: ich kenne nichts Bewunderungswürdigeres, nichts Nützlicheres in der Welt. Die Unterhaltungskoſten, welche der Staat trägt, belaufen ſich jährlich auf ſechshundert Franken per Kopf.

Das Complement zu dieſen wohlthätigen Anſtalten bilden die für die Soldatenſöhne beſtimmten Erziehungsinſtitute. Jedes Garderegiment hat ſeine Schule, ebenſo jede Gouvernementshauptſtadt. In Moskau befindet ſich die Hauptanſtalt. Dieſe zählt ſechstauſend Kinder jeden Alters, welche in einem Hauſe untergebracht ſind. Die Geſammtzahl der auf Koſten des Kaiſers unterhaltenen und erzogenen Soldatenkinder betrug zu der Zeit, von der ich ſpreche, fünfundſechzig- bis ſiebzigtauſend. Nie hat es eine zweck-

mäßigere und in großartigerem Maßstabe ausgeübte Wohlthat gegeben.

Die erste Bedingung aller dieser Schulen, die Reinlichkeit, wird durch große, sauber gehaltene Säle, durch zweckmäßige Kleidung und durch eine gesunde und reichliche, wenn auch nicht gewählte Kost erfüllt. Die Unterrichtsgegenstände bestehen in dem Studium der russischen Sprache, der Zeichnenkunst, der Geometrie, der Musik, dem Zimmerhandwerk und einigen anderen Künsten. Eine strenge Disciplin wird gehandhabt und überall und fortwährend begegnet man der größten Sorgfalt. Offiziere von der Armee und ehemalige Zöglinge dieser Anstalten sind die Directoren und Lehrer.

In diesen Schulen wird eine so weise Sparsamkeit beobachtet, daß sich, obgleich sie mit allem Nöthigen reichlich versehen sind, an einem der theuersten Orte, in Moskau, der Gesammtaufwand mit Einschluß aller Kosten, wie der Besoldung der Directoren, der Instandhaltung der Gebäude ꝛc., jährlich auf nicht mehr als sechzig Franken per Kopf beläuft. Man sollte dies kaum glauben, aber es ist Thatsache. Bedenkt man den wohlthätigen Einfluß, den diese Anstalten auf das Gedeihen des Landes ausüben, so kann man den genialen Gedanken, der sie in's Leben rief, nicht genug bewundern.

Nachdem die Zöglinge den Unterricht in diesen Schulen genossen haben, gehen sie zu verschiedenen Lebensberufen über. Ein Theil derselben wird als Unteroffiziere in die Regimenter der Armee eingestellt, andere werden als Feldmesser in die Gouvernements gesandt; noch andere werden Musiker in den Kapellen und Theaterorchestern, und jeder reiche Eigenthümer, der in seinen Gruben oder Fabriken intelligenter und gebildeter Arbeiter bedarf, wendet sich deshalb an diese Anstalten, wo er stets findet, was er braucht. Nach einer gewissen Reihe von Jahren werden sie mündig

dazu beigetragen haben, einen Mittelſtand zu ſchaffen, an welchem es Rußland faſt gänzlich fehlt.

Dieſe Anſtalten ſind jedoch nicht die einzigen, auf die ſich die Wohlthätigkeit des Kaiſers erſtreckt hat. Sie nimmt ſich auch der Kinder des anderen Geſchlechts an. Das wichtigſte derartige Inſtitut iſt unter dem Namen des Kloſters bekannt. Es enthält ſiebenhundert junge Mädchen und iſt in zwei ſtreng getrennte Sectionen eingetheilt: die eine für den Adel, welche damals vierhundertſechzig Köpfe zählte, die andere für die Töchter der Bürgerlichen und der aus dem Unteroffiziercorps hervorgegangenen Offiziere. Dieſes Erziehungsinſtitut ſtand unter der Protection der Kaiſerin Mutter. Es werden darin Kinder von acht bis zehn Jahren aufgenommen. Der Unterricht erſtreckt ſich auf eine Menge Gegenſtände, iſt aber ſehr oberflächlich und behandelt ſehr abſtracte Dinge, ſo daß er keine nachhaltigen Früchte tragen kann. Aus dieſer Anſtalt gehen die Gouvernanten hervor, welche in den vornehmen Häuſern, ſowie in den Privatinſtituten und Provinzialſchulen die Kinder unterrichten.

Die Töchter vieler Generale und anderer angeſehener Leute werden darin erzogen. Sie genießen daſelbſt den Vortheil, von der Kaiſerin und der kaiſerlichen Familie, welche ſich lebhaft für dieſes Inſtitut intereſſiren, gekannt und ausgezeichnet zu werden. Im Allgemeinen entſprechen die daraus Hervorgehenden der Erziehung, die ſie darin erhalten haben, namentlich in Bezug auf die Sittlichkeit und Religioſität. Sie lernen Ruſſiſch, Franzöſiſch, Deutſch, die Literatur dieſer drei Sprachen, Geographie, Arithmetik und Geometrie, Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, Zeichnen, Muſik und weibliche Handarbeiten. Sie ſingen vor ihren Mahlzeiten zuſammen und in Abtheilungen bis zu zweihundert, ohne Inſtrument. Dieſe friſchen, jungfräu*lichen Stimmen*, dieſe mit ſeltener Vollendung ausge-

führten Concerte geben einen Vorgeschmack von der Musik der Engel.

Die Lehrer der Wissenschaften schienen mir eine sehr mittelmäßige Bildung zu besitzen. Madame Adelsberg, welche seit fünfundzwanzig Jahren an der Spitze steht, ist eine angesehene und höchst achtungswerthe Frau. Sie war Erzieherin des jetzigen Kaisers und des Großfürsten Michael in deren ersten Kinderjahren.

Unter dieser ganzen weiblichen Jugend zeigt sich ein großer Wetteifer. Strafen kommen sehr selten vor, und die Schülerinnen, welche sich besonders auszeichnen, erhalten Prämien. Die alljährlich für das Kloster ausgesetzte Summe beträgt hunderttausend Franken. Dazu fügt der Kaiser jedes Jahr noch hundertachtzigtausend Franken aus seiner Privatchatoulle. Er wählt hundert adelige Fräulein und eben so viele bürgerliche Mädchen. Die anderen Stellen erhalten Kinder, welche auf Kosten ihrer Angehörigen in der Anstalt erzogen werden. In der Section der adeligen Mädchen bezahlen sie jährlich elfhundertneunzig Franken, in der der bürgerlichen nur sechshundert. Auch ist ein Unterschied in der Zahl der Unterrichtsgegenstände beider Classen.

Ich habe einen gedrängten Ueberblick über die Wohlthätigkeitsanstalten gegeben, die ich besuchte; aber ich kann die aufmerksame Fürsorge und Umsicht, mit welcher bei der Gründung derselben verfahren worden ist, nicht genug loben. Alles darin ist schöner und besser als anderwärts. Woher dies kommt, ist leicht zu erklären. Man hat Alles auf einen einzigen Wurf und in neuerer Zeit geschaffen. Bevor man anfing, nahm man sich die besten Anstalten Europa's zum Muster, und häufig hat man Verbesserungen angebracht, die sich als nützlich herausgestellt haben. So hat zum Beispiel in Alt-Frankreich die Mildthätigkeit vor mehreren Jahrhunderten Hospitäler gegründet;

aber von zahlreichen zweckmäßigen Einrichtungen, deren Wichtigkeit jetzt anerkannt iſt, wußte man darin früher nichts. Es ſind meiſt alte Gebäude in alten Stadttheilen und nicht beſonders ſauber gehalten. Man hat ſie zwar verbeſſert, aber doch die urſprünglichen Mängel nicht ganz zu beſeitigen vermocht. In Rußland iſt es etwas Anderes. Hier hatte man freie Hand, und Alles wurde nach einem im voraus feſtgeſtellten, reiflich erwogenen Plane eingerichtet.

Ehe ich erzähle, was ich in der Umgegend von St. Petersburg geſehen habe, will ich noch ein Wort über die Stadt und über ihren eigenthümlichen Character ſagen. Ich will die Betrachtungen mittheilen, die ſich mir dabei aufdrängten. Sie iſt ohne Widerrede die regelmäßigſte Stadt Europa's, denn ſie wurde gebaut, wie man ein großes Schloß bauen würde: nach einem feſtſtehenden Plane. Ihre Architectur iſt prätenziös, überall ſind Säulen, dieſe ſchöne Zierde der Paläſte und öffentlichen Gebäude, in verſchwenderiſcher Menge angebracht. Jedes einigermaßen bedeutende Privathaus hat ſeine Colonnade und ſeinen Periſtyl. Dieſe offenen Periſtyle und dieſe Colonnaden, welche früher die Tempel der Alten umgaben, waren dem Klima angemeſſen und gewährten den Untergebenen und dem Volke einen Aufenthalt. In dem nordiſchen Klima ſind ſie widerſinnig, und hier wird damit ein Mißbrauch getrieben, von dem man ſich keinen Begriff machen kann. In Folge der großen Breite der Straßen und der geringen Höhe der Häuſer vertheilt ſich die Bevölkerung auf einen ungeheuren Flächenraum. Dieſe Stadt zählt, obgleich ſie mindeſtens eben ſo groß iſt als Paris, nur viermalhunderttauſend Einwohner. In der Regel iſt eine Stadt nur dann lebhaft, wenn ſich ihre Bevölkerung auf einen kleinen Raum zuſammendrängt. Zu dem Ende müſſen die Häuſer hoch und die Straßen eng *ſein.* Hier iſt es gerade das Gegentheil. Man kann

wohl auch, wie in Paris, Stadttheile mit großen Plätzen und breiten Straßen haben; aber es muß auch andere Stadttheile geben, in denen die Bevölkerung dicht zusammengedrängt wohnt. Den Tag über ergießt sie sich in die minder volkreichen Stadttheile und giebt denselben so die ihnen fehlende Lebhaftigkeit. Dann erhöht auch noch die Geradheit der Straßen, welche einen großen Raum mit einem Blicke zu umfassen erlaubt, die traurige Monotonie dieser Stadt, bei aller ihrer Schönheit und Eleganz.

Der kaiserliche Palast ist in seiner Gesammtheit, das heißt mit der Eremitage, sehr groß, doch bei weitem noch nicht so groß als die Tuilerien mit dem Louvre. Die Bauart des Winterpalastes ist schwerfällig und geschmacklos. Derselbe wurde zu einer für die schönen Künste ungünstigen Zeit, im ersten Drittel des vorigen Jahrhundert erbaut und erinnert an das Berliner Schloß, das er jedoch an Umfang bedeutend übertrifft. Man sollte meinen, diese beiden Paläste habe der nämliche Architect gebaut und er habe es darauf angelegt, sein zweites Werk dem ersten gleich zu machen. Der Giebel ist mit sehr mittelmäßigen Statuen geschmückt.

St. Petersburg hat, wie alle russischen Städte, eine Menge Kirchen, aber sie sind sehr klein. Bei uns in Frankreich würde man sie nur Kapellen nennen. Die größte, welche erst unter Alexander gebaut oder wenigstens vollendet wurde, die Kirche der heiligen Maria zu Kasan, ist ziemlich imposant. Das Innere derselben wird durch eine Masse Granitsäulen verengert, deren Umfang weder mit ihrer Höhe noch mit der Größe des Raumes in Verhältniß steht. Gegenwärtig ist man mit dem Bau der Isaakskirche beschäftigt. Diese wird in großartigem Style und in kolossalen Dimensionen angelegt. Sie soll, wie man versichert, eine Nachahmung der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London werden. Sie wird ganz aus rothem

finnländischen Granit gebaut. Achtundvierzig Säulen von demselben Material und von fünfzig Fuß Höhe, jede aus einem Stück gehauen, werden sie äußerlich schmücken. Diese Säulen, welche ein Gewicht von 250,000 Pfund haben, werden auf eigens dazu erbauten Fahrzeugen von fünfhundert Tonnen Lastigkeit transportirt. Jedes dieser Fahrzeuge nimmt deren zwei auf. Herr von Montgeraud, ein französischer Architect, leitet den Bau. Er hat den Apparat zur Fortbewegung dieser Steinmassen erfunden. Achtundvierzig Oefen sollen das Innere der Kirche heizen, ein Theil derselben aber wird in den oberen Regionen angebracht, um die Temperatur gleichmäßiger zu machen und zu verhindern, daß die aufsteigenden Dünste zu Regen verdichtet wieder niederfallen, wie es zuweilen in der Kirche von Kasan geschieht. Man schätzte damals die Gesammtkosten des Baues auf 25 Millionen Franken und die zur Vollendung desselben erforderliche Zeit auf vierundzwanzig Jahre. Es wird ein schönes und großartiges, eines mächtigen Herrschers würdiges Baudenkmal.

Außerdem hat St. Petersburg noch viele interessante Gebäude: den Marmorpalast, am Quai gelegen, die Wohnung des Großfürsten Constantin, wenn er nach St. Petersburg kam; das Anitschkoffski'sche Palais an der Newski-Perspective, Wohnung des Großfürsten Nikolaus vor seiner Thronbesteigung; der taurische Palast, von Potemkin erbaut, um der Kaiserin Katharina eine Fête darin zu geben; der Palast des Großfürsten Michael, in neuester Zeit gebaut, ein köstlicher Wohnsitz, in welchem Pracht und guter Geschmack mit einander wetteifern; das Museum, dessen noch leere Räume die Gemälde und Statuen erwarten, die sie ohne Zweifel einst zieren sollen; endlich große und prächtige Kasernen, in denen vierzigtausend Mann *gesund und bequem* wohnen können.

Ferner giebt es noch zwei Sehenswürdigkeiten in St. Petersburg, die man nicht genug bewundern kann. Die eine iſt die Reiterſtatue Peter's des Großen, das unſterbliche Werk des franzöſiſchen Erzgießers Falconet, das ſchönſte dieſer Art, das es in der Welt giebt. Die Stellung iſt erhaben und entſpricht ganz dem Gedanken, den der Künſtler hat ausdrücken wollen. Nachdem Peter den Felſen erklimmt hat, der als Baſis dient, ſtreckt er die Hand aus und ſcheint zu ſagen: „dort will ich meine Stadt erbauen!“ Die andre Merkwürdigkeit iſt der prachtvolle Newaquai, faſt eine (franz.) Meile lang und ſehr breit, auf der Waſſerſeite mit Granitquadern von achtzig bis hundert Kubikfuß Inhalt bekleidet, und auf der andern Seite mit Paläſten und ſchönen Privathäuſern beſetzt. Dieſer mächtige Strom mit der Inſel Waſiliewskoy Oſtrow, die für ſich allein eine Stadt ausmacht, die Feſtung und die Gebäude auf dem rechten Ufer bilden ein Enſemble, von dem man ſich keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht geſehen hat. Aber ein ſchmerzlicher Gedanke ſtimmt den Eindruck herab, den man bei der Betrachtung empfindet. Dieſe ſchöne Stadt, auf deren Erbauung mehrere Milliarden verwendet worden ſind, kann wegen ihres zerſtörenden Klima's nur durch fortwährende koſtſpielige Reparaturen erhalten werden. Sollte der Souverain ſie einmal verlaſſen oder ihr ſinkender Wohlſtand die zu ihrem Unterhalt nöthigen Mittel vermindern, ſo wäre ihr Untergang gewiß. Man kann daher, wenn anders man ſich ſo ausdrücken darf, ſagen, daß dieſe Stadt dazu verurtheilt iſt, ewig jung zu bleiben, oder zu ſterben.

Ein Umſtand verſchönert St. Petersburg und giebt ihm einen Reiz, den man nur hier findet. Die Entfernung der Hauptſtadt von dem Herzen des Reichs, die Pflichten oder Intereſſen, welche einen großen Theil des Adels *an den Hof* ketten, verhindern viele Große,

ihre weit entfernten Güter zu bewohnen. Daraus ist das Bedürfniß entsprungen, eine Menge hübscher kleiner Landhäuser in der Umgegend, und besonders auf den Inseln der Newa zu erbauen. In anderen Hauptstädten geht Alles in der schönen Jahreszeit ein wenig früher oder später auf Reisen. Hier beschränkt man sich darauf, eine andre, höchstens ein bis zwei Stunden entfernte Wohnung zu beziehen, und Alles was zur haute volée gehört, bleibt beisammen. Man könnte diese Vereinigung hübscher Landhäuser auf den Inseln Caminostro, Yelagin ꝛc., die Sommerstadt nennen. Der Kaiser Alexander besaß auf Caminostro eine reizende Villa und hat auch auf Yelagin eine bauen lassen. Die letztere ist der köstlichste Wohnsitz, den sich die Einbildungskraft vorzaubern kann. Er machte damit seiner Mutter, der Kaiserin Marie, ein Geschenk. Es ist ganz mit Erzeugnissen inländischer Fabriken ausgestattet. Es ist die ächte petite maison eines großen Souverains.

Ich begann meine Ausflüge in die Umgebungen St. Petersburgs mit dem Besuche von Kronstadt. Dieser Punkt verdiente wegen seiner hohen Wichtigkeit den Vorzug. Ich fuhr auf einem Dampfboote dahin: die erste Fahrt, die ich auf einem solchen Schiffe machte. Es ist dies eine herrliche Anwendung dieser neuen Triebkraft, die so zu sagen Verstand bekommen hat, die alle großen Effecte hervorbringt, welche man von ihr verlangt und die den ganzen Zustand der Gesellschaften umgestaltet hat. Sie wurde Napoleon angeboten und es hing nur von ihm ab, sich ihrer zuerst zur Ausführung seiner Pläne gegen England zu bedienen, welche dann ohne Zweifel geglückt sein würden; aber sein Schlendriansgeist, wenn ich mich dieses Ausdrucks von einem so außerordentlichen Genie bedienen darf, behielt über seine anderen Fähigkeiten die Oberhand: *sic voluere fata.*

Die Einführung der Dampfschifffahrt vermindert in vieler Beziehung die Wichtigkeit der Schifffahrtswissenschaft, wird sie aber nie ganz beseitigen. Das Fahren auf einem Dampfboote erweckt den Gedanken, daß keine Combinationen und Berechnungen zur Führung desselben nöthig sind, während es bei der Leitung der Segelschiffe so vielfacher und umfassender Kenntnisse bedarf. Das letztere wird von seinem Steuermann geleitet, wie ein gebändigtes Riesenthier den Befehlen und Winken seines Führers gehorcht.

Die Wirkungen der Ueberschwemmung von 1824 waren noch sichtbar. Zwei hölzerne Forts, welche die Rhede vertheidigten, waren vollständig von den Fluthen weggespült und nur eines derselben war wieder aufgebaut worden. Ein Linienschiff von hundertzwanzig Kanonen war auf den Strand geworfen worden, es hatte nicht wieder flott gemacht werden können, und man war eben damit beschäftigt, es zu zerstören. Die natürlichen Verhältnisse dieser großen Festungsanlage sind nicht besonders günstig. Das Project des Generals Bazaine, von dem ich weiter oben gesprochen habe, würde sie zum Theil verbessern, denn die Schiffe könnten dann in der Durchfahrt hinter dem Damme ankern und würden dort einigermaßen gegen die zerstörenden Wirkungen des Meeres geschützt sein. Auch die Erbauung steinerner Forts zum Schutze der Rhede an Stelle der hölzernen würde zur Sicherheit der Schiffe wesentlich beitragen.

Die Festung Kronstadt ist sehr umfangreich. Die Kasernen sind geräumig, die Magazine dem Bedürfniß entsprechend; aber Alles ist minder schön und bei Weitem nicht so vollkommen als in unseren großen Kriegshäfen, es hat Alles noch einen provisorischen Character. Allerdings rührt auch fast die ganze Anlage erst von Peter dem Großen her. Nur Etwas ist vorzüglich und beneidenswerth; das große, aus acht Abtheilungen

bestehende Bassin, in welchem sieben Linienschiffe und eine Fregatte gleichzeitig gebaut oder ausgebessert werden können. Jede Abtheilung kann vermittelst einer Dampfmaschine ausgepumpt werden.

Die Armirung Kronstadt's ist sehr bedeutend; aber auf der Seeseite sind die Batterien zu niedrig angelegt, so daß sie das Feuer der feindlichen Schiffe kaum würden wirksam erwidern können. Man hat keine Reverberiröfen zum Glühendmachen der Kanonenkugeln, und ein großer Theil der Brustwehren ist von Holz. Die Rhede wird durch mehrere theils steinerne, theils hölzerne Forts vertheidigt, deren Feuer sich unter einander und mit dem der Hauptfestung kreuzt. Ungeachtet der unzweckmäßigen Detailanlagen würde ein Angriff auf Kronstadt wegen der ungeheuren Artillerie, die daselbst aufgehäuft ist, doch immer eine schwierige und gefährliche Sache sein. Und um wie vieles würden die Schwierigkeiten und Gefahren einer solchen Operation durch die große Entfernung der Mächte, welche ein Interesse und die Mittel haben könnten, sie zu unternehmen, sowie durch die Beschaffenheit des Meeres und der Küste vermehrt werden.

Es giebt in Kronstadt eine Schule für Lootsen und Unteroffiziere. Sie ist auf gutem Fuße eingerichtet und wird sorgfältig unterhalten. Der theoretische Unterricht, welcher darin ertheilt wird, ist genügend, ohne zu weit ausgedehnt zu werden. Diese Anstalt wird, wie alle ähnlichen in Rußland, mit väterlicher Fürsorge und mit großer Sparsamkeit geleitet. Sie ist von großem Nutzen und zwar aus folgenden Gründen. Die russische Schifffahrt hat noch geringe Ausdehnung, der Handel bildet wenig Matrosen und kann daher der Militärmarine keine für die Functionen von Hochbootsmännern und Quartiermeistern geeignete Individuen liefern. Daher muß die Regierung selbst für die Ausbildung solcher Leute sorgen.

Im Allgemeinen, ich muß es nochmals wiederholen, kann man die Fürsorge, welche in Rußland auf die Erziehung der Kinder der Staatsdiener verwendet wird, nicht genug bewundern. Matrosensöhne, Beamtensöhne, Soldatensöhne, alle werden vom Kaiser adoptirt, der es auf sich nimmt sie zu nützlichen Dienern zu machen und ihnen die Laufbahn des Glücks zu öffnen, wenn anders sie würdig sind, dieselbe zu betreten. Man kann es sich kaum vorstellen, wie Alexander für die Erziehung der Jugend gesorgt hat; es ist dies ein dauerndes, seinem Herzen und seinem Geiste zum Ruhme gereichendes Denkmal, das den wichtigsten Interessen Rußlands entspricht.

Wenige Tage nach meinem Besuche in Kronstadt begab sich der Kaiser dahin, um die Flotte zu inspiciren, welche in Begriff war, zu einer Uebungsfahrt in die Ostsee auszulaufen. Er ließ mir sagen, ich möchte per Dampfschiff auf die Rhede kommen, wo ich ihn an Bord seiner Yacht besuchen könnte. Das Geschwader bestand aus drei Linienschiffen und neun Fregatten. Ich begab mich zum Kaiser und begleitete ihn auf die größeren Schiffe, die er besuchte. Diese waren ziemlich gut gehalten, aber man konnte unschwer erkennen, daß die Mannschaften geringe Uebung und Erfahrung hatten. Ganz besonders fiel mir dies auf der mit Seeleuten der Garde bemannten kaiserlichen Yacht auf. Die geringsten Evolutionen schienen sie in Verlegenheit zu setzen, und ich war nahe daran, meine Ansicht darüber auszusprechen, wie die Segel gestellt werden müßten, um das Schiff zu wenden, nachdem die Wendung das erste Mal durch die Ungeschicktheit der Mannschaft mißlungen war. Die Kaiserin war ebenfalls an Bord. Ihre Leutseligkeit, Anmuth und Liebenswürdigkeit sind nicht zu beschreiben. Es ist ein erhebender Anblick, dieses schöne Herrscherpaar zu sehen, und man

fühlt ſich unwillkürlich gedrungen, Wünſche für ihr Heil und Wohlergehen zu hegen.“

Der Kaiſer machte mich darauf aufmerkſam, daß die Bemannung der Yacht aus Soldaten beſtehe, welche im vergangenen December mit Kartätſchen zum Gehorſam zurückgeführt worden waren. „O Sire“, erwiderte ich ihm, „man kann aus den Menſchen machen was man will, und Sie haben es verſtanden, ſich durch Ihre erhabenen Inſpirationen und durch Ihr edles, großmüthiges Vertrauen ihre Treue zu ſichern. Wer ſo zu fühlen vermag und zur rechten Zeit dieſen Gefühlen Rechnung zu tragen weiß, der beſitzt das Genie zu regieren!“

Uebrigens darf man dieſe meuteriſchen Soldaten von St. Petersburg nicht mit den Elenden, die ſie commandirten und zur Empörung verleiteten, in eine Kategorie ſtellen. So ſchändlich und ſtrafbar dieſe waren, ſo ſehr verdienten jene Nachſicht. Sie glaubten einen Tugendact zu begehen, ſie hielten ſich für Helden der Treue und für Märtyrer ihrer Pflicht. Und in der That, erſt acht Tage vor dem Aufſtande hatten ſie Conſtantin den Eid der Treue geleiſtet. Man verlangt von ihnen einen neuen Eid gegen einen anweſenden Prinzen, und Conſtantin iſt abweſend. Sind ſie nicht berechtigt, an der Gültigkeit der Rechte des Erſteren zu zweifeln und eine Uſurpation zu fürchten? Sie ſind nicht bekannt mit dem was geſchehen iſt, denn die Oeffentlichkeit iſt in Rußland nicht Sitte und dringt nicht in die unteren Volksklaſſen ein. Schienen doch wohl unterrichteten Leuten die ſtattgefundenen Ereigniſſe unglaublich, um wieviel weniger konnten dieſe unwiſſenden Soldaten ſie begreifen. Das Mißtrauen iſt alſo erklärlich, ja ſelbſt gerechtfertigt, und vom Mißtrauen zur Empörung iſt nur ein Schritt. Durch ihre eigenen Offiziere irre geleitet, beharren ſie in dem ſchon *geleiſteten Eide*, und werden die Opfer eines lobens-

werthen Gefühls von Treue und Pflichtbewußtsein, während man sie des entgegengesetzten Verbrechens beschuldigt. Diese Unglücklichen sind des innigsten Mitleids würdig, denn man hat sie für eine That bestraft, die im Prinzip eine Belohnung verdiente. So großen Abscheu die meuterischen Offiziere einflößen, so große Theilnahme verdienen demnach die Soldaten, und dies hat Nikolaus wohl erkannt. Er vertraute sich daher ohne die geringste Besorgniß diesen Soldaten wieder an.

Nach meiner Zurückkunft von Kronstadt besuchte ich zwei kaiserliche Schlösser. Das eine, Oranienbaum, ist sehr unbedeutend und verfallen, erinnert aber an zwei wichtige Ereignisse. Als Katharina II. noch Großfürstin war, wäre sie beim Herabfahren eines Rutschberges beinahe um's Leben gekommen. Der Wagen, in welchem sie sich befand, war aus dem Gleise gekommen und schon im Begriff, umzustürzen, als Orloff, der eine wunderbare Körperkraft besaß, ihn noch zur rechten Zeit ergriff und anhielt. Wahrscheinlich war dieser Vorfall von Einfluß auf die Herrschaft, die er später über sie ausübte und auf die politische Rolle, die er gespielt hat. In diesem Schlosse wurde Peter III. festgenommen, vom Throne gestürzt und dann in ein Gefängniß gesperrt, wo er bald darauf den Tod fand.

Peterhof, das ich nachher besuchte, liegt in geringer Entfernung von Oranienbaum an dem nämlichen Ufer der Newa. Das Schloß ist schön und geräumig, aber seine Bauart ist dürftig. Es ist nicht hoch und ermangelt einer großartigen Anlage. Der an schönem Wasser reiche Fluß hat die Mittel geboten, prächtige Cascaden, Fontainen und ähnliche Kunstwerke anzulegen, welche an die von Versailles erinnern sollen, ohne denselben jedoch nahe zu kommen. Die Gärten am Fuße der Anhöhe, auf der das Schloß erbaut ist, sind

groß, gut unterhalten und im Style Lenôtre's angelegt. Ein kleines backsteinernes Haus, das Peter der Große bewohnt hat, wird mit religiöser Ehrfurcht erhalten, wie Alles was an diesen außerordentlichen Mann erinnert.

Ueberhaupt legen die Russen, deren Ursprung als Macht so neu ist und die erst seit kaum hundert Jahren in die europäische Völkerfamilie aufgenommen sind, viel Werth darauf, sich Erinnerungen zu schaffen und der Nachwelt vorzubereiten. Die Völker fühlen wie die einzelnen Menschen das Bedürfniß, die Quelle zu erforschen, von der sie herstammen, und sich den Erinnerungen hinzugeben, welche sich daran knüpfen. Man findet einen geheimnißvollen Genuß darin, sich mit diesen Gedanken zu beschäftigen und Alles aufzubewahren, was sie zu wecken vermag. In unsrem alten Europa, dessen Geschichte uns gegenwärtig ist, findet man auf jedem Schritte Denkmäler, welche an ihre großen Epochen erinnern, und diese Epochen gehen bis zu der der römischen Herrschaft zurück. In Rußland, wo Alles von gestern ist, datirt Alles von Peter dem Großen, mit Ausnahme des Kremls zu Moskau, dessen Existenz aus der Zeit des Einfalls der Tataren und des Kampfes der Großfürsten von Moskau gegen dieselben herrührt. Man hat daher Alles sorgfältig gesammelt, was ihm und seinen Nachfolgern angehörte.

In allen kaiserlichen Schlössern und besonders in Peterhof werden eine große Menge Röcke und Spazierstöcke von Peter I., Kleider von Katharina I. und Elisabeth, sowie auch das grünseidene Reitkleid aufbewahrt, welches Katharina II. an dem Tage trug, wo sie sich der Regierungsgewalt bemächtigte. Die kaiserliche Rüstkammer zu Moskau ist reicher an Gegenständen der Erinnerung und geht etwas weiter zurück; *hier aber scheint es* als wollte man den Mangel der

fehlenden Jahrhunderte durch eine um so größere Anzahl von Gegenständen ersetzen.

In Peterhof findet jedes Jahr ein sehr bedeutendes Volksfest statt, das zu einer bestimmten Zeit gefeiert wird. Wenn der Hof das Schloß bewohnt, ergötzen sich vierzig- bis fünfzigtausend Menschen in voller Freiheit in den Gartenanlagen; sie bleiben mehrere Tage und Nächte darin und werden auf Kosten des Kaisers aus seinen Küchen und aus seinem Silbergeschirr gespeist. Der Kaiser und seine Familie ergehen sich in dem Gewühl ohne Wache und ohne Gepränge, und sie werden deshalb nur um so mehr respectirt. Ein ähnliches Fest findet jeden 1. Januar in St. Petersburg statt. Es wird im Palast ein Ball gegeben, zu welchem alles Volk zugelassen wird, und an dem viele tausend Personen Theil nehmen. An diesem Tage ist der Kaiser für den geringsten seiner Unterthanen zu sprechen. Auch ein Gastmahl, in Silbergeschirr servirt, wird bei dieser Gelegenheit gegeben, und nie kommen Unordnungen, Tumulte oder Diebstähle vor. Bei diesen Volksfesten, welche in fast allen unter absoluten und willkürlichen Regierungen stehenden Ländern eingeführt sind, wird dem Volke momentan eine unbegrenzte Freiheit gestattet, gleichsam als Entschädigung für den Verlust seiner Rechte und zur Versinnlichung des Gedankens, der den Souverain als Familienoberhaupt betrachtet. Endlich ist es ein Mittel, der Meinung des großen Haufens zu schmeicheln und sich die so nöthige und so werthvolle Zuneigung desselben zu erwerben; denn Souveraine wie diese haben keine andere Stütze als die Massen und die Soldaten. Wenn sie diese Stütze, diese Zuneigung nicht haben, wenn Haß an die Stelle der Liebe tritt, so ist Empörung die unmittelbare Folge und ihr Thron stürzt zusammen. Wenn dagegen die Regierungen die Basis ihrer Macht und die Garantien für die Dauer derselben in einer geregelten Ordnung, in der Herrschaft

des Gesetzes und in der Achtung vor allen Existenzen suchen, welche im Laufe der Jahrhunderte durch ihre dem Staate geleisteten Dienste groß geworden sind, dann haben sie minder veränderliche, festere Stützen und sie sichern sich dadurch ein größeres Ansehen und wahre Unabhängigkeit.

Ich brachte einen Tag in Zarskoe-Selo zu, einem schönen Wohnsitze, der aber von den Russen zu überschwänglich gerühmt wird. Der Vergleich dieses Palastes mit Versailles ist eine Ungereimtheit. Er ist sehr umfänglich und gewährt einen schönen Anblick, hat aber nichts von dem Grandiosen, was das Werk Ludwig's XIV. characterisirt. Die Gärten sind schön, gut angelegt und werden vortrefflich unterhalten. Zur Verzierung und um etwas mehr Leben hineinzubringen, befinden sich landwirthschaftliche Anlagen darin. Man könnte diesen Garten mit dem von Laxenburg, einem Lustschlosse des Kaisers von Oesterreich, vergleichen; seine natürliche Beschaffenheit und die Art, wie er unterhalten wird, erinnern an diesen; aber es befinden sich in dem von Zarskoe-Selo einige Terrainunebenheiten und nur spärliche, künstliche Wasser, während in Laxenburg Alles vollkommen eben ist und die Wasser eben so reichlich als prächtig sind.

Ich besuchte auch das Innere des Palastes und ließ mir die Gemächer zeigen, welche Alexander bewohnt hat. Es ist darin Alles unberührt geblieben, wie er es zurückgelassen, als er von Zarskoe-Selo aus die Reise antrat, auf der er den Tod fand. Er hatte eine Ahnung von seinem nahen Ende. Vor seiner Abreise durchwanderte er noch einmal alle Alleen des Gartens, und unterwegs in einer Entfernung, wo er das Schloß noch sehen konnte, ließ er anhalten, um demselben einen letzten Abschiedsblick zuzuwerfen: eine merkwürdige Inspiration, denn er sollte diese Stätte, die er *außerordentlich* liebte, nicht wiedersehen. Das Arbeits-

zimmer Alexander's in Zarskoe-Selo enthält eine kleine Bibliothek, in welcher die Werke Fénélon's den Ehrenplatz einnehmen. Die Werke dieses berühmten Mannes mußten dem Geschmacke eines Herrschers von so weichem Gemüth und so wohlthätigem Sinne naturgemäß zusagen.

Ich kann mich nicht enthalten, noch einmal auf die Erinnerungen zurückzukommen, die er in Rußland hinterlassen hat. Es giebt in St. Petersburg kaum eine Familie, die ihm nicht verpflichtet wäre. Gutes thun war sein erstes Bedürfniß. Suchte eine Familienmutter um eine Audienz bei ihm nach, um von ihren Privatinteressen mit ihm zu sprechen, so kam er unverhofft selbst zu ihr und sorgte dann für die Erfüllung ihrer Wünsche. Er hatte etwas von einer Engelsnatur.

Die Gemächer, welche Katharina II. bewohnt hat, sind kostbar eingerichtet; Alles athmet Wollust darin, und darauf verstand sie sich. Die Marmorcolonnade und die auf den See gehende Terrasse mußten für einen heiteren, geistreichen und vergnügungssüchtigen Hof reizende Versammlungsorte am Abend eines schönen Tages sein.

Im Garten zu Zarskoe-Selo sah ich auch zum ersten Male die Kinder des Kaisers, insbesondere den Großfürsten Thronfolger. Ich habe schon von ihm gesprochen, muß aber noch einmal sagen, wie sehr mich sein Anblick interessirte und sein entschlossenes Aeußere anzog. Er hatte ein kleines Boot auf dem Flusse, welcher durch den Garten strömt, und einer der Offiziere, die mich begleiteten, bat ihn, einmal hinüber zu fahren. In dem Augenblicke, als er heftig hineinsprang, neigte sich das kleine Fahrzeug so stark auf die Seite, daß es Wasser schöpfte. Ein andrer Knabe seines Alters würde einen Schrei ausgestoßen haben. Er aber verrieth nicht die mindeste Gemüthsbewegung, er-

griff die Stange, um abzustoßen, und dann die Ruder. Er zeigte eine bewundernswürdige Sicherheit und Ruhe. Gott erhalte den jungen Prinzen, und möge er seinem Vater so viel Freude machen, als er von ihm zu erwarten berechtigt ist.

Nachdem ich Zarskoe-Selo bis in's Kleinste in Augenschein genommen hatte, besuchte ich das nahe gelegene Pawlosk. Dies war die Lieblingsresidenz der Kaiserin Marie, die sie zur Zeit Katharina's II. mit Paul bewohnte. Hier erfuhr auch Paul seine Erhebung auf den Thron. Es ist ein bequemer und angenehmer, nur etwas einsamer Wohnsitz, weil er von Wald umgeben ist; auf den ersten Anblick ist man versucht, ihn nur für das Schloß eines reichen Privatmannes zu halten. Die Terrainabwechselungen sind hier bedeutender als in Zarskoe-Selo, wo man mehr Kunst als Natur sieht. Hier sind die Bäume von selbst gewachsen, in Zarskoe-Selo sind sie von Menschenhand gepflanzt.

Eines der interessantesten Etablissements in der Umgegend von St. Petersburg ist Colpina, eine der schönsten Fabriken, die man sehen kann. Ihre Erzeugnisse werden sämmtlich von der Marine gebraucht. Es werden darin Anker geschmiedet, Dampfmaschinen gebaut, Kanonenlafetten und Schiffsküchen verfertigt, Kupferblech zu Schiffsbeschlägen gewalzt, kupferne Nägel und Bolzen, astronomische Instrumente u. s. w. verfertigt. Kurz, sie liefert Alles was zum Bau und zur Ausrüstung der Kriegsschiffe gebraucht wird.

Die Fabrik bildet ein ungeheures Hufeisen, in dessen Mitte ein großes Bassin gegraben ist, das als Hafen dient, aus welchem die Schiffe vermittelst eines Kanals in die Newa übergeführt werden. Die Leitung derselben ist einem Engländer, Namens Wilson übertragen. Man rechnete damals, daß sie nach vierjäh-

riger Arbeit und mit einem Kostenaufwande von $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken vollendet sein würde.

Nach Colpina besuchte ich Schlüsselburg, wo der Ladogakanal in die Newa einmündet. Prächtige Schleußen waren so eben vollendet worden. Die Lebhaftigkeit der Schifffahrt hat es nöthig erscheinen lassen, deren zwei zu einem und demselben Zwecke mit einander zu verbinden. Zu gewissen Zeiten des Jahres muß man das Wasser des Kanals schonen und den Verbrauch davon möglichst vermindern. Zur Erreichung dieses Zweckes hat man ein höchst sinnreiches Mittel erdacht. Es sind, wie gesagt, zwei Schleußen nebeneinander angebracht. Wenn die herabkommenden Fahrzeuge sich in einem der beiden Einsätze befinden, läßt man das Wasser, bevor man die Schleuße öffnet, in die andere überströmen, anstatt es in den unteren Kanal abfließen zu lassen. So kommt das Wasser der beiden Schleußen abwechselnd auf gleiches Niveau, und diese Wechselbewegung erspart einen Theil des Wassers, der sonst nutzlos in den Kanal fließen würde. Wir haben in Frankreich mehrere Kanäle, bei denen dieses wassersparende Mittel angewendet werden sollte. Brächte man die Zahl der Schleußen auf drei oder noch mehr, so würde der Wasserverbrauch noch ansehnlich vermindert. Die Schifffahrt ist auf diesem Kanale so lebhaft, daß in gewöhnlichen Jahren sechsundzwanzig- bis achtundzwanzigtausend Fahrzeuge von ein- bis zweihundert Tonnen die Schleußen von Schlüsselburg passiren. Um einen Vergleich zu ziehen, will ich nur sagen, daß die Schifffahrt auf dem Languedoc-Kanal in den besten Jahren nur aus fünfzehnhundert Fahrzeugen von geringerer Größe besteht.

Elisabeth hielt im Schlosse Schlüsselburg Iwan, den Neffen Peter's I., den die Kaiserin Anna zum Thronerben erklärt hatte, seit seiner Kindheit gefangen. Dieser unglückliche Prinz wurde daselbst auf Befehl

Katharina's II. bei Gelegenheit eines zu seinen Gunsten unternommenen Befreiungsversuches ermordet.

Ich wohnte regelmäßig den Uebungen der Garde bei, wenn sie brigadenweise exercirte. So sah ich nach einander die Preobragenski'schen und Moskau'schen Regimenter, die finnländischen und die Garde-Jäger, die Ismailowski'schen und Paulowski'schen, endlich die Jemanowski'schen Regimenter und die Leibgrenadiere, eine prächtige und trefflich instruirte Infanterie, die zwar etwas schwerfällig, deren Zusammensetzung aber in Bezug auf Größe und Wuchs der Leute ganz herrlich ist. Allerdings wird ihr eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; sie wird aus den Grenadieren rekrutirt, die ihrerseits unter der Armee ausgewählt werden.

Ich begleitete den Kaiser in das Lager von Zarskoe-Selo, wo ein großer Theil der Garde versammelt war. Ich brachte drei Tage daselbst zu, während welcher ich die Truppen manövriren sah, die der Kaiser in Person commandirte. Auch Scheingefechte wurden daselbst geliefert, wobei ich Gelegenheit hatte, die Sicherheit und Leichtigkeit, womit der Kaiser die Bewegungen leitete, sowie seinen raschen Ueberblick über bedeutende Truppenmassen zu bewundern. Doch ich werde hierüber ausführlicher sprechen, wenn ich auf die Manöver von Moskau komme, und werde dann näher auf die Organisation der russischen Armee eingehen.

In diesem Augenblicke fiel es mir auf, wie bald und leicht die russische Infanterie müde wird. Nach einem vierstündigen Marsche schienen die Soldaten eben so erschöpft zu sein wie die unsrigen nach einem ganzen Tagemarsche. So vortrefflich die Instruction der einzelnen Regimenter ist, so wenig haben mich die Generale befriedigt. Der Kaiser war von allen, die ich kennen gelernt, der beste Strategiker.

Es befand sich im Lager von Zarskoe-Selo auch *Gardecavalerie*, eine prächtige Reiterei. Die Küraſſiere,

die Chevaliergarde und die Garde zu Pferde reiten koloſſale Thiere, die aber dabei doch ſehr lenkſam und behend ſind. Die leichte Cavalerie, Huſaren, Chaſſeurs, Uhlanen und Dragoner, hat höhere Pferde als die der franzöſiſchen Armee, aber dieſe verſchiedenen Truppen ſind auch dazu beſtimmt, in Linie zu kämpfen, denn die Koſaken reichen zu allen Vorpoſten- und Recognoscirungsdienſten vollſtändig aus. Die Huſaren, Chaſſeurs ꝛc. ſind daher an dieſen Dienſt weder gewöhnt, noch haben ſie Erfahrung darin.

Nach Ankunft der irdiſchen Hülle der Kaiſerin Eliſabeth fand deren Leichenbegängniß ſtatt. Der Einzug in St. Petersburg erfolgte mit der größten Feierlichkeit. Der Kaiſer und die Kaiſerin empfingen ſie am Thore und begleiteten ſie zu Fuß bis in die Feſtungskirche, in der ſich die Gruft der ruſſiſchen Souveraine von Peter I. an befindet. Der Zug war über eine Stunde lang. Ihn zu beſchreiben, würde mir unmöglich ſein. In keinem andren Lande wird eine ſolche Ceremonie mit impoſanterem Gepränge und feierlicherem Ernſte begangen.

Das diplomatiſche Corps wurde dazu eingeladen und wir begaben uns demgemäß ſämmtlich in die Kirche, um dem Hochamte und der Beiſetzung beizuwohnen. Die Kirche iſt klein und nicht älter als die Stadt. Die Stelle, auf der ſie erbaut iſt, liegt ſo niedrig und ſo nahe am Waſſer, daß ſie der größten Gefahr, zerſtört zu werden, ausgeſetzt ſcheint. Die an einer Stätte ſo neuen Urſprungs ruhenden irdiſchen Ueberreſte der Beherrſcher dieſes großen Reichs geben Zeugniß von dem geringen politiſchen Alter dieſes Volks. Daraus entſpringt gewiſſermaßen eine Beeinträchtigung des Anſehens dieſes großen Landes. Um wie viel mehr wäre Moskau vorzuziehen, um die Reſte der Czaren aufzunehmen, dieſe alte und wirkliche Hauptſtadt, deren Einfluß ſich auf Aſien und auf Europa

fühlbar macht, mit ihrem uralten Kreml und deſſen Kirche, der älteſten dieſer alten Reſidenz!

Wenn der Kaiſer am Tage ſeiner Krönung, nach herkömmlichem Gebrauch, in der Kirche ſeiner Ahnen, deren Särge darin aufbewahrt ſind, ein Gebet verrichtet, wird man unwillkürlich von einem Gefühl frommer Andacht und heiliger Ehrfurcht ergriffen. Dieſe Ceremonie ſpricht ſowohl zum Herzen wie zum Geiſte.

Nach dem Leichenbegängniß der Kaiſerin Eliſabeth ſchickte ſich Alles zur Abreiſe nach Moskau an. Der Kaiſer brach unmittelbar auf, nachdem das Schlußerkenntniß in dem Verſchwörungsprozeſſe erlaſſen war und er diejenigen Gnadenacte unterzeichnet hatte, die ſich mit der Gerechtigkeit und einer guten Politik vertrugen. Ich ſelbſt verließ St. Petersburg am Vorabende des Tages, an welchem die zum Galgen verurtheilten fünf Individuen hingerichtet werden ſollten. Ich nahm meinen Weg durch die am Wolchow gelegenen Militärcolonien, zu deren Beſuch mir der Kaiſer Erlaubniß gegeben hatte und über die ich einige Worte ſagen will.

Der Kaiſer Alexander hatte mit Verwunderung die mannichfachen Vortheile geſehen, welche der Kaiſer von Oeſterreich aus den an der türkiſchen Grenze ſeiner Staaten errichteten Grenzregimentern zieht. Der Zweck dieſer Einrichtung beſteht, abgeſehen von der Bewachung der Grenze, darin, mit geringen Koſten eine große Anzahl Soldaten in Friedenszeiten zu unterhalten und für den Krieg auszubilden, aus einer ziemlich ſchwachen Bevölkerung verhältnißmäßig viel Soldaten zu ziehen, jedoch unter der Bedingung, daß ſie für gewöhnlich im Kreiſe ihrer Familien leben und ihrem Lebenserwerb nachgehen dürfen, ſo lange der Krieg ſie nicht anderswohin ruft. In den Civilprovinzen Oeſterreichs kommt ein Infanterieregiment auf viermalhunderttauſend Seelen, in den Militärprovinzen aber auf

funfzig- bis sechzigtausend. Letztere geben also achtmal so viel Soldaten als erstere. Der Erfolg dieser Einrichtung in Oesterreich, im Interesse des Souverains wie im Interesse der Bevölkerung, ihres Wohlstandes und der Fortschritte der Civilisation, rechtfertigt das angenommene System und beweist wie gut und heilsam dasselbe ist.

Die russischen Faiseurs aber kamen auf den Einfall, Regimenter zu colonisiren, ohne sie unter eine Bevölkerung zu stellen, die ihrer Stärke nach den Bedürfnissen des Unterhalts der Soldaten entsprach. Man nahm unerhörterweise als Basis für ein Regiment eine Bevölkerung von drei- bis fünftausend Seelen, welche gewaltsam diesem Regime unterworfen wurde, und diese Bevölkerung, die sich noch obendrein sehr schlecht für das Handwerk eignete, zu dessen Ausübung man sie zwingen wollte, bestand großentheils aus Schiffern des Wolchow, die sich bei ihrem Erwerbszweige sehr wohl befanden. Es war sonach Alles ungünstig, die natürlichen Verhältnisse, wie die Zahl der Bevölkerung.

Man hatte also die Sache umgedreht, und anstatt aus Bauern Soldaten zu machen, machte man aus Soldaten Bauern. Sobald man ein Regiment in einen District legte, schenkte man ihm gewissermaßen die Bevölkerung desselben. Die Töchter wurden die Frauen der Soldaten, der Soldat wurde das Familienoberhaupt und führte das Commando im Hause. Schwiegervater, Schwiegermutter und Schwägerin, Alles war ihm unterthan. Man baute Dörfer in der Form von Barackenlagern und gab den Familien Land, das sie urbar machen mußten. Schöne Gebäude für die Offiziere, für den Hospitaldienst und für die Exercitien in bedecktem Raume wurden mit großen Kosten und in der zweckmäßigsten Weise aufgeführt; im Grunde aber war das Ganze nur eine Art von Kasernirung. Diese

Isolirungssystem konnte sich nicht durch sich selbst erhalten. Da die Regimenter nicht durch die Bevölkerung des betreffenden Districts gebildet und unterhalten wurden, konnten sie nur durch Rekruten vollzählig erhalten werden, welche die anderen Provinzen des Reichs liefern mußten. Die eingereihten Soldaten, welche außer ihren militärischen Dienstverrichtungen den größten Theil ihrer Zeit auf die Cultivirung des Bodens verwenden mußten, bildeten so militärisch organisirte Landbau-Colonien, aber keine Militär-Colonien; es waren Corps von aus der Armee rekrutirten Landarbeitern, nicht aber von aus Landarbeitern gebildeten Soldaten. Jedes dritte Bataillon war an die Scholle gefesselt und verließ nie seinen Standort, und doch waren die Mannschaften, aus denen es bestand, ganz denselben militärischen Uebungen unterworfen, was geradezu widersinnig war. Es ist ein großer Unterschied, unter militärischer Autorität zu stehen, wie in Oesterreich, den Namen Soldat zu führen, um mehr oder weniger den Geist eines solchen anzunehmen, oder genöthigt zu sein, außer den Beschäftigungen als Landbauer und Colonist auch noch die Pflichten des Militärdienstes zu erfüllen. Die Anwendung der Prinzipien und das System waren daher eben so falsch als die Basis, von der man ausgegangen war. Deshalb hat man denn auch diese ganze Einrichtung wieder fallen lassen, und wenn sie nicht durch einen Ukas aufgehoben worden ist, so hat dies seinen Grund lediglich in der Achtung, die man dem Andenken des Kaisers Alexander zollt. Die aufgeführten großen Gebäude werden jetzt nur noch dazu benutzt, Truppen der Garde oder der Armee in denselben einzuquartieren.

Die aus Cavalerie bestehenden Militärcolonien in der Ukraine sind etwas ganz Andres. Nach vernünftigen Grundlagen eingerichtet und von einem einsichtsvollen, thätigen Manne, dem General de Witt gelei-

tet, der sich ganz vorzüglich für einen solchen Posten eignet, sind sie von dem vollständigsten Erfolge gekrönt worden. Ich werde später Gelegenheit haben, etwas näher auf diesen Gegenstand einzugehen.

Von den Militärcolonien begab ich mich nach Nowogorod, das im Mittelalter eine reiche und blühende Stadt war, gegenwärtig aber den ärmlichsten Anblick darbietet. Die große Umfassungsmauer, welche früher kaum weit genug war, ist noch vorhanden; der größte Theil des Flächenraumes aber, den sie umschließt, ist jetzt eine Wüste und selbst der bewohnte Theil zeigt nur einige elende Hütten.

Ueberhaupt hatten die russischen Provinzialstädte, die ich damals besuchte, nichts Anziehendes für mich. Ein Volk bedarf einer langen Reihe von Jahren, um sich staatlich zu constituiren und zu bereichern. Ein allgemeiner Wohlstand, eine große Sicherheit und das Bewußtsein eines wirksamen Schutzes von Seiten der Staatsgewalt können allein es zur Verschönerung seiner Wohnungen anregen. Nowogorod ist in früheren Zeiten durch Revolutionen zerstört worden, und kein Umstand hat bis jetzt den Wiederaufbau der Stadt begünstigt.

Es ist eine eigenthümliche und bemerkenswerthe Erscheinung, daß der politische Gang der Gesellschaft in Rußland ein ganz entgegengesetzter gewesen ist, wie in dem übrigen Europa. Während der Westen unter dem härtesten Feudalismus seufzte, war der Norden frei. Die Umstände, welche bei uns das Feudalwesen gegründet haben, machen dasselbe erklärlich: eine Folge der Eroberung, wurde es die Basis der socialen Ordnung. Im Norden, der Wiege der Eroberung, hatte sich die Freiheit erhalten; aber nach und nach änderte sich im Westen, und namentlich in Frankreich und England, die Ordnung der Dinge. Die Bildung der Gemeinden mit ihren Gerechtsamen, die Allianz der

Souveraine mit den Völkern, modificirte und verminderte die Zahl und Rechte der Grundherren, und während der progressive Gang der Zeiten diese Völker beschützte, fesselte ein vereinzelter Act die russischen Bauern an die Scholle. Unter der Herrschaft des Usurpators Boris Gudunow, der sich 1598 des Thrones der Czaren bemächtigte und nur fünf Jahre regierte, veränderte ein Ukas das Schicksal der ganzen Bevölkerung. Auf Vorstellung der Grundherren wurde, um zu verhindern, daß die Bauern aus ihren Dörfern fortzogen und den Grund und Boden unbebaut ließen, verordnet, daß die Bauern sich in Zukunft nicht mehr entfernen dürften, sondern dem Boden angehörten, auf dem sie geboren waren. So wurde der Grundherr, der Eigenthümer ihres heimathlichen Bodens, auch Eigenthümer ihrer Person. Dieser ohne Widerspruch aufgenommene Ukas wurde die Grundlage der socialen Ordnung in Rußland und ist es noch heute.

Von Nowogorod setzte ich meine Reise nach Moskau fort, das ich in vier Tagen erreichte. Der Uebergang über das Waldaigebirge bringt einige Abwechselung in die Einförmigkeit der Reise. Dieses Gebirge, welches die Wasserscheide der Flüsse bildet, die sich in die Ostsee und in das Caspische Meer ergießen, erhebt sich nur etwa zwei- bis dreimal so hoch über die Meeresfläche als der Montmartre. Am Fuße des südlichen Abhanges befinden sich schöne und große Seen, deren Schifffahrt mit der der Flüsse und Kanäle des Reichs in Verbindung steht.

Die Gegend, durch die ich kam, war oft sumpfig, theilweis aber auch reich und wohl angebaut. Besonders zeichnet sich die Ebene von Torshok aus. Man baut jetzt eine große Chaussee von Petersburg nach Moskau, was eigentlich Luxus ist, da die großen Bauerntransporte auf den Kanälen und Flüssen, oder im *Winter auf* Schlitten befördert werden. Die Straße

wird daher nur für Reisende sein. Uebrigens rechtfertigt der lebhafte Verkehr zwischen beiden Hauptstädten den Bau derselben hinreichend. Sie schien mir jedoch für einen so beschränkten Zweck zu breit; aber es wird nun einmal in Rußland Alles in gigantischen Dimensionen projectirt und ausgeführt. Der ungeheure Umfang des Reichs hat ohne Zweifel die Leute an Zahlen und Verhältnisse von ungewöhnlicher Größe gewöhnt. Diese schöne Straße, welche damals zum dritten Theile fertig war, ist jetzt vollendet; damals mußte man noch 240 Werst auf sogenannten Knüppeldämmen zurücklegen, eine abscheuliche Art Wege, auf denen die Fuhrwerke unter fortwährenden unerträglichen Stößen dahin rumpeln.

Diese Art Straßenbau verschlingt eine Menge Holz, denn die hierzu verwendeten Stämme halten kaum vier Jahre. Man vermindert die Holprigkeit durch Behauen der Stämme; allein dies erhöht wieder die Kosten bedeutend, theils weil auf diese Weise viel Holz verloren geht, theils wegen der vermehrten Handarbeit.

Ich machte in Twer Halt, einer der wichtigsten Städte Rußlands. Sie ist groß, aber schwach bevölkert und gewährt daher einen öden und traurigen Anblick. Sie liegt an der Wolga, welcher Fluß fast ganz Rußland durchströmt und ihm Ueberfluß und Reichthum zuführt. Dieser Strom ist die große Lebensader des ungeheuren Körpers.

Am 29. Juli kam ich in Moskau an, einer Stadt, die mit keiner andern Aehnlichkeit hat, und deren Anblick Jedermann in Erstaunen setzen muß. Ihre ungeheure Größe, der Character ihrer Gebäude, die tausend oder elfhundert vergoldeten oder bunt bemalten Kuppeln, welche in die Lüfte emporragen, die cultivirten Bodenflächen, welche die verschiedenen Viertel trennen und jedes derselben zu einer abgesonderten Stadt machen, drei mit Bäumen bepflanzte concentrische Ver-

levards, welche die herrlichſten Promenaden der Welt bilden, endlich der Kreml mit ſeinen Thürmen, Zinnen und mittelalterlichen Befeſtigungen bilden ein Ganzes, von dem man ſich unmöglich eine Vorſtellung machen kann. Man könnte die Stadt ein Agregat von Städten nennen, und ſie iſt gleichſam ein Sinnbild des Landes ſelbſt, das ein Agregat von Reichen iſt.

Der Kreml hat eine etwas erhöhte Lage. Alles daran zeigt ein mittelalterliches Gepräge. Früher ein Fort und Reſidenz der Großfürſten von Moskau, enthält er noch jetzt den Palaſt, den der Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit bewohnt. Obwohl er keinen ſehr großen Flächenraum bedeckt, umſchließt er doch acht Kirchen, das Palais und einen genügenden Platz zu den täglichen Paraden. Bei dieſen Kirchen hat man verſchiedene orientaliſche und chineſiſche Bauſtyle angewendet. Eine derſelben enthält die Gräber der Czaren, mit denen ſie ganz angefüllt iſt.

Dieſe ungeheure Stadt macht einen gewaltigen Eindruck auf jeden Beſchauer, um wieviel mehr aber noch auf einen Franzoſen. Mußte ihr Anblick mich nicht daran erinnern, daß ſie in unſrer Gewalt geweſen war, daß die Macht unſerer Waffen ſich bis ins Herz des ruſſiſchen Reiches, bis an das äußerſte Ende Europa's, bis an die Grenzen Aſiens erſtreckt hatte, und dies war noch nicht fünfzehn Jahre her! Damals beugte ſich Alles vor uns, Nichts vermochte uns zu widerſtehen. Aber dieſer kurze Triumph wurde um den Preis von viermalhunderttauſend Menſchen, die in den Einöden des Landes ihren Tod fanden, um den Preis der Invaſion Frankreichs und des Einzugs der Armeen von ganz Europa in Paris erkauft. Unſre vergangene Größe und der furchtbare Sturz, der auf ſie folgte, traten mir in dieſer Stadt, die ſo reich an noch friſchen Erinnerungen iſt, ganz beſonders *lebhaft* vor die Seele. Ein großartiges Beiſpiel von

der menſchlichen Schwäche und vom göttlichen Strafgericht! Der Mißbrauch der Gewalt ruft einen gerechtfertigten Widerſtand hervor, der Widerſtand führt zum Siege und bald darauf zur Rache. Die Aſche Moskau's wurde gleichſam das Element der Wiedergeburt der ruſſiſchen Monarchie. Wir waren dazu beſtimmt, alle Phaſen des Glücks zu durchlaufen, um ſchließlich das größte Unglück über uns hereinbrechen zu ſehen. Die Leiden, die wir erduldet hatten, waren durch den Beſitz einer milden und väterlichen Regierung, durch den Genuß einer wahren Freiheit, durch einen Zuſtand der Ruhe und des beiſpielloſen Gedeihens compenſirt worden. Aber dieſe Güter, deren Werth man nach Verlauf von ſechzehn Jahren nicht mehr zu ſchätzen verſtand, wurden uns wieder entriſſen und machten dem Chaos Platz, und während die Hauptacteurs der vergangenen großen Scenen von der Erde verſchwanden, war Moskau, der Schauplatz ſo vielen Elendes und ſo großer Calamitäten, ſchöner und impoſanter als je wieder aufgebaut und der friedliche und glänzende Aufenthalt eines in moraliſcher, wie in phyſiſcher Hinſicht von Jugend und Schönheit ſtrahlenden Kaiſers geworden.

Die Kaiſerin Mutter war ſeit dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth in Moskau geblieben. Unmittelbar nach meiner Ankunft wurde ich mit meinem ganzen Geſandtſchaftsperſonal dieſer Fürſtin vorgeſtellt. Ich war erſtaunt über ihr imponirendes, oder theatraliſches Aeußere. Es lag etwas Majeſtätiſches in ihrem Weſen, eine Miene ernſter Würde. Sie bemüht ſich augenſcheinlich, durch ihre Reden und durch einige markirende Worte Effect zu machen. Ihr höchſter Stolz iſt, daß ſie Nikolaus erzogen hat, eine Aufgabe, deren geſchickte Löſung ihrer hohen Intelligenz zur Ehre gereicht. Ihr regſamer Geiſt machte ſie ehrgeizig und lüſtern nach Macht. Um ihren Geiſteskräften einige

Nahrung zu bieten, übernahm sie die Oberleitung und Beaufsichtigung verschiedener Erziehungs-, Wohlthätigkeits- und gewerblicher Anstalten. In dem Augenblicke wo ihr jugendlicher Sohn den Thron bestieg, glaubte sie sich dazu bestimmt, in seinem Namen zu regieren; er aber wußte sich bei aller religiösen Ehrerbietung, die er ihr zollte, sehr bald von einer Abhängigkeit zu befreien, die sowohl sein Recht wie auch seine Pflicht ihm zu ertragen verboten.

Das zärtlichste Liebesband hat nie aufgehört, die Glieder der kaiserlichen Familie zu umschlingen. Man schreibt dies ganz richtig der Autorität und dem constanten Einflusse der Kaiserin Mutter auf ihre Kinder zu. Man hat sie des Mangels an Aufrichtigkeit beschuldigt, ob mit Grund weiß ich nicht. Ihr unsteter Blick würde dieser Behauptung nicht widersprechen. Sie hat so zu sagen das Geschlecht der Romanow regenerirt. Ihr Gemahl, der Kaiser Paul, war furchtbar häßlich, und jetzt ist das russische Kaiserhaus eines der schönsten von ganz Europa. Dieser Vorzug, der bei uns im Occident gewöhnlich geringgeschätzt wird, ist sicherlich von großem Werthe, denn eine angenehme Persönlichkeit macht stets einen günstigeren Eindruck auf die Massen als eine häßliche. Auch in moralischer Hinsicht hat sie das Geschlecht wieder gehoben. Die Reinheit ihrer Sitten und die Regelmäßigkeit ihres Wandels haben gewissermaßen die Erinnerung an Katharina's Unordnungen verwischt.

Hierauf besuchte ich die Großfürstin Helene, eine liebenswürdige Prinzessin von großer Schönheit und hochgebildetem Geiste. Sie stammt, wie die Kaiserin Marie, deren Großnichte und zugleich Schwiegertochter sie ist, aus dem Hause Würtemberg und zeichnet sich eben so sehr durch ihre geistigen wie körperlichen Vorzüge aus.

Der Kaiser kam endlich in Moskau an und hielt

seinen Einzug daselbst. Das Gefolge und die Equipagen waren mittelmäßig. Die Russen fühlen das Bedürfniß, sich alt zu machen, und daher übertreiben sie die Benutzung von Dingen, welche bei uns längst auf die Seite gestellt sein würden. So werden zum Beispiel die häßlichen Wagen, die man vor sechzig Jahren hatte, vom Hofe für feierliche Gelegenheiten kostbar aufbewahrt. Man würde nöthigenfalls eher neue nach den alten Façons machen, als daß man sich eleganter und bequemer Equipagen bediente, wie man sie gegenwärtig baut. Der Kaiser, zu Pferde, umgeben von seinem Generalstabe, war durch seine Leutseligkeit und sein imposantes Aeußere der Glanzpunkt des Festes. Schöne Truppen in großer Anzahl bildeten vom Thore bis zum Kreml Spalier.

Wenige Tage nach seiner Ankunft gab der Kaiser ein Beispiel von seinem Character, seiner Willenskraft und seinem gesunden Urtheil. Seine Mutter, die seit zwei Monaten von ihm entfernt und den Staatsgeschäften fremd war, glaubte, daß bei Ankunft ihres Sohnes ihr Alles mitgetheilt und zur Entscheidung vorgelegt werden würde. Es kam jedoch anders; die Aufmerksamkeiten der kindlichen Liebe wurden mit keiner vertraulichen Mittheilung verbunden. Die Kaiserin fühlte sich dadurch verletzt und sie beschwerte sich darüber; ihr Sohn aber widerstand unter fortwährender Beobachtung der zärtlichsten Ehrerbietung ihrem Willen. Er sagte zu ihr: „Es wird meinem Herzen stets eine theure Pflicht sein, Ihnen jederzeit die aufmerksamste Fürsorge und Liebe zu bezeigen, es wird dies sogar eines meiner ersten Bedürfnisse sein. Ihre Wünsche zu unterstützen, Ihnen die Mittel zu gewähren, damit Sie Ihre Wohlthätigkeitsanstalten und Ihre Fabriken ꝛc. in einem gedeihlichen Zustande erhalten können, dies Alles ist mir heilig und der Schatz des Reichs wird Ihnen zu diesen Zwecken stets offen stehen; aber die

Staatsangelegenheiten sind meine Sache und Sie werden mir erlauben, daß ich sie allein besorge." Zwei Tage darauf fand zu Ehren der Kaiserin Mutter eine Revue über 60,000 Mann statt. Der Kaiser defilirte an der Spitze seiner Truppen und begrüßte seine Mutter. Niemals ist er von diesem Benehmen gegen sie abgewichen.

Auf diese Revue folgten mehrere andere, sowie auch verschiedene Manöver. Das bei Moskau errichtete Lager bestand aus acht Bataillonen Garde, dem Grenadiercorps von vierundzwanzig Bataillonen, und dem achtzehn Bataillone starken fünften Corps. Außerdem waren dreiunddreißig Schwadronen Cavalerie, wovon siebzehn der Garde angehörten, und hundertachtundsechzig bespannte Geschütze anwesend. Sämmtliche Corps waren ganz vollzählig und repräsentirten einen Effectivbestand von 53,700 Mann. Ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gesehen. Die Linientruppen konnten ohne Nachtheil den Vergleich mit der Garde aushalten, ja in mancher Beziehung schienen sie mir den Vorzug vor derselben zu verdienen. Sie waren besser eingeübt und hatten unverkennbar tüchtigere Offiziere. Sie waren jung, wie die der Garde, verstanden aber ihren Beruf besser als letztere. In der Garde waren damals die Soldaten mehr werth als die Offiziere, die sich weit angelegentlicher damit beschäftigten, den Frauen zu gefallen und angenehme Gesellschafter zu sein, als die Functionen ihrer Grade zu versehen. Der Kaiser Nikolaus, der für alles Nützliche so sehr besorgt ist, wird, davon bin ich überzeugt, diesen Zustand der Dinge gewiß abgeändert haben. Wenn erst die Offiziere der Garde ihre Stellungen so ausfüllen werden, wie die Soldaten und Unteroffiziere die ihrigen, dann wird dieses Corps absolut nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

Die Neigung des Kaisers und die russischen Sitten

überhaupt machen militärische Uebungen zum Gegenstand der täglichen Unterhaltung. Bald war es die ganze Cavalerie, welche allein in den großen Ebenen um Moskau manövrirte, bald waren es zwanzig bis dreißig Bataillone Infanterie, ein andermal wieder die gesammte Artillerie. Mehrmals wurden Scheingefechte ausgeführt, die einmal zwei Tage hintereinander dauerten.

Der Kaiser commandirte stets selbst. Ich konnte nicht müde werden, seine Sicherheit, seine Ruhe und seinen Scharfblick zu bewundern, während er doch bisher nur eine Brigade commandirt hatte. Er ist mit einem ganz besonderen Talent zur Leitung der Truppen geboren; nur legt er vielleicht auf Nebendinge mehr Gewicht, als ein commandirender General, und namentlich ein Souverain dies thun sollte. Seine Charakterstärke und sein persönlicher Muth waren bereits erprobt. Die Liebe zum Ruhme konnte in einer Seele wie die seinige ist, nicht in Zweifel gezogen werden. Die Vortrefflichkeit und numerische Stärke seiner Armee gaben ihm die Mittel in die Hand, sich allen Regungen des Ehrgeizes hinzugeben. Alles ließ daher vermuthen, daß er kriegslustig und gierig nach militärischem Ruhm sein werde. Doch eine wahre und große Philantropie scheint diesen Eigenschaften das Gegengewicht zu halten und den kriegerischen Instinct, ohne den man nichts Großes vollbringt, zu neutralisiren. Diese Modification seines Characters ist unzweifelhaft eine große Wohlthat der Vorsehung, um den Weltfrieden zu sichern, denn Niemand hätte denselben mehr stören können als er. Ohne Zweifel wird auch für seine Völker viel Gutes daraus hervorgehen. Ganz seinen Pflichten eines Landesvaters hingegeben, erleuchtet durch den Geist der Gerechtigkeit und unterstützt durch einen unermüdlichen Eifer und durch jugendliche Kraftfülle, wird er sein Volk regieren und eine bessere

Ordnung der Dinge herstellen, als er sie vorgefunden. Dann wird er die Aufgabe erfüllt haben, deren glückliche Durchführung für Rußland von höchster Wichtigkeit ist. Die Elemente, aus denen das Land besteht, und seine natürliche Beschaffenheit sind eine hinreichende Garantie für die Macht, welche die Vorsehung ihm vorbehalten hat.

Bei Gelegenheit der militärischen Uebungen habe ich vielfach mit den russischen Generalen verkehrt und sie oft bei mir gesehen. Es entspann sich sehr bald eine große Cordialität zwischen uns, welche durch die Erinnerungen vom Schlachtfelde noch mehr befestigt wurde. Das Waffenhandwerk führt eine gewisse Brüderlichkeit mit sich, welche ein herzliches Verhältniß zwischen den Kriegsleuten aller Länder erzeugt, ganz besonders zwischen solchen, die einander feindlich gegenübergestanden haben: eine edle Regung des menschlichen Herzens, die ihren Ursprung in der Achtung hat, welche die Pflichterfüllung in den eigenen wie in den Augen Anderer mit sich bringt, denn die besten Richter hierin sind Diejenigen, welche selbst darunter zu leiden gehabt haben. Einem General, der sich leicht hat schlagen lassen, wird ein trauriger Empfang zu Theil, und er selbst erinnert sich einer solchen schmachvollen Epoche seiner Laufbahn nur mit Beschämung. Ganz andere Gefühle empfindet man für den, von dem man entweder geschlagen wurde oder der sich nur nach einem langen und energischen Widerstande schlagen ließ. Es liegt in der Natur des Menschen, Alles was den Stempel der Kraft trägt, zu achten. Man fürchtet Den, der Einem droht, man liebt Den, der Einem beschützt, und die Idee der Kraft hat stets etwas Imposantes. Nichts aber constatirt und verschönert sie mehr als der Muth im Unglück und Mißgeschick. Wenn ich diese Betrachtungen auf mich beziehe, so kann ich sagen, *daß ich 1813 und* 1814 die Russen und Preußen fast

beſtändig geſchlagen habe, und wo ich ſie nicht ſchlug, mußten ſie wenigſtens ihren Sieg theuer bezahlen. Dieſen Erinnerungen ſchreibe ich den perſönlich ſo günſtigen und wohlwollenden Empfang zu, der mir in Rußland zu Theil wurde.

Von dem ruſſiſchen Generalſtabe muß ich mit großer Zurückhaltung ſprechen. Viele Stabsoffiziere waren weder in St. Petersburg noch in Moskau, und die abweſenden konnten gerade die ausgezeichnetſten ſein. Nachdem ich jedoch den Grafen Michael Woronzow genannt, meine hohe Achtung vor ſeinem Character und ſeinen Fähigkeiten ausgeſprochen und mein Erſtaunen darüber ausgedrückt habe, daß ein ſo ausgezeichneter Mann ſo wenig verwendet wird, kann ich nicht anders ſagen, als daß die Generale, die ich kennen gelernt, im Durchſchnitt mir ziemlich mittelmäßig erſchienen ſind. Ich ſpreche hier nicht von der eigentlichen Inſtruction im engeren Sinne, ſondern von jener allgemeinen Phyſiognomie, an der wir Militärs ſofort einen guten Offizier erkennen. Indeſſen habe ich einen General Waſiltſchikoff kennen gelernt, der ganz das Ausſehen eines vorzüglichen Militärs hat; ferner einen General Benkendorf, der eine Diviſion Gardeküraſſiere befehligte, und endlich einen General Tolſtoi, einen Mann von treffendem Urtheil und großer Erfahrung. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß noch eine Menge anderer Generale den genannten gleichſtehen.

In großen Heeren und nach langen Kriegen bilden ſich nothwendig viele Generale, welche fähig ſind, acht- bis zehntauſend Mann gut zu führen und zu befehligen, denn dazu bedarf es nur Dreierlei: Muth, geſunden Verſtand und Erfahrung; um aber ein höheres Commando zu bekleiden, ſind noch ganz andere Eigenſchaften nöthig. Daher ſind denn auch die Leute,

die solche Posten gut ausfüllen, in allen Ländern und zu allen Zeiten selten.

Ich muß hier noch den General Diebitsch erwähnen, dessen kurze Carrière durch glänzende Siege, aber auch durch Niederlagen bezeichnet worden ist, welche die letzten Augenblicke seiner Laufbahn verbitterten. Der General Diebitsch war ein ausgezeichneter, hochgebildeter Mann, der sehr gesunde und richtige Ansichten vom Kriege hatte. Ich habe mich oft und lange mit ihm unterhalten und ihn von den einfachen Prinzipien durchdrungen gefunden, die ich in einer längeren Erfahrung als die seinige als die wesentlichen Erfordernisse unsres Berufs erkannt habe. Seine Thatkraft war außerordentlich, seine Bravour glänzend, seine Willensstärke bewundernswerth. Er besaß demnach alle nöthigen Eigenschaften eines Befehlshabers. Der ungeschickte Feldzug von 1828 gegen die Türkei ist nicht sein Werk, wohl aber der von 1829, und dieser macht ihm alle Ehre. Was seinen polnischen Feldzug betrifft, so hing der erste Theil desselben, obgleich unglücklich, von Umständen ab, welche außerhalb der Berechnungen lagen, die das leitende Prinzip dabei sein mußten. Es wäre ungerecht, wollte man ihm die Verantwortlichkeit für den ungünstigen Ausgang aufbürden, denn er war der Spielball der Launen des Glücks, denen alle Ereignisse des Kriegs mehr oder weniger unterworfen sind. Nur die zweite Hälfte dieses Feldzugs kann Gegenstand eines verdienten Tadels sein. Der General Diebitsch überließ sich einer strafbaren Sorglosigkeit. Er besaß das unbedingte Vertrauen des Kaisers Nikolaus, und mir schien er desselben würdig. Von allen russischen Generalen, die ich kennen gelernt habe, kann ihm keiner verglichen werden, mit Ausnahme des Grafen Woronzow und des Grafen Paskiewitsch. Nikolaus hätte keine

bessere Wahl treffen können. Ueberdies aber war diese Wahl schon vorher durch Alexander getroffen worden.

In Bezug auf die Feldmanöver in der Umgegend von Moskau muß ich einen Vorgang erzählen, der den russischen Character kennzeichnet. Das Wort unmöglich verstehen die Russen nicht; man kann sogar behaupten, daß es in ihrem Wörterbuche gar nicht existirt. In Folge dessen wird ein Befehl von den Untergebenen niemals commentirt; man denkt nur an die Vollziehung desselben. Allerdings bietet man, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, nöthigenfalls die kolossalsten Mittel auf. Der Kaiser hatte, als er den Plan einer Operation festsetzte, angeordnet, daß eines der Corps sich auf einem bestimmten Punkte sammeln sollte. Um auf diesen Punkt zu gelangen, mußte man durch ein etwa hundert Toisen langes sumpfiges Thal und über einen Bach. Es wurden sofort eine Masse Arbeiter angestellt, die sich aller zwei Stunden ablösten, und so arbeitete man die ganze Nacht durch. Am folgenden Morgen waren der Damm und die Brücke fertig. In Frankreich würde eine solche Arbeit vierzehn Tage gedauert haben. Ich war ganz erstaunt über das Resultat und habe diesen Vorgang nie vergessen. Der russische Wille ist etwas Exceptionelles, und man kann ihn nicht genug bewundern.

Die Zeit verstrich, der zur Krönung und Huldigung bestimmte Tag rückte heran. Am Sonntag, den 27. August sollte die Feierlichkeit stattfinden. Wegen eingetretener hindernder Umstände wurde sie auf den nächstfolgenden Sonntag verschoben. Inzwischen trat ein unvorhergesehenes Ereigniß von großer Wichtigkeit ein: der Großfürst Constantin kam ganz unerwartet an. Um alle Consequenzen dieses Ereignisses begreiflich zu machen, muß ich etwas weiter ausholen.

Man erinnert sich der näheren Umstände der Empörung, welche im Augenblicke der Thronbesteigung

des Kaisers Nikolaus ausbrach. Constantin hatte sich loyal gegen seinen Bruder benommen und eine Krone ausgeschlagen, die ihm verliehen war, auf die er aber schon in früheren Zeiten verzichtet hatte. Als er diesen lobenswerthen Act ausführte, fand in seinem Innern ein Kampf statt und er bedauerte im Geheimen, ein solches Erbtheil verlieren zu müssen. Diese Gefühle zeigten sich bei tausend verschiedenen Gelegenheiten und am deutlichsten in seinen Briefen an Nikolaus. Nikolaus hatte Constantin in St. Petersburg zu sehen gewünscht. Die Anwesenheit seines Bruders schien ihm nöthig als eine feierliche Bestätigung seines Verfahrens und als eine nochmalige Anerkennung seiner Rechte; Constantin aber war der Einladung unter verschiedenen Vorwänden immer ausgewichen. Er fürchte, schrieb er, durch sein Erscheinen Anlaß zu Ruhestörungen zu geben. Gewöhnlich schloß er seine Antworten mit der Phrase: „Indessen, wenn Ew. Majestät es mir befiehlt, werde ich zu Ihnen kommen", aber der ganze Ton, in welchem er schrieb, war so gut wie eine förmliche Weigerung.

Nikolaus hatte nunmehr die Hoffnung aufgegeben, seinen Bruder sich seinen Wünschen fügen zu sehen, und er hatte sich darein ergeben. Nach seinem Benehmen gegen ihn beim Tode Alexander's und nach der Achtung, die er ihm seitdem bezeigt, hatte er sich nichts vorzuwerfen, und er sagte daher wahrscheinlich zu sich selbst: „Mein Bruder hat die Krone nicht gewollt, aber Einer muß regieren, und so habe ich wider meinen Willen die Last auf mich genommen; aber ich werde sie zu tragen und mich über die Launen Anderer zu erheben wissen."

So standen die Sachen, als die Ueberlegung und vielleicht noch mehr die vernünftigen Vorstellungen der

Fürstin von Lowicz*) Constantin zu Verstande brachten. Er überlegte ohne Zweifel, daß die Nachsicht seines Bruders ihre Grenzen haben, daß dieser, nachdem er eine Laune respectirt, als Gebieter sprechen könnte und daß dann seine Stellung unerträglich werden mußte. Nikolaus' besonnenes und einsichtsvolles Verfahren sicherte seiner Macht einen dauernden Bestand, sie befestigte sich mit jedem Tage mehr. Constantin beschloß daher, durch einen unverhofften Schritt sein früheres Unrecht wieder gut zu machen und sich die Gunst seines Bruders von neuem zu erwerben. Er brach, ohne sich angemeldet zu haben, nach Moskau auf, reiste sehr schnell, verbot auf's Strengste, einen Courier vorauszuschicken, und erschien plötzlich, wie eine Bombe, im Kreml und im kaiserlichen Palaste. Nikolaus arbeitete eben mit dem Fürsten Galiczin, Gouverneur von Moskau, als man ihm den Großfürsten meldete. Der Kaiser antwortete zuerst, er wollte ihn empfangen, sobald er mit der begonnenen Arbeit fertig sei, denn er glaubte, es sei der Großfürst Michael; als man ihm aber erwiderte, daß es Constantin sei, stand er mit dem Ausrufe: „Constantin?" hastig auf, eilte in's Nebenzimmer und fiel seinem Bruder um den Hals. In Zeit von einer Stunde war die ganze ungeheure Stadt Moskau und in zwei Stunden auch die Umgegend von dieser Ankunft unterrichtet, so wichtig war sie in den Augen Aller.

Constantin hatte durch seine Reise von Warschau nach Moskau eine Pflicht zu erfüllen geglaubt; da er sie aber nur mit Widerstreben erfüllte, so wollte er wenigstens die Consequenzen möglichst beschränken. Er hatte seine Anstalten so getroffen, daß er am Tage vor der Krönung eintraf, und den Tag nach derselben gedachte er wieder abzureisen. Zum Glück war die

*) Die *morganatische* Gemahlin des Großfürsten.

Feierlichkeit um acht Tage, auf den nächstfolgenden Sonntag verschoben worden. Sonach war Constantin gezwungen, eine ganze Woche in Moskau zuzubringen. Ein Zeichen des Zwanges, den er sich angethan, war seine finstere Miene und seine üble Laune. Man sah es ihm an, daß die heftigsten und widerstreitendsten Leidenschaften in seiner Brust tobten.

Nie machte ein derartiges Ereigniß einen lebhafteren und allgemeineren Eindruck. Das russische Volk ist von Natur treu. Die Frage der Rechte Nikolaus' war in den Augen der Massen nicht ganz klar, es bestand noch eine gewisse Besorgniß, einiges Mißtrauen in den Gemüthern. Die freiwillige Ankunft Constantin's und seine Anwesenheit bei der Krönung erklärten und bestätigten Alles; daher gab sich denn auch von Stund an die beste Meinung zu Gunsten des jungen Kaisers kund, und am folgenden Tage waren zwanzigtausend Menschen im Kreml versammelt, um die Parade anzusehen und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit einer Thatsache zu überzeugen, die Jedermann mit Glück und Freude erfüllte.

Ich begab mich, wie gewöhnlich, zur Parade und sah den Großfürsten Constantin wieder, den ich 1814 und 1815 und bei mehreren späteren Anwesenheiten in Paris näher kennen gelernt hatte. Sein häßliches Gesicht war in Folge der in ihm gährenden bösen Gefühle wahrhaft abstoßend. Man sah es ihm an, mit welchem Widerstreben er sich entschlossen hatte, nach Moskau zu kommen, wo ihm der Aufenthalt unerträglich war. Nach der Parade machte ich ihm in seinen Gemächern meine Aufwartung. Es wurde mir nicht schwer, aus seinen Reden die Bestätigung meiner Vermuthung zu erkennen. Seine Worte hatten keinen rechten Zusammenhang. Er erzählte mir das Geschehene in verworrener Weise und sagte mir, daß ihn

der Zweifel an der Festigkeit seines Entschlusses gekränkt habe. Ueberdies, setzte er hinzu, passe er nicht zum Regieren und fühle sich ganz untauglich dazu. Er zog bei dieser Gelegenheit einen trivialen Vergleich zwischen sich und einem seiner Lakaien, der, nachdem er fünfzehn Jahre Küraſſier gewesen war, sich geweigert hatte, Brigadier zu werden, weil er sich diesem Posten nicht gewachsen fühlte. Ich verließ ihn in sichtlichem Unmuth darüber daß er die Reise hatte antreten müſſen, und tausend einander widerstreitenden Gefühlen zur Beute.

Der Kaiser hörte nicht auf, äußerst liebenswürdig gegen den Großfürsten Constantin zu sein. Er bezeigte ihm fortwährend die größte Achtung und Zuvorkommenheit; aber dieser finstre Character nahm Alles mit der gleichgültigsten Kälte hin. Es fanden ihm zu Ehren große Manöver statt; er tadelte Alles laut und mit hämischer Bitterkeit. Seine Sprache war so unschicklich, daß ich mich mehrmals von ihm entfernte, um ihn nicht zu hören, wie ich es denn überhaupt vermied, mich in seiner Nähe aufzuhalten. Endlich aber gelang es den zarten Aufmerksamkeiten des Kaisers doch, einigen Eindruck auf ihn zu machen. Die Befriedigung der Kaiserin Mutter, die ihm diese Reise, als ein Unterpfand der zukünftigen Eintracht unter den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, unendlich Dank wußte, die öffentliche Freude, die sich mit jedem Tage energischer äußerte, das allgemeine Gefühl, daß die Grundursache der Unruhen, von denen das Reich heimgesucht werden konnte, für immer beseitigt war, alles dies rührte ihn endlich. Er bereuete die Reise nicht mehr, er sah ein, daß sie nicht allein ihm, sondern auch dem ganzen Lande nützlich war. Er empfand die innere Zufriedenheit, die aus dem Bewußtsein einer guten Handlung entspringt, und von diesem Augenblicke an spiegelten sich seine freundlicheren Gefühle in seinen Zügen wieder. Sein Gesicht nahm einen außerordentlich freudigen

Ausdruck an; trotz seiner natürlichen Häßlichkeit war es jetzt fast schön zu nennen. Nie ist mir eine ähnliche Umwandlung vorgekommen. So kam der Sonntag, der 4. September, der Tag der Krönung heran. Constantin versah dabei die Functionen eines ersten Flügeladjutanten des Kaisers. Seine Freundlichkeit und Zufriedenheit fiel Jedermann auf, und der Anblick seiner Person in solcher Stimmung verlieh der Feierlichkeit einen ganz absonderlichen Character.

Die Kleinheit der Kirche, in welcher die Ceremonie stattfand, beschränkte die Zahl der dabei Anwesenden nothwendigerweise auf wenige Personen. Nur die höheren Autoritäten waren Zeugen derselben. Die Kirche war eigentlich nur eine Kapelle. Um die Feierlichkeit glänzender zu machen und auch das Volk daran theilnehmen zu lassen, waren durch ein unter freiem Himmel errichtetes großes Amphitheater, in welchem der Kaiser und seine Familie in Procession erschienen, drei Kirchen mit einander verbunden. Sechstausend Zuschauer fanden darin Platz. Die Details der Krönung und Huldigung sind denen in Rheims ähnlich, nur die Verschiedenheit der Lokalität macht einen Unterschied. Bemerkenswerth ist außerdem der Umstand, daß in Rußland die Krönung der Huldigung vorausgeht, während in Frankreich das Aufsetzen der Krone und die Inthronisation erst nachher stattfindet. Die Motive dieser Verschiedenheit sind leicht erklärlich.

Der moralische Theil der Ceremonie war etwas wahrhaft Erhebendes. Der Kaiser nahm, auf seinem Throne sitzend, die Huldigung sämmtlicher Mitglieder seines Hauses entgegen. Die Kaiserin Mutter kniete zuerst vor ihm nieder. Dann legte der Kaiser das Scepter und die Hand der Gerechtigkeit nieder, stieg rasch vom Throne herab und küßte seiner Mutter die Hand, worauf sie ihn in ihre Arme schloß. Constantin trat ebenfalls heran, um seinem Bruder die Hand

zu küſſen. Dieſer öffnete ihm die Arme und drückte ihn mit Innigkeit an's Herz. Später, in dem Augenblicke, wo der Kaiſer vom Throne herabſteigt, um ſich in das Sanctuarium zum Abendmahl zu begeben, übergiebt er dem dienſtthuenden Adjutanten einen entblößten Degen. Conſtantin, welcher die Function verſah, nahm den Degen mit Grazie in Empfang. Nach den minutiöſen Details der griechiſchen Ceremonien begab ſich der Kaiſer mit ſeinem Gefolge in das Amphitheater, und trat dann in die Kirche ſeiner Ahnen, wo er ſeine Andacht verrichtete. Als er ſich ſo öffentlich zeigte, ward er mit den lebhafteſten Acclamationen, mit Aeußerungen der einmüthigſten und aufrichtigſten Freude begrüßt. Die Einigkeit der kaiſerlichen Familie erhöhte das allgemeine Glück. Das Wetter war überdies prächtig. Nie konnte ein derartiges Feſt einen glänzenderen und erhabeneren Anblick gewähren.

In den alten Gemächern des Kremls nahm die kaiſerliche Familie öffentlich ein ceremoniöſes Mahl ein. Eine glänzende Illumination, von der man ſich ſchwer einen Begriff machen kann, beſchloß dieſen ſchönen Tag.

Der Kreml iſt auf einer kleinen Anhöhe erbaut, welche auf der Flußſeite ſteil abfällt. Den mittelalterlichen Befeſtigungen fehlt es nicht an Eleganz, und die alten Gebäude, die ſie umſchließen, dienen ihnen zur Zierde. Der ſehr hohe Iwansthurm überragt Alles. Die Illuminationen ließen die Umriſſe aller Gebäude genau erkennen und eine Feuermaſſe, die auf der Spitze des Iwansthurmes angebracht war, bildete eine würdige Krone dieſes prächtigen Schauſpiels und ſchien gewiſſermaßen auch den Himmel mit dem Schmucke der Erde zu bekleiden. Der Punkt, von dem ſich die Illumination am ſchönſten ausnahm, war das Ufer der Moskwa, da wo der Fluß eine Biegung macht; hier konnte man zugleich auch die glänzende Erleuchtung

der Promenade unterhalb des Kreml sehen, an deren Endpunkte sich der große Exercirsaal befindet.

Nach der Krönung fanden die üblichen Feste statt und zwar in folgender Ordnung:

Das erste wurde im Kreml gegeben und zu diesem hatten nur die höchsten Klassen Zutritt. Diese sehr schöne und sehr zahlreiche Versammlung des ganzen Hofes war von nur kurzer Dauer, man hatte kaum Zeit sich zu orientiren. Die kaiserliche Familie zog sich schon nach einer Anwesenheit von nicht ganz einer Stunde wieder zurück.

Die zweite für die Bourgeoisie bestimmte Fête wurde im Schauspielhause gegeben. Die Frauen erschienen fast alle in der Tracht irgend einer russischen Provinz, und diese Trachten waren äußerst kostbar und elegant. Die Herren waren in Uniform ohne Degen, oder im Domino. Man kann sich nichts Schöneres denken, als diese unendliche Mannichfaltigkeit der reichen Costüme und den Glanz der Perlen und Diamanten, mit welchen die Damen geschmückt waren.

Auf der Bühne war eine Tafel für die kaiserliche Familie servirt. Nur die Gesandten mit ihren Gemahlinnen, die dames à portrait und der Marschall Sacken wurden hinzugezogen.

Das dritte Fest gab der Kaiser den Kaufleuten. Man wählte dazu den großen Exercirsaal. Es bestand aus einem splendiden Diner, zu welchem achthundert Offiziere eingeladen waren. In der Mitte des Saales waren drei Tafeln für das Bankett aufgeschlagen und die beiden Enden waren als Gärten hergerichtet.

Die vierte Fête galt dem Adel. Sie fand in dem Gebäude des adeligen Clubs statt, einem der prächtigsten und zu solchen Zwecken passendsten Lokale, die mir je vorgekommen sind. Das Fest bestand aus einem brillanten Balle und einem Souper. Die Versammlung war sehr zahlreich und glänzend.

Das fünfte gab ich. Ich bewohnte den Palaſt Kurakin, einen der größten in Moskau und einer von denen, welche der Brand von 1812 verſchont hat. So geräumig er war, erwies er ſich doch als zu klein für die Zahl der Eingeladenen. Ich ließ daher einen zeltartig decorirten prächtigen Speiſeſaal erbauen, der mit Trophäen und anderen paſſenden Verzierungen ausgeſchmückt wurde. Eine Cantate war eigens für dieſes Feſt geſchrieben und componirt worden; der Kaiſer ließ mich aber erſuchen, ſie nicht aufführen zu laſſen. Sämmtliche Damen erhielten Blumenſträuße. Es herrſchte überall eine vorzügliche Ordnung. Die Bedienung war den ganzen Abend eben ſo prompt und präcis wie in einer kleinen Geſellſchaft.

Der Kaiſer war ſehr heiter und unterhielt ſich über eine Stunde mit mir. Er blieb bis zwei Uhr auf dem Balle, was bei ihm noch nicht dageweſen war. Er überhäufte mich mit Freundlichkeiten. Beim Souper gewährten die Frauen, welche zuerſt allein an die verſchiedenen Tafeln geführt wurden, in Folge der Koſtbarkeit ihrer Toiletten und der Pracht ihrer Juwelen einen wahrhaft blendenden Anblick. Siebzehnhundert Kerzen erleuchteten den Saal und erzeugten eine Helligkeit, die dem Tageslichte nahe kam. Ich verlor den Kaiſer nicht aus den Augen, ohne ihn jedoch durch meine Anweſenheit zu beläſtigen; aber ich hielt mich ſtets in ſeiner Nähe, um ſeine geringſten Wünſche erfüllen zu können. Kurz, ich durfte mir ſchmeicheln, daß keines der gegebenen Feſte beifälligere Aufnahme gefunden hatte.

Die letzten waren die des Herzogs von Devonſhire, des außerordentlichen Geſandten Englands. Dieſe waren mittelmäßig und ſchlecht angeordnet, auch keineswegs zahlreich beſucht. Hierauf kamen die Fêten der ruſſiſchen Großen, wie die des Fürſten Juſſupoff

und der Gräfin Orloff, bei denen die größte Pracht entfaltet wurde.

Den Beſchluß endlich bildete ein großes Volksfeſt außerhalb der Stadt. Es waren eigens dazu große Gebäude errichtet worden. In der Mitte war ein ſchöner Pavillon für den Kaiſer, ſeine Familie und den ganzen Hof erbaut; in einiger Entfernung von demſelben erhoben ſich rund herum Amphitheater, von denen einige mit Muſikchören beſetzt, andere mit Victualien gefüllt waren, welche dem Volk gratis verabreicht wurden. Außerdem war hier Alles vereinigt, was bei ſolchen Gelegenheiten die Menge ergötzen kann. Der Beſchluß des Feſtes erinnerte an die noch etwas rohen Sitten der Ruſſen. Es wurde Alles der Plünderung preisgegeben, Jeder nahm von den Ueberbleibſeln aller Art mit, was ihm unter die Hände kam.

Bevor ich Moskau verließ, unternahm ich einige Ausflüge in die Umgegend, um die vornehmſten Schlöſſer und Landſitze der Nachbarſchaft zu ſehen. Sie ſind nicht ſehr zahlreich; man ſollte erwarten, daß ihrer bei der großen Menge von Edelleuten, welche Moskau bewohnen und die meiſt enorm reich ſind, viel mehr ſein müßten. Das des Grafen Scheremetjef das in Staulies (?) in geringer Entfernung von der Stadt liegt, wo ſonſt prächtige Feſte ſtattfanden, war in ſehr verfallenem Zuſtande. Das Innere iſt mit einer Maſſe der koſtbarſten Kunſtſchätze angefüllt, aber das Haus droht den Einſturz, und doch hat der Graf Scheremetjef drei Millionen Revenuen. Während ſeiner Minderjährigkeit wurde ſein Vermögen liquidirt und ſeine Schulden bezahlt. Wir haben kaum einen Begriff von den Vermögen dieſer ruſſiſchen Großen; die Zahlen haben faſt etwas Erſchreckendes, und doch verſchwinden dieſe ungeheuren Summen oft ſpurlos und Schulden und Verlegenheiten treten an deren

Stelle.

Das nach meinem Geschmack schönste Landhaus in der Umgegend Moskau's gehört dem Fürsten Galiczin. Es liegt in Kolomenskoe an einem Nebenflusse der Moskwa. Es ist ein köstlicher Wohnsitz; Alles darin ist mit der größten Sorgfalt eingerichtet und unterhalten. Dieser Landsitz würde selbst in der Umgegend von Paris oder London einen Ruf haben. Die Umgebung von Moskau ist hügelig und das mit Wäldern und Feldern in mannichfaltiger Abwechselung bedeckte Plateau von Bächen durchschnitten, und dennoch gewährt es einen traurigen und monotonen Anblick. Es fehlt eine genügende Bevölkerung, um Leben hinein zu bringen.

Der Augenblick der Abreise rückte heran. Der Kaiser verlieh mir als Zeichen seiner Zufriedenheit und Achtung den St. Andreas-Orden. Mit dem Besitze dieses Ordens, des ältesten und angesehensten in Rußland, ist zugleich der des Alexander- und des Annen-Ordens verbunden. Die russischen Herrscher haben ihm einen hohen Werth erhalten durch die Zurückhaltung, mit der sie ihn verleihen. Zu der Zeit, als ich ihn erhielt, gab es nicht mehr als fünfunddreißig Ritter desselben, die Ausländer mit inbegriffen.

Außerdem machte mir der Kaiser einige Gegenstände von Malachit und einen Zobelpelz zum Geschenk.

Nachdem mich der Kaiser verschiedene Male als Gesandten zur Tafel geladen hatte, wünschte er, mich auch privatim bei sich zu sehen. Ich speiste zu fünft bei ihm mit der Kaiserin, dem Prinzen Karl von Preußen, seinem Schwager, und dem Prinzen Philipp von Hessen, seinem Vetter. Die Einfachheit, Artigkeit und der feine Takt, welche in diesem Familienkreise herrschen, lassen sich nicht beschreiben. Als ich eintrat, sagte der Kaiser lachend zu mir: „Ich habe Sie einmal zu Tisch „ohne Umstände" eingeladen; Sie speisen heute bei Frau von Nikolaus." Er zeigte sich als einen gegen

ſeine Gäſte liebenswürdigen und zuvorkommenden Wirth voll Aufmerkſamkeit und geſelliger Heiterkeit. Der Großfürſt Thronfolger kam während der Mahlzeit, um ſeine Eltern zu beſuchen. Nach aufgehobener Tafel entfernte er ſich; kurz darauf erſchien er wieder in ſeiner Soldatenuniform und mit dem Gewehr, um vor uns zu exerciren.

Den Schluß aller Feſtlichkeiten ſollte ein von der Artillerie der Garde bereitetes Feuerwerk bilden. Dieſes Schauſpiel war ohne Widerrede das prachtvollſte, das ich je geſehen habe. Ich will ein paar Worte darüber ſagen. Zuvörderſt ſah man, wie überall, eine Menge kleinerer und größerer Piecen, wie z. B. einen Tempel ꝛc., alles von vorzüglich ſchönem buntfarbigem Feuerwerk ausgeführt. Dann aber ſah man einen koloſſalen Circus mit offenen Portiken erſcheinen, in welchem drei mit Feuerwerk bedeckte und von Pferden gezogene antike Wagen, geführt von Männern in ebenfalls alterthümlicher Tracht und von buntem Feuer ſtrahlend, placirt waren, um darin eine Wettfahrt zu unternehmen. Zweimal fuhren ſie rund im Circus herum. Das Feuerwerk ſchloß mit einem Bouquet, von deſſen Dimenſionen man ſich ſchwer eine Vorſtellung machen kann. Es waren vierundfünfzigtauſend Raketen und hunderttauſend Brillantſchwärmer, welche gleichzeitig losgingen und den Ausbruch eines Vulkans vorſtellen ſollten. Während das Feuerwerk zu den Augen ſprach, ſprachen vierzig ununterbrochen donnernde Kanonen zu dem Ohre.

Nach dieſem wunderſchönen Schauſpiele nahm ich zum letzten Male Abſchied vom Kaiſer. Er umarmte mich mit einem Ausdruck von Freundſchaft und Herzlichkeit, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Er erſuchte mich mit ganz beſonderem Wohlwollen, mein ihm gegebenes Verſprechen, ihn in einigen Jahren wieder zu beſuchen, nicht zu vergeſſen, ein Verſprechen, das

ich schon auf dem Punkte gestanden habe zu erfüllen, wenn auch unter ganz anderen Auspicien als unter denen ich es gegeben. So Gott will, werde ich es noch erfüllen. Am folgenden Tage brach ich nach Warschau auf. Meine ersten Schritte auf diesem Wege brachten mich auf das Schlachtfeld an der Moskwa.

Da es meine Absicht war, das Schlachtfeld an der Moskwa oder von Borodino, wie die Russen es nennen, genau in Augenschein zu nehmen, um mir an Ort und Stelle ein Urtheil über die Umstände zu bilden, welche dieses wichtige Ereigniß begleiteten, hatte ich die drei erschienenen Beschreibungen von dieser Schlacht bei mir, nämlich die von Chambrai, von Segur und von Buturlin. Unter den mich begleitenden Gesandtschaftsattachés befanden sich einige Offiziere, welche der Schlacht beigewohnt hatten, außerdem waren mehrere russische Offiziere in meinem Gefolge, die ich mit nach Frankreich nahm und die ebenfalls in der Schlacht mitgekämpft hatten, und es fehlte mir sonach nicht an Mitteln, um auf dem Terrain alle wünschenswerthen Nachweisungen zu erhalten. Ueberdies ist das Schlachtfeld nicht groß, so daß man es in einigen Minuten in seiner ganzen Ausdehnung beschreiten kann.

Von den drei Beschreibungen, welche ich angeführt habe, ist die von Segur die beste, die verständlichste und jedenfalls auch die wahrste. Höchst wahrscheinlich ist Alles so gewesen wie er es erzählt. Man sieht den Punkt, wo Napoleon während der Schlacht stand und man kann sich denken, daß er dort nichts sehen, nichts beurtheilen, nichts rechtzeitig anordnen konnte. Die ersten Dispositionen wurden ohne Zweifel mit der Absicht getroffen, daß die Garde in Linie eintreten sollte, um die Corps Davoust's und Ney's zu unterstützen. Unter dieser Bedingung waren die Dispositionen gut. Als man aber die Garde verlangte, wurde sie verweigert, und dadurch der ganze Schlachtplan über den Haufen

geworfen. Wenn die Garde nicht vorgehen sollte, so war die Disposition fehlerhaft; es befanden sich zu viel Truppen im Centrum, wo nur ein Scheinangriff gemacht wurde, und nicht genug auf dem rechten Flügel, wo die großen Schläge und die Hauptanstrengung stattfinden sollten. Nach der Erstürmung der Fleschen, welche das Dorf Semanowski deckten, und nach der Einnahme dieses Dorfes waren die Corps von Davoust und Ney nicht mehr im Stande zu kämpfen. Die erlittenen Verluste und die Versprengung der Mannschaften entzogen diesem Corps alle Consistenz. Es bedurfte schlechterdings frischer Truppen, um sie zu zu unterstützen und selbst sie zu ersetzen. In Ermangelung eines Besseren nahm die Cavalerie dies auf sich. Sie verlor durch das feindliche Feuer viel Leute. Indessen warf sie Alles was sie vor sich hatte, umging die im Mittelpunkt gelegene Redoute, bemächtigte sich derselben und überlieferte sie dem Vicekönig, der nunmehr debouchiren konte.

Jetzt war die Schlacht gewonnen; aber um Resultate zu erlangen, mußte man mit compacten Massen herzhaft auf der Straße nach Moskau vorrücken. Die französischen Truppen, die sich auf diesem Punkte gezeigt hätten, würden keinen Widerstand gefunden haben, weil die russische Armee diesen Augenblick in Unordnung und Verwirrung war. Jetzt kam der General Belliard zum Kaiser und bat ihn um seine Garde, damit sie die Cavalerie unterstütze. Er verweigerte sie und man verlor die ganze Frucht der erlangten Erfolge. Kein ernstes Gefecht würde stattgefunden haben und die russische Armee, außer Stande sich wieder zu formiren und zu kämpfen, wäre vernichtet oder zum großen Theile gefangen genommen worden.

Ein geschickter General muß es allerdings vermeiden, seine Reserven zu zeitig in's Feuer gehen zu lassen. *Er muß* die erste Unterstützung, die man von ihm ver-

langt, verweigern, denn die engagirten Truppen können es stets nicht erwarten, um solche zu bitten. Er muß jeden Einzelnen möglichst ausbeuten, ihn zwingen, die ganze Energie und alle Fähigkeiten, die er besitzt, zu entwickeln; allein es kommt der Augenblick, wo es eben so wichtig ist, die Unterstützungen herbeikommen zu lassen, als es vorher nützlich war, ihre Absendung zu verschieben, und hierin hat Napoleon an der Moskwa gefehlt. Ueberhaupt ist er an diesem Tage einem Grundsatze untreu geworden, den ich ihn während seines ganzen Lebens habe aufstellen und behaupten hören: daß nämlich die Generale, die ihre Truppen für den Tag nach der Schlacht aufsparen, allemal geschlagen werden. Ist der Sieg vollständig, der Tag entscheidend, so sind die Reserven am nächsten Tage überflüssig. Also am Schlachttage, dem Tage der wirklichen Krisis muß man Alles aufopfern, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Napoleon handelte damals aber nicht so, obgleich er in diesem Falle sein Prinzip ohne alle Gefahr hätte befolgen können, denn, ich wiederhole es, seine Garde würde kein ernstes Gefecht zu bestehen gehabt haben.

Napoleon war überhaupt während des ganzen russischen Feldzugs nicht mehr der Nämliche; sein militärisches Genie war erschlafft, seine Thatkraft verschwunden, eine große Sorglosigkeit und Apathie war an die Stelle seiner sonstigen Fürsorge getreten, eine habituelle Unschlüssigkeit war der Grundzug seines Characters geworden. Herr von Segur hat diese große Umwandlung, die er schmerzlich beklagt, sehr wahr geschildert. Er stellt Napoleon 1812 so dar, wie ich ihn 1813 gefunden habe. Der große Feldherr hatte sich selbst überlebt.

Nachdem ich einen ganzen Tag auf dem Schlachtfelde an der Moskwa zugebracht, setzte ich meine Reise fort und machte zunächst wieder in Smolensk Halt.

Ich machte hier ganz die nämlichen Beobachtungen bezüglich der leider nur zu berühmten Schlacht, welche daſelbſt geliefert wurde. Es iſt unbegreiflich, welcher Dämon den Gedanken eingeben konnte, gegen dreißig Fuß hohe Mauern anzurennen, in denen keine Breſche war, und ſie ohne Leitern erklimmen zu wollen! Wie konnte man die Idee haben, ſie mit Feldſtücken zu öffnen? Dieſe Mauern ſind ſehr dick und von Backſteinen. So blieben denn auch acht- bis zehntauſend Mann auf dem Platze und wurden ohne den mindeſten Nutzen hingeopfert. Kein Verſtändiger konnte ſich hierüber Illuſionen machen. Die, welche Napoleon an jenem Tage ſahen, haben mir ohne Ausnahme geſagt, daß er gegen Alles, was unter ſeinen Augen vorging, gleichgültig war und daß aus jedem ſeiner Worte eine unglaubliche Sorgloſigkeit ſprach.

Nach Smolensk beſuchte ich die Bereſina traurigen Andenkens, wo alle Trümmer der Armee umkommen zu ſollen ſchienen. Die Verfolgung von Seiten der Armeen Kutuſow's und Wittgenſtein's war lau und ängſtlich. Es wäre leicht geweſen, die ganze franzöſiſche Armee, die ſo wenig im Stande war zu kämpfen, in den Fluß zu werfen, wenn man ſie mit ein wenig Energie angegriffen hätte; am unbegreiflichſten aber iſt das Benehmen des Admirals Tſchitſchakoff, der mit einer ſchönen, ungeſchwächten Armee auf dem rechten Ufer ſtand. Gerade in dem Augenblicke, wo er die franzöſiſche Armee mit den Vorarbeiten zu ihrem Uebergange beſchäftigt ſah, gab er der gegenüberſtehenden Diviſion Schapliz (?) Befehl, ſich zu entfernen, und als er aufbrach, unterließ er es, die über die Moräſte der Straße nach Wilna geſchlagenen Brücken zu verbrennen. Die Zerſtörung derſelben würde der Armee nach bewerkſtelligtem Uebergang über die Bereſina ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg geſtellt haben. *Sie wäre dann* ohne Kampf vernichtet worden, denn

auf dem rechten Ufer angelangt, konnte sie weder vor- noch rückwärts. Eine Verkettung so außerordentlicher Umstände berechtigte Napoleon zu dem Glauben, daß trotz alles Unglücks, das über ihn hereingebrochen, sein Stern noch nicht aufgehört habe, ihn zu beschützen.

Ich kam in Warschau an. Den Tag darauf besuchte ich den Großfürsten Constantin, der mich zur Parade führte. Nach der Parade besichtigten wir das polnische Corps, das vollständig in der Ebene von Wola aufgestellt war. Drei Stunden lang führte diese Armee mit seltener Vollkommenheit große Manöver aus. Ich habe so schöne und so vortrefflich eingeübte Truppen nirgends gesehen als bei uns in unsrer Glanzperiode, jedoch auch nur ausnahmsweise. Sie ließen nichts, absolut nichts zu wünschen übrig. Die beiden nächstfolgenden Tage begleitete ich den Prinzen wieder zur Parade. Dann nahmen wir die gesammte Cavalerie in Augenschein und den Tag darauf die Artillerie. Beide Waffengattungen standen auf eben so hoher Stufe der Vollendung wie die Infanterie.

Wenn der Großfürst Constantin, wie man versichert, kein großer General war (es soll ihm dazu eine der wesentlichsten Eigenschaften fehlen), so war er doch sicherlich der beste Inspecteur, den es je gegeben, und eben so vortrefflich verstand er es, Truppen zu formiren. Nachdem ich seinem persönlichen Verdienst in dieser Beziehung habe Gerechtigkeit widerfahren lassen, muß ich bemerken, daß auch so leicht keinem anderen General so große Mittel zu Gebote stehen, um gute und schöne Truppen zu schaffen. Auch wird er durch die Nationalität trefflich in seinen Operationen unterstützt, denn die Polen sind ein specifisch kriegerisches Volk und werden so zu sagen als Soldaten geboren. Eine beträchtliche Anzahl von Offizieren dieser Truppen hatte bei uns gedient und unsere Feldzüge mitgemacht.

Die polnische Armee lagerte während der schönen

Jahreszeit divisionsweise vor den Thoren Warschau's. Diese prächtigen Barackenlager erinnerten mich an das Lager von Zeist in meinen jüngeren Jahren. Es ist bekannt, wie sehr permanente Truppenvereinigungen dazu beitragen, den militärischen Geist zu bilden und die Instruction zu vervollkommnen. Die polnische Armee erhielt gleichen Sold wie die französische, und in Rücksicht auf den Preis der Lebensmittel waren diese Soldaten die reichsten in Europa.

Der Großfürst Constantin ernannte unmittelbar alle Offiziere bis mit Einschluß des Oberstlieutenantsgrades. Dieses Ernennungsrecht in den Händen eines Mannes, der alle Offiziere seiner Armee kannte, unter ihnen lebte und mehr als jeder Andere im Stande war, sie zu beurtheilen, verbürgte die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Wahlen. Um endlich eine Idee von der militärischen Bildung zu geben, die man von den Offizieren verlangt, will ich sagen, was ein Unteroffizier leisten mußte, um zum Lieutenant befördert werden zu können. Der Großfürst stellte mir etwa dreißig Unterlieutenants vor, welche unlängst ernannt waren, nachdem sie den an sie gestellten Anforderungen genügt hatten, und die jetzt auf eintretende Vacanzen warteten. Bevor ein Unteroffizier Offizier werden konnte, mußte er zuerst ein Peloton, dann ein Bataillon und dann eine Brigade commandiren. Welchen Werth man auch auf die Instruction legen mag, dies heißt zu weit gehen. Ich konnte mich denn auch nicht enthalten, gegen den Großfürsten zu äußern, daß diese Masse von Generalen in so untergeordneten Stellungen sehr schwer zu befriedigen und zu lenken sein und ihren natürlichen Chefs vielfache Verlegenheiten bereiten müsse.

Die polnische Armee, über welche der Großfürst Constantin freie Disposition hatte, bestand aus zwölf Infanterieregimentern zu drei Bataillonen, acht Cavalerieregimentern zu vier Schwadronen und außer-

dem zwei Regimentern Gardereitern, sowie endlich aus sechs Compagnien Artillerie.

Die polnische Armee war so vorzüglich instruirt, daß man im Fall eines Kriegs ihre Glieder hätte dedoubliren und eine den Soldaten gleiche Anzahl Rekruten in dieselben einstellen können. Nach Verlauf von drei Monaten würde diese neue Zusammensetzung vorzügliche Kriegstruppen ergeben haben.

Ich hatte Gelegenheit, zum ersten Male die Bemerkung zu machen, wie großen Nutzen man aus den Congreve'schen Raketen ziehen kann. Sie trafen so richtig und ihre Handhabung vermittelst Handböcken war so leicht, daß ich erstaunt war über die mannichfaltigen Zwecke, zu denen man sie verwenden kann. Diese neue Waffe kann in dem nächsten Kriege eine sehr wichtige Rolle spielen.

Ich erstattete bei meiner Zurückkunft nach Frankreich Bericht darüber und drang in die Regierung, sich damit zu beschäftigen. Sie that es und gegenwärtig ist die französische Armee damit versehen. Der commandirende General, der sich ihrer im nächsten Feldzuge am geschicktesten bedienen wird, hat eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen zu erwarten. Die moderne Taktik wird dadurch wahrscheinlich verändert werden und folglich auch die Waffen und die Zahlenverhältnisse derselben. Diese Raketen werden in der Kriegswissenschaft Epoche machen. Ich will die Gründe dafür angeben und die hauptsächlichsten Folgen der Erfindung darthun.

Jedermann kennt den Einfluß der Artillerie am Tage der Schlacht und die Rolle, die sie im Kriege spielt. Diese Rolle ist immer wichtiger geworden, nicht allein in Folge der Vermehrung der Artillerie bei den Armeen, sondern noch mehr wegen ihrer außerordentlichen Mobilität, welche gestattet, ihre Bewegungen bis in's Unendliche zu combiniren; jedoch hat diese Mobilität noch

ihre Grenzen, und die Zahl der in's Feld mitzunehmenden Kanonen ist beschränkt, nicht nur wegen der Kosten, sondern auch wegen der Beschwerlichkeiten, die mit dem Transport eines übermäßigen Materials verbunden sind, welche Beschwerlichkeiten so groß werden können, daß die Nachtheile derselben auf Märschen die zu erwartenden Vortheile im Augenblick der Action bei weitem überwiegen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die zu beobachtenden Grenzen vier Geschütze auf je tausend Mann nicht übersteigen dürfen; doch kann dieses Prinzip nicht fortwährend festgehalten werden, da in einem Feldzuge von einigen Monaten die Verminderung des Materials nicht gleichen Schritt hält mit der Infanterie und Cavalerie. Die Congreve'schen Raketen sind nach und nach sehr vervollkommnet worden. Da man sie jetzt mit großer Genauigkeit richten kann, bilden sie schon eine Hülfsartillerie, welche durch die weitere Ausdehnung, der ihre Anwendung noch fähig ist, bald zu einer Hauptwaffengattung werden dürfte.

In der That, wenn eine Waffe nur aus dem angewendeten Projectil besteht, wenn keine Maschine nöthig ist, um dieses fortzuschleudern, und sie dem feindlichen Feuer keine Fläche darbietet, wenn man endlich durch einfache Dispositionen diesem Feuer momentan eine solche Ausdehnung geben kann, daß die Front eines Regiments mit einem Hagel von Kanonenkugeln überschüttet werden kann, der das Feuer einer Batterie von hundert Stück Kanonen repräsentirt, dann sind die Zerstörungsmittel von der Art, daß es nicht mehr möglich ist, nach den Regeln und Prinzipien, welche der gegenwärtige Zustand der Kriegskunst gutheißt, gegen sie anzukämpfen.

Ich würde mir die Anwendung der Congreve'schen Raketen folgendermaßen denken. Ich würde in jedem *Regiment* sechshundert Mann für den Dienst dieser

neuen Waffe ausbilden. Zwei Wagen genügen, um hundert Raketenböcke zu transportiren, wie sie in Oesterreich eingeführt sind, und diese hundert Raketenböcke, jeder von drei bis vier Mann bedient, würden auf gegebenen Befehl ein Feuer eröffnen, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Kann man einem solchen Feuer Truppenmassen entgegenstellen und aussetzen? selbst Truppen in Schlachtordnung und in mehreren parallelen Linien? Gewiß nicht. Da aber der Gewinn einer Schlacht darin besteht, daß man den Feind zum Weichen bringt, so muß man auf ihn losgehen und den Zwischenraum überschreiten, durch den man von ihm getrennt ist. Um dies aber mit möglichst geringer Gefahr zu bewerkstelligen, muß man dazu diejenige Waffengattung verwenden, welche die Distancen am schnellsten durcheilt. Es muß sonach vorzugsweise Cavalerie dazu verwendet werden, und diese Cavalerie muß eine neue Manövrirmethode befolgen, bei der sie weniger Gefahr läuft, durch das feindliche Feuer vernichtet zu werden, das heißt als Tirailleurs vereinzelt, doch aber bereit, sich auf ein gegebenes Signal zu vereinigen, um sich für den Anprall vorzubereiten, der auf die ausgeführte Charge folgen muß. Bei diesem Kriegssystem, bei dieser neuen Art und Weise des Kämpfens wechselt die Infanterie ihre Rolle und wird der Beistand der Congreve'schen Raketen, oder diese Raketen sind vielmehr ihre eigentliche Waffe, die Gewehre aber ein bloßes Accessorium, um Angriffe zurückzuweisen.

Die Infanterie muß daher eine ganz andere Instruction erhalten. Sie muß in zwei Theile zerfallen, von denen der eine die Raketen zu werfen hat, der andre dazu bestimmt ist, jenen zu unterstützen und ihm als Sammelpunkt zu dienen, wenn ein unmittelbarer Zusammenstoß mit dem Feinde erfolgt. Auch muß das Zahlenverhältniß der Waffengattungen ein

andres werden. Man braucht mehr Cavalerie und weniger Infanterie. Die Cavalerie muß in anderer Weise eingeübt sein als sie es jetzt ist. Es bedarf einer Infanterie-Artillerie, wenn ich mich so ausdrücken darf, deren Thätigkeit sich darauf beschränkt, die Raketen zu bedienen und die Bedienung derselben zu unterstützen, die verschanzten Posten zu besetzen, die Festungen zu vertheidigen und den Gebirgskrieg zu führen.

Aber diese neue Artillerie erlangt eine große Wichtigkeit in tausend Fällen, wo die Kanonenartillerie keine Rolle spielen kann. In Gebirgsgegenden kann man jetzt nur eine kleine Anzahl Geschütze fortbringen, welche daselbst von geringer Wirkung sind. In den Raketen hat man eine Waffe von bedeutender Tragweite, die überall, auf hohen Bergspitzen, wie auf niederen Plateaus leicht und in großer Menge anzubringen ist. In einer Ebene läßt sich mit deren Hülfe jedes Gebäude in eine Festung verwandeln, der Thurm einer Dorfkirche wird die Platform einer furchtbaren Batterie. Kurz, diese Erfindung in ihrem gegenwärtigen Zustande und mit den Verbesserungen, deren sie fähig ist, läßt sich für unzählige Umstände, auf alle möglichen Combinationen anwenden und wird einen ungeheuren Einfluß auf die Zukunft des Heerwesens ausüben.

Wenn die Raketen von einem besonderen Corps bedient, wenn sie wie die Artillerie behandelt werden, können sie, da ihrer dann zu wenig sind und überdies das Zielen damit immer etwas unsicher bleibt, nicht viel nützen. Nur bei einer Anwendung derselben in großem Maßstabe können sie vernichtend wirken und wirklichen Nutzen bringen, und zu dem Ende müssen sie die Waffe der eigentlichen Armee werden.

Die Menschen denken im Allgemeinen wenig über die Natur der Dinge nach. Man nimmt das, was *Andere bestimmt* haben, gern und vertrauensvoll als

richtig an. Man handelt oft nach einem Schlendrians-geiste, ohne seinen Verstand dazu anzuwenden, Dinge zu modificiren und zu verbessern, die der Verbesserung fähig sind. Die Wichtigkeit der Congreve'schen Raketen wird daher erst mit der Zeit erkannt und gewürdigt werden; wenn aber ein geschickter und kluger General in dem nächsten Kriege die Sache in ihrem ganzen Umfange erfaßt und alle voraussichtlichen Consequenzen derselben übersieht, wenn er in aller Stille seine Mittel vorbereitet, um sie auf dem ersten Schlachtfelde in Anwendung zu bringen, so wird er Erfolge erzielen, denen nichts zu widerstehen vermag, so lange der Feind sich nicht derselben Mittel bedient. Das persönliche Genie des Oberbefehlshabers wird bei diesem wichtigen Experiment von großem Einfluß auf den Ausgang des Krieges sein.

Obwohl indessen alle Berechnungen der Vernunft die von mir vorausgesagten Resultate erwarten lassen, so kann doch nur die Erfahrung den wirklichen Nutzen der Erfindung constatiren. Es giebt so viele unvorhergesehene Umstände, welche die begründetsten Erwartungen modificiren, daß der Besonnene und Nüchterne nur dann vollständig überzeugt sein wird, wenn die Thatsachen seine Hoffnungen realisirt haben; aber die Wahrscheinlichkeit ist so groß, daß ein spekulativer General, wie schon gesagt, seine Mittel in aller Stille vorbereiten wird, um dann den Feind durch deren Anwendung in Erstaunen zu setzen. Ist er der Einzige, der sich derselben bedient, so wird er sehr wahrscheinlich Herr des Schlachtfeldes bleiben. Ist sein Gegner eben so spekulativ und umsichtig als er, so wird er wenigstens dagegen geschützt sein, jenem zum Opfer zu fallen, und entspricht der Erfolg nicht ganz seinen Hoffnungen, so besteht das ganze Unglück darin, daß er einige Arbeit und Geldkosten vergeblich aufgewendet hat. Die Voraussicht muß jedoch nicht nur die unmittelbare An-

wendung dieser neuen Waffe, sondern auch alle Consequenzen in's Auge fassen, welche in Bezug auf die anderen Waffen, deren Zahlenverhältnisse und Handhabung daraus hervorgehen.

Der Empfang, der mir von Seiten des Großfürsten geworden, war ein sehr freundlicher, und außer den militärischen Genüssen verschaffte er mir auch noch andere Annehmlichkeiten, welche keinen geringeren Reiz für mich hatten. So stellte er mich seiner Gemahlin, der Fürstin von Lowicz, vor. Ich speiste täglich mit ihr und dem Großfürsten und verbrachte jedesmal mehrere Stunden in ihrer Gesellschaft. Die Sanftmuth, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit dieser Frau waren mit nichts zu vergleichen.

Die Fürstin von Lowicz besaß, ohne schön, ja ohne nur hübsch zu sein, alle Eigenschaften, um zu fesseln und zu bezaubern. Ihr sanfter Einfluß hat den heftigen Character Constantin's beträchtlich gemildert. Sie übt eine für Jedermann heilsame Herrschaft über ihn aus. Ein auf die Erde herabgestiegener Engel im vollen Sinne des Worts, bestätigt der Hergang ihres Todes die Lobsprüche, die ich ihrem Gedächtniß spende und die ich ihrer Person hätte darbringen mögen. Bei unseren vertraulichen Unterhaltungen war der Großfürst stets freundlich und heiter. Die Geschichten, die er mir erzählt hat und welche alle wegen der Personen und der Orte, die sie betrafen, mehr oder weniger Interesse für mich hatten, würden einen Band füllen. Nach einem dreitägigen höchst angenehmen Aufenthalt setzte ich endlich meine Reise nach Paris über Wien fort.

Das Königreich Polen genoß bereits die Früchte einer einsichtsvollen Verwaltung. Schöne Straßen durchschneiden es schon in allen Richtungen. So war ich von Bielsk nach Warschau auf einer prächtigen *Chaussee gefahren.* Eine ähnliche führte nach Kalisch.

In der Richtung, die ich verfolgte, war ihr Bau noch nicht weit vorgeschritten; aber schon waren bedeutende Strecken fertig, und in dem Augenblicke wo die Revolution ausbrach, war sie ganz vollendet. Ich hatte mehrere ausgezeichnete polnische Offiziere wiedergefunden, welche früher mit mir gedient hatten, unter anderen den General Zimerski, und einen Hauptmann oder Major Namens Zemanowski. Das Zusammentreffen mit ihnen machte mir große Freude. Ich begab mich nach Krakau, wo ich über die Weichsel ging, um die österreichischen Staaten zu betreten.

Bevor ich in meinen Erzählungen fortfahre, will ich eine Uebersicht über die russische Armee geben, wie sie damals war; man wird sich danach ein Bild von ihrer damaligen Organisation, ihrer Verwaltung, ihren Sitten und ihren eigenthümlichen Verhältnissen machen können. — Seitdem hat ihre Organisation bedeutende Veränderungen erfahren, worüber ein anderes Werk von mir vollständige Angaben enthält. Meine Nachweise werden für Militärs nicht ohne Interesse sein.

Die russische Armee.

Die eigenthümliche Lage des russischen Reichs, seine ungeheure Ausdehnung und seine, mit Ausnahme einiger Provinzen, sehr dünne Bevölkerung, machen die Rekrutirung schwierig und langsam und zwingen den Kaiser von Rußland, wenn anders er in Europa eine mit seiner Macht im Verhältniß stehende Rolle spielen will, seine Armee auch in Friedenszeiten auf dem Kriegsfuße zu erhalten.

Wollte er anders handeln, wollte er sie erst in dem Augenblicke in Kriegsbereitschaft bringen, wo er ihre Anwendung berechnet, so würde er, da die Ereignisse oftmals unverhofft eintreten und die Voraussehungen

der Politik nicht immer zutreffen, niemals zur rechten Zeit schlagfertig sein, um wirksam handeln zu können, und oft würden die definitiven Resultate schon erzielt sein, wenn er kaum erst im Stande wäre, sie zu fördern oder zu hemmen. Ich habe manchen Soldaten gesehen, welcher elf Monate lang marschirt war, um aus seinem Geburtsorte zu dem Corps zu stoßen, für welches er bestimmt war. Da es junge, noch an keinerlei Schwierigkeiten des Lebens gewöhnte Leute sind, die eine solche Reise zurücklegen müssen, und die ihnen nöthige Unterstützung oft sehr unvollkommen ist, so entsteht daraus ein beträchtlicher Verlust an Mannschaften, der das Facit der angeordneten Rekrutirung oft um die Hälfte reducirt. So ergeben 100,000 Mann neu ausgehobener Truppen in den Cadres gewöhnlich einen Effectivbestand von nur 50,000 Mann. Diese 50,000 Mann kommen durchschnittlich erst sechs Monate nach ihrer Aushebung an und ihre Einübung erfordert doppelt so viel Zeit als bei den anderen europäischen Soldaten, insbesondere bei den Franzosen, das heißt ein Jahr bei der Infanterie und zwei Jahre bei der Cavalerie.

Es sind sonach drei Ursachen, welche die Rekrutirung langwierig machen und die unmittelbare Verwendung der Rekruten verhindern. Die russische Armee muß daher, selbst wenn die Verhältnisse die einfachsten, der Bedarf am schwächsten ist und die Politik kein Ereigniß voraussieht, das möglicherweise die Beihülfe der Waffen erheischen dürfte, dennoch vollzählig und marschfertig sein, damit sie vorkommendenfalls sofort marschiren kann. Da die Bevölkerung Rußlands gegenwärtig über 50 Millionen Seelen beträgt, so kann sie auch ein zahlreiches Heer stellen. Das Ansehen dieser Macht in Europa hängt von den Streitkräften ab, die sie entfaltet, und da überdies ihre Armeen, wenn sie in *weiter Entfernung* Krieg zu führen haben, um so zahl-

reicher sein müssen, als auch die unentbehrlichen Echelons zu liefern und die durch lange Märsche unausbleiblich eintretenden Verluste zu ersetzen sind, so muß sie beständig zahlreiche Cadres vollzählig erhalten.

Ganz anders ist es bei den Mächten des Westens, wo die dichte Bevölkerung gestattet, in kurzer Zeit die erforderlichen Rekruten auszuheben und zusammenzuziehen. In Oesterreich, wo jedes Regiment sein Territorium hat, wo der Bataillonscadre stets an seinem Orte bleibt und die Beurlaubten im Auge behält, und wo man diese für die vorgeschriebenen Exercirübungen jederzeit einberufen kann, hat man nach dem Willen des Souverains zugleich eine zahlreiche Armee für den Krieg und eine mehr oder minder große Anzahl Soldaten für den Friedensbedarf. Hier sind sonach alle Vortheile vereinigt, alle nothwendigen Bedingungen erfüllt. In Frankreich, wo man nicht diese elastische Organisation hat, die sich allen Verhältnissen anschmiegt, gewähren zwei Dinge Ersatz dafür: die zahlreiche Bevölkerung auf einem verhältnißmäßig kleinen Flächenraume, und die Leichtigkeit, mit der der französische Bauer Soldat wird. Mit guten Cadres kann man binnen drei Monaten die Soldaten für den Krieg ausbilden und sie nach Ablauf dieser Zeit gegen den Feind führen. Ich habe diese Erfahrung mehrmals gemacht.

Um meine Bemerkungen über die Langsamkeit der Rekrutirung des russischen Heeres durch ein Beispiel zu unterstützen, will ich ein unwiderlegliches Factum aus der neuesten Zeit anführen. Zu der Zeit als ich Rußland verließ, war die russische Armee so stark, daß sie nach Abzug der für Asien und Finnland nöthigen Contingente und der unerläßlichen Garnisonen für das Inland noch 300,000 Mann disponibler Linientruppen zählte, ungerechnet die polnische Armee und die Kosaken. In den beiden Feldzügen gegen die Türken

haben Krankheiten und das feindliche Feuer 200,000 Mann consumirt. Diese Schätzung klingt sehr hoch; aber sie rührt von einem der ausgezeichnetsten russischen Generale her, einem wahrheitliebenden, urtheilsfähigen Manne, der in meinen Augen eine unverwerfliche Autorität ist, vom General Woronzoff. Da die europäischen Zustände nicht beunruhigend waren, beeilte man sich nicht, diesen Verlust zu ersetzen. Da kam die polnische Revolution von 1830, und siehe da, man vermochte keine 120,000 Mann zusammenzubringen. Im Laufe dieses Kriegs, der neun Monate dauerte, war man nicht im Stande, nach und nach mehr als 150,000 Mann in Activität zu setzen, und das war der Grund, warum sich der Kampf dergestalt verlängerte. Die Vollzähligkeit der russischen Armee im Jahre 1826 war noch das Resultat der außerordentlichen Aushebungen von 1812 und 1813, die erst 1815 disponibel wurden und die sich conservirt hatten, weil seitdem Friede gewesen war.

Nachdem ich in diese Details eingegangen bin, um die Prinzipien zu erklären, auf welche die russische Armee basirt ist, will ich auch ihre Organisation ausführlich betrachten. Die Infanterie des russischen Heeres bestand damals aus hundertdreiundachtzig Regimentern zu drei Bataillonen, nämlich:

Kaiserliche Garde, zehn Regimenter;
Grenadiere, sechzehn;
Carabiniers, sieben;
Linie, hundert;
Jäger, fünfzig;
Summa hundertdreiundachtzig.

Außerdem waren achtzig Bataillone für Garnisonen detachirt, welche zwei in Sibirien stehende Divisionen bildeten.

Die Cavalerie bestand aus sechsundsechzig Regimentern, nämlich:

Kaiserliche Garde, zehn Regimenter;
Küraſſiere, acht;
Dragoner, ſiebzehn;
Uhlanen, zwanzig;
Jäger, acht;
Huſaren, zwölf;
Gardekoſaken, eins;
Summa ſechsundſechzig.

Die Artillerie war folgendermaßen formirt:

Die Fußartillerie, zweiunddreißig Brigaden zu fünf Compagnien jede;

Die reitende Artillerie, ſiebenunddreißig Compagnien;

Die Pionniere, acht Bataillone;

Der Train, vierzig Bataillone.

Endlich gab es zweiundfünfzig Regimenter Koſaken zu Fuß und zu Pferde.

Außerdem beſtand die polniſche Armee aus:

Acht Regimentern Infanterie;
Vier Regimentern Chaſſeurs à pied;
Vier Regimentern Chaſſeurs à cheval;
Vier Regimentern Uhlanen;
Zwei Brigaden Artillerie, worunter vier Compagnien reitende.

Unabhängig von der eigentlichen Armee, wie ich ſie eben beſchrieben habe, exiſtiren folgende nicht zur Linie gehörende Truppen:

Sechsundſiebzig Garniſonsbataillone;
Fünfhundertvier Diſtrictscompagnien;
Zweiundfünfzig Ambulancecompagnien.

Die Armee war in neunundzwanzig Infanteriediviſionen organiſirt, welche mit den zwei Diviſionen der Garde und den zwei polniſchen Diviſionen im Ganzen dreiunddreißig Diviſionen bildeten. Jede Diviſion beſtand aus ſechs Regimentern, vier Linien- und zwei Jägerregimentern, welche drei Brigaden bildeten.

Viele von diesen Regimentern hatten in der Brigadenformation nur zwei Bataillone, indem sechsundneunzig dritte Bataillone in Reservedivisionen organisirt waren, welche zu Arbeiten der Regierung verwendet wurden.

Die Cavalerie bildete achtzehn Divisionen, je zu vier Regimentern à vier Schwadronen. Alle diese Divisionen waren in verschiedene Armeecorps zu zwei bis drei Divisionen Infanterie und ein bis zwei Divisionen Cavalerie organisirt. Diese Armeecorps waren das der Garde, das der Grenadiere und sieben Corps, die sich durch Größe und Wahl der Mannschaften auszeichneten (?). Ferner gab es: das lithauische Corps, das finnische, das kaukasische, das sibirische und das orenburger Corps (die beiden letzteren jedes nur aus einer Division Infanterie und aus irregulärer Cavalerie bestehend). Zu diesen Corps mußte dann noch die polnische Armee gerechnet werden. Sämmtliche Corps, das finnische, sibirische und orenburger ausgenommen, bildeten drei Commandos.

Das erste Commando, unter dem Namen der ersten Armee, bestand aus der Garde, dem Grenadiercorps und den fünf ersten Corps;

Das zweite, unter dem Namen der zweiten Armee, aus dem sechsten und siebenten Corps;

Das dritte endlich, unter dem Namen der polnischen Armee, aus den polnischen Truppen und dem lithauischen Corps.

Nach Grundlagen, die mir ziemlich genau zu sein schienen, deren nähere Auseinandersetzung aber mich hier zu weit führen würde, belief sich der annähernde Effectivbestand der sieben Armeecorps und des lithauischen Corps auf 318,000 Mann Infanterie und 63,700 Pferde. Rechnet man davon die Kranken und Ausfälle aller Art ab, so geht man jedenfalls nicht über die *Wahrheit hinaus*, wenn man sagt, daß der Kaiser von

Rußland damals, nachdem er allen Bedarf des Innern und der südlichen Grenzlinien befriedigt, außer Landes mit 300,000 Mann agiren konnte, die polnische Armee und die Kosaken nicht inbegriffen.

Die bespannte Artillerie zählte auf dem Friedensfuße damals 1092 Geschütze und konnte bei Eröffnung eines Feldzugs durch Erhöhung der Batterien von acht auf zwölf Geschütze um die Hälfte vermehrt werden.

Die Bataillone bestanden aus vier Compagnien, jede Compagnie nach dem Organisationsetat 258 Mann stark; auf die Compagnie kamen fünf Offiziere und auf das Bataillon zwei höhere Offiziere. Jedes Cavalerieregiment bestand aus sechs Feldschwadronen zu hundertvierzig Pferden mit sieben Offizieren, und aus einer siebenten Depotschwadron.

Ausgenommen in St. Petersburg, Moskau und einer sehr kleinen Anzahl von Städten, die eine Garnison haben und wo die Truppen kasernirt sind, ist die russische Armee in Cantonnements untergebracht. Da diese Cantonnements sehr weitläufig sind, so entsteht daraus eine große Zersplitterung, welche der Instruction nachtheilig ist. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, geschieht in den verschiedenen Divisionen der Armee alljährlich Folgendes.

Infanterie. — Am 1. April werden die Compagnien im Hauptorte des Bataillons zusammengezogen und einen Monat hindurch einzeln exercirt. Am 1. Mai vereinigen sich die Bataillone jedes Regiments und es wird zwanzig Tage lang regimenterweise manövrirt.

Die Brigademanöver finden während der zehn ersten Tage des Monats Juni statt, die Divisionen werden vom 10. Juni bis zum 10. Juli zu Lagern zusammengezogen, wo sie manövriren, und nach dem 10. Juli erfolgt die Dislocirung, das heißt, die Truppen kehren in die Cantonnements zurück, in denen sie

den Winter über zugebracht haben. Die Hauptleute sind für die Instruction ihrer respectiven Compagnien verantwortlich.

Cavalerie. — Im Frühjahr werden die Cantonnements auf einen Monat enger zusammengezogen und man läßt während dieser Zeit die Schwadronen eines und desselben Regiments manövriren. Im Herbst nähern sich die Regimenter einander und manövriren vierzehn Tage lang brigadenweise, dann zehn Tage divisionsweise. Die Schwadronscommandanten sind für die Instruction ihrer Schwadronen verantwortlich. Die Prinzipien beim Reiten sind die nämlichen wie in Preußen. Die Bewegungen geschehen in drei Gliedern, was bei den Schwenkungen große Präcision erfordert. Die Offiziere sollen damals nicht besonders instruirt gewesen sein. Aller zwei Jahre werden die Armeecorps, Infanterie und Cavalerie, zusammengezogen, um längere oder kürzere Zeit zu manövriren.

Die Exercirreglements der Infanterie und Cavalerie sind fast ganz dieselben wie in Frankreich; aber das Reglement für die Lager der Truppen ist von dem unsrigen ganz verschieden. Bei uns campiren die Truppen in Fahnenlinie, und wenn sie das Lager verlassen, sind sie naturgemäß in Schlachtordnung formirt. Daraus folgt, daß unsere Lager einen ungeheuren Flächenraum einnehmen und doch sehr schmal sind, daß die so ausgebreiteten Truppen, wenn sie von Cavalerie überrumpelt werden, leicht vernichtet werden können. In Rußland ist die Anordnung des Lagers bataillonsweise in Colonne; die Lagergassen sind mit der Fahnenlinie perpendiculär, und die Breite derselben gestattet den Soldaten, wenn sie aus ihren Zelten treten, die beiden Sectionen des Pelotons zu bilden, die ihre Vereinigung formiren soll. So ist in einem Augenblick die ganze Armee in Bataillonscolonne formirt, bereit zu debouchiren, und die Tiefe des Lagers macht

es zu einer Art Festung gegen die Cavalerie. Die häufigen Kriege gegen die Türken und die daraus hervorgehenden Nothwendigkeiten haben die Russen auf die Idee dieses Lagerungssystems gebracht, welches stets und überall befolgt werden sollte, denn wenn die Truppen aus dem Lager heraustreten, sollen sie nicht zum Schlagen, sondern zum Marschiren formirt sein.

In Petersburg ist eine Cavalerieschule, in welche die Regimenter Zöglinge schicken, die als Bereiter zu ihren Corps zurückkehren.

Der Garde ist ein Regiment Infanterie, bekannt unter dem Namen des Instructionsregiments, beigegeben. Es besteht aus Detachements von sämmtlichen Infanteriecorps der Armee. Diese Detachements werden gewechselt und bringen so eine gleichförmige Instruction in ihre respectiven Regimenter zurück.

Avancement. — Das Avancement geschieht in Friedenszeiten nach der Anciennetät, das heißt bis zum Oberstengrade; in jedem Regiment bis zum Hauptmannsgrade; in der Division und selbst zuweilen im Armeecorps bis zum Majorsgrade. Die Oberstlieutenants und Obersten werden beliebig versetzt und gehen sogar zu anderen Waffengattungen über. Die Avancements werden nach vorhandenen Tabellen vom Generallieutenant angeordnet. Ist ein Offizier durchaus unfähig, hat aber sonst nichts gethan, was seine Entlassung genügend motiviren könnte, so setzt man den nächstfolgenden auf die Beförderungsliste und der Grund dieser Maßregel wird im Tagesbefehl angegeben. Wegen dieser Bestimmung kommt jedoch der Fall überhaupt sehr selten vor.

Niemand, ohne Ausnahme, welcher Familie er immer angehören mag, kann Offizier werden, ohne Gemeiner und Unteroffizier gewesen zu sein. Eine Unteroffizierschule der Garde bietet den protegirten jungen Leuten das Mittel, dieser gesetzlichen Bestimmung

nachzukommen, ohne ihren Standesprivilegien etwas zu vergeben. Nach zwölfjähriger völlig tadelloser Dienstzeit ist ein Unteroffizier de jure Offizier. Er erhält dann entweder diesen Grad in der Armee oder eine demselben Range entsprechende Civilanstellung. Der Unteroffiziersrang giebt die Befähigung, in den Adelstand erhoben zu werden, der aber nicht erblich sein kann. In dieser Weise werden jedes Jahr etwa achthundert Offiziere ernannt. Der Offizier der alten Garde (es giebt fünf Infanterieregimenter und sechs Cavalerietrupps alte Garde) steht im Range um zwei Grade über seinem wirklichen Dienstgrade. So ist der Hauptmann Oberstlieutenant und gilt oft als Oberst in der Armee, der Lieutenant ist Major und gilt oft als Oberstlieutenant, der Unterlieutenant ist Hauptmann und gilt oft als Major. Bei der jungen Garde ist der Rang nur einen Grad höher als der wirkliche Dienstgrad. Das Avancement geht in der Garde so rasch, daß ein junger Mann gewöhnlich nach zehnjähriger Dienstzeit schon Oberst ist. Dann steht er auf gleicher Anciennetätsstufe mit den Obersten der Armee.

Bewaffnung. — Die Truppen sind mit guten Waffen versehen, welche aus den unter Leitung der Artillerie stehenden Fabriken des Landes hervorgehen. Die bedeutendsten Waffenfabriken sind in Tula. Die Infanterie hat ein Gewehr nach dem verbesserten französischen Modell von 1777. Die Gewehre der Jäger sind zwei Zoll kürzer, haben aber zwei Zoll längere Bajonnette. Die Küraſſiere tragen den doppelten Küraß, wie in Frankreich.

Verwaltung. — Die Administration jedes Regiments ist in den Händen des Obersten und er erstattet darüber dem Generallieutenant Bericht, der zu gleicher Zeit die Functionen des Generalinspecteurs und des *Intendanten* versieht.

Die Armeeverwaltung hat keine feststehenden Regeln. Der Mißbräuche sind viele, und bei der Cavalerie sind sie ärger als bei der Infanterie, wegen der Fouragen, Remonten ꝛc. Der Preis der Fouragen ist auf die Marktpreise basirt, aber diese werden von den Generalstabschefs der Armeecorps festgesetzt, die sie je nach den Bedürfnissen der Regimenter erhöhen. Man sieht daraus, welche Verwirrung in den Ausgaben und Rechnungsablagen herrschen muß.

Viele Regimenter sind incomplet, und dies kommt theils dem Privatinteresse, theils den Bedürfnissen des Corps zu Gute. So zum Beispiel dient der Preis des Futters für die siebente Schwadron, welche gewöhnlich keine Pferde hat, zur Ergänzung des Preises der Remontepferde, für welche der Kaiser nur hundertzwanzig Rubel giebt. Den colonisirten Cavalerieregimentern sind ihre Remonten durch die Gestüte gesichert, welche diese Ansiedelungen enthalten. In der Garde wendet man ein andres Mittel an, um sich werthvolle Pferde zu verschaffen. Man bewilligt einem reichen Offizier einen sechs- bis zwölfmonatlichen Urlaub, um den er anhält, nur unter der Bedingung, daß er je nach seinen Vermögensumständen zehn, fünfzehn, zwanzig, ja dreißig Remontepferde für sein Regiment liefert. Die für das Garderegiment bestimmten Remontepferde werden dem Kaiser vorgeführt, der weiß, welcher Offizier sie geliefert hat. Dies hat einen großen Wetteifer unter den Offizieren zur Folge, denen auf diese Weise ein Urlaub oft fünfzehn- bis zwanzigtausend Franken kostet.

Ausgenommen in St. Petersburg, Moskau und einigen anderen größeren Städten, sind die Truppen cantonnirt. Die Bauern ernähren die bei ihnen einquartirten Soldaten und sollen zur Entschädigung dafür die drei Pfund Roggenmehl täglich erhalten, welche der Staat für den Mann liefert. Gewöhnlich zieht

jedoch das Regiment dem Bauer nichts, sondern verkauft das Mehl. Man läßt sich von den Beamten des Gutsherrn die erfolgte Ablieferung bescheinigen; gewöhnlich aber werden diese Bescheinigungen gegeben, ohne daß etwas abgeliefert wurde.

Die Kasernenrationen werden um vier Unzen Grütze vermehrt. Für den Erlös eines Theils des Mehles kaufen sich die Soldaten Sauerkraut. Sie trinken Kwas, ein aus Malz und Mehl bereitetes gegohrnes Getränk. Die kasernirten Soldaten erhalten die Erlaubniß zu arbeiten, was ihre Lage ein wenig verbessert. Die Garde hat außer anderthalb Pfund Fleisch und einem halben Pfund Fisch die Woche, Gemüse in beliebiger Quantität, aus Gärten, welche von Soldaten cultivirt werden. Auch an anderen Orten genießen die Regimenter einer solchen Begünstigung und haben Gemüsegärten zu ihrer Verfügung. Oft bringen diese einen so reichen Ertrag, daß ein Theil davon zum Nutzen der Soldaten verkauft werden kann.

Etwas Eigenthümliches ist die fast jeder Bequemlichkeit entbehrende Lebensweise des russischen Soldaten. Die Kasernen sind von jedem Hausgeräth entblößt, und die Soldaten schlafen auf Pritschen, wie bei uns in Frankreich auf der Wache. Ueberdies entspricht diese Sitte dem Geschmack der Nation, denn die höheren Stände schlafen auf Matratzen, die fast eben so hart sind als Holz, und selbst beim Kaiser habe ich denselben Gebrauch bemerkt.

Die Bekleidung der russischen Truppen ist schön, von guter Qualität und von elegantem Schnitt. Die Uniform hält nur zwei Jahr, der Capot drei Jahr. Die Soldaten der Garde erhalten alle Jahre einen neuen Uniformrock. Die Löhnung der Unteroffiziere ist sehr gering, die der Offiziere beläuft sich mit Einrechnung verschiedener Gehaltszulagen auf gleiche Höhe wie in *Frankreich*. Die Löhnung der Gemeinen beträgt nur

zehn Papierrubel das Jahr; die eines Soldaten der Garde und eines Cavaleristen zwölf. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse der Truppen sind in Rußland so wohlfeil, daß der Gesammtunterhalt eines Infanteristen, mit Einschluß aller dazu gehörigen Elemente, wie der aller zwanzig Jahre erfolgenden Erneuerung der Armatur, dem Kaiser nicht mehr als 120 Papierrubel jährlich kostet. So erfordert der Unterhalt eines Infanterieregiments zu drei Bataillonen auf dem Friedensfuße nur einen Aufwand von 236,840 Papierrubel, der eines Cavalerieregiments zu sechs Schwadronen mit dreizehnhundert Pferden 380,000 Papierrubel jährlich. Wenn die Lage des russischen Reichs und seine eigenthümlichen Verhältnisse es in die Nothwendigkeit versetzen, auch in Friedenszeiten sehr bedeutende Streitkräfte unter den Waffen zu haben, so wird ihm diese drückende Last durch die verhältnißmäßig geringen Unterhaltskosten der Truppen einigermaßen erleichtert. Die Macht der Staaten besteht aus variirenden Elementen. Das Geld und die Bevölkerung halten sich in gewissen Proportionen das Gleichgewicht. Hinsichtlich dieser Combination der Kräfte gehört Frankreich zu denjenigen Staaten, in denen das Verhältniß am günstigsten ist. Da es eine zahlreiche, dicht zusammengedrängte und von Natur kriegerische Bevölkerung hat, so ist der Bedarf an Mannschaften für die Armee leicht aufzubringen, und die Finanzquellen des Landes sind hinreichend, damit es alle nützlichen Ausgaben bestreiten kann.

Von der Artillerie habe ich bereits anderwärts gesprochen, aber ich will hier noch einige Worte hinzufügen. Die Artillerie ist in Brigaden zu fünf Compagnien organisirt. Jeder Division der Armee ist eine Brigade beigegeben. Vier Compagnien haben jede zwölf Geschütze zu bedienen, die fünfte gehört zum Park. Jede Division muß sonach achtundvierzig Ge-

schütze haben, was über viet Stück auf je tausend Mann ergiebt, das stärkste Verhältniß, das je angenommen worden ist und das augenscheinlich seine großen Nachtheile hat. Die Repartirung der gesammten Artillerie auf die Divisionen ist ebenfalls unvortheilhaft, denn die Mobilität muß dadurch sehr erschwert werden. Wenn man großer Artillerieeffecte bedarf, so entzieht man momentan den Divisionen einen Theil; allein diese Maßregel muß jederzeit Verwirrung herbeiführen. Die Organisation dieser Waffergattung gestattet zwei Arten von Artillerie zu haben die der Divisionen, welche ausreichend, doch nicht übermäßig stark sein muß, und die der Reserve, welche getrennt von den Divisionen bestehen muß. Letztere muß der ganzen Armee angehören. Sie muß zur Verfügung des Oberbefehlshabers sein, der sie mit weiser Vorsicht überall anwendet, wo sie am nützlichsten sein kann, ohne den Marsch der Divisionen bei ihren respectiven Bewegungen zu behindern. Die Bewegung einer Armee in ihrer Gesammtheit ist stets langsam. Ein geschickter General muß daher schlechterdings darauf Bedacht nehmen, daß die Fractionen der Armee, das heißt die Divisionen, sich rasch auf verschiedne Weise mit einander vereinigen können.

Die Artilleriecompagnie hat ihr Gespanne bei sich, die einen integrirenden Theil derselben bilden. Die Anzahl der bedienenden Mannschaft und der Pferde besteht bei der zwölfpfündigen Einhörnerbatterie aus 321 Mann und hundertachtzig Pferden. Bei der reitenden Artillerie hat die Compagnie 266 Mann und 401 Pferde. Jede Batterie wird von einem Obersten oder Oberstlieutenant commandirt, und die Compagnie hat sechs Offiziere, nämlich: einen Hauptmann (erster oder zweiter Klasse) zwei Unterlieutenants und zwei Fähndriche, einen Feldwebel und dreiundzwanzig Unteroffiziere. Die theoretische Instruction ist im Allge-

meinen schwach; aber die Geschützexercitien, die Ausführung der Manöver und die Schnelligkeit der Bewegungen verdienen das größte Lob.

Das Avancement bei der Artillerie findet in allen Corps nach der Anciennetät statt, bis auf den General, der besonders gewählt wird. Der Feldzeugmeister der Artillerie führt die Verwaltungsarbeiten dieses Corps gemeinschaftlich mit dem Major-General des Kaisers. Er hat unter seiner Oberleitung die Instruction, die Arsenale und die Gießereien. Der Armeebedarf des Reichs wird durch vier große Arsenale geliefert, nämlich das von Petersburg, das von Kasan, das von Kiew und das von Biansk. Dort befinden sich auch die Pulverfabriken. Artilleriedepots sind in einer großen Anzahl von Städten auf Grund ihrer geographischen Lage errichtet. Die zu den Truppen gehörenden Munitionsparks sind im Mittelpunkte der Cantonnements der Armeecorps placirt; endlich giebt es auch stationäre Compagnien Garnisonsartillerie. Die Festungen des Reichs bilden elf Arrondissements, nämlich: St. Petersburg, Alt-Finnland, Neu-Finnland, Liefland, Donau, Kiew, Süden, Kaukasus, Georgien, Orenburg und Sibirien.

Ich schließe diese gedrängte Uebersicht über die russische Armee mit einigen Worten über ihren Geist. Man findet unter den Soldaten einen großen Patriotismus, eine große Anhänglichkeit an das Land, eine große Aufopferung für den Ruhm desselben und für den Souverain. Dieses Gefühl ist der ganzen Nation eigen. Der russische Bauer, obgleich Leibeigener und Sklave, ist von Gefühlen für sein Vaterland beseelt, die ihm Ehre machen und die sich andere Völker, welche dieses geheiligte Wort beständig im Munde führen, zum Muster nehmen können. Sonderbare Erscheinung! hier wo die Nation kein persönliches Recht hat, ist der Einzelne einer aufopfernden Hingebung fähig, während

man anderwärts, wo die Sache des Souverains auch zugleich die jedes Unterthanen ist, viel geringere Anhänglichkeit an denselben hegt. Alles ist Widerspruch im menschlichen Herzen; geht man aber dieser Erscheinung auf den Grund, so findet man die Erklärung in Folgendem:

Im Zustande der Barbarei kennen die Menschen nur natürliche Genüsse, deren Urquell die Familie ist. Der ganze Zauber der Erinnerungen ist in der Stätte concentrirt, die sie zurückruft. Durch die Civilisirung erweitert sich der Kreis der Genüsse, und man theilt bald Gefühle und Freuden mit Menschen, die man nie gesehen hat. Indem die Leidenschaften und die Eitelkeit bei einem Leben in's Spiel kommen, das materiell das nämliche ist, kommt ein Augenblick, wo zwischen denselben Klassen der verschiedenen Länder mehr Analogie und mehr natürliche Aehnlichkeit stattfindet, als zwischen den Individuen verschiedener Klassen einer und derselben Nation.

Uebrigens ist die Sklaverei bei den Russen nicht so hart, als der Name andeutet. Im Allgemeinen sind die russischen Bauern materiell glücklich. Der Schutz ihrer Herren ist ihnen nicht allein nützlich, sondern zuweilen so nothwendig, daß Beispiele von Leibeigenen vorkommen, die ihre Freigebung nicht annehmen. Ein einziger Umstand macht sie hart: daß nämlich der Leibeigene seine Freiheit nicht erlangen, sich nicht loskaufen kann, wenn er die Mittel dazu erspart hat und wenn es sein Wille ist. Es giebt russische Bauern, die von ihren Herren die Erlaubniß erhalten haben, sich in Moskau niederzulassen, dort ihr Glück gemacht haben und Millionäre geworden sind. Der Herr ist stolz darauf, einen so reichen Leibeigenen zu besitzen, dessen Vermögen er sich aneignen könnte, den er aber desselben nicht beraubt. Ohne ihn in Contribution zu setzen, verweigert er ihm doch die Freiheit, welche eine

Bürgschaft für seine Zukunft und das Complement seines Wohlbefindens sein würde.

Der religiöse Geist ist im Volke wie in der Armee allgemein. Um ihn zu nähren und zu befriedigen, hat man für jedes Regiment eine Kapelle errichtet, die unter den Schutz eines Heiligen gestellt ist. Die Soldaten feiern den Namenstag des Schutzheiligen ihres Regiments, wie die Bauern den des Schutzheiligen ihrer Gemeinde. Bei der Garde geschieht dies mit großer Solennität, welche noch erhöht wird durch die persönliche Anwesenheit des Kaisers. Dieser wohnt dem Gottesdienste bei und nimmt an einem Mahle Theil, das die Offiziere veranstalten und zu welchem eine bestimmte Anzahl der ältesten und empfehlenswerthesten Soldaten eingeladen wird, die der Kaiser umarmt. Ueberhaupt wird in Rußland nichts unterlassen, was diesen Stand ehren kann, der zugleich so schön und so hart ist, und der den Lohn für seine Mühen und Beschwerden nur in der öffentlichen Meinung und Achtung findet.

Noch etwas Bemerkenswerthes, was nirgends als in Rußland existirt, sind die in St. Petersburg, Moskau und einigen anderen Städten erbauten ungeheuren Exercirsäle, welche den Truppen gestatten, ihre Exercirübungen auch während der schlechten Jahreszeit fortzusetzen. Sie sind so groß, daß ein starkes Bataillon nebst einer Abtheilung Cavalerie und Artillerie sich darin in Schlachtordnung formiren kann. Das strenge Klima motivirt die Errichtung dieser Gebäude, welche anderwärts von geringem Nutzen sein würden. Das Zimmerwerk zu diesen Gebäuden, gewöhnlich nach dem Systeme Philibert Delorme's construirt, ist ein Muster von Leichtigkeit und Eleganz. Paul I. ließ die ersten Exercirhäuser bauen.

Noch ein Wort über die Winter-Einrichtungen. Während der großen Kälte exercirt die Cavalerie nicht

und die Pferde bleiben in den Ställen. Man hat es dahin gebracht, sie mit sehr schwachen Futterationen im besten Zustande zu erhalten. Zu Anfang der Einstallung für den Winter füttert man sie acht Tage lang sehr reichlich mit Körnern; dann aber kann man die Ration ohne Nachtheil allmälig bis auf ein außerordentlich kleines Maß reduciren. Die Pferde leiden dabei durchaus nicht; sie bleiben vollkommen gesund und behalten eine genügende Corpulenz.

Hiermit schließe ich diese Abschweifung über die russische Armee und kehre zu meiner Reise zurück.

Ich nahm Abschied vom Großfürsten Constantin und setzte, sehr befriedigt von dem was ich in Rußland und Polen gesehen, meinen Weg nach Wien fort. Nachdem ich Cracau berührt, eine kleine Republik, die ihr Entstehen einer sonderbaren Laune des Kaisers Alexander verdankt, besuchte ich die Salzwerke von Wieliczka, die schönsten und größten, die es in der Welt giebt. Dann reiste ich durch österreichisch Schlesien, ein liebliches, wohlhabendes, dicht bevölkertes Land mit lebhafter und blühender Industrie. Von hier an macht der Reisende eine Beobachtung, die sich in allen österreichischen Staaten, mit Ausnahme Ungarns und Galiziens, beständig gleich bleibt. Man sieht eine glückliche, reiche, wahrer Freiheit genießende Bevölkerung, die mit Milde und Gerechtigkeit regiert wird, sich des ihr zu Theil werdenden fürsorglichen Schutzes bewußt und ihrem Landesherrn innig zugethan ist.

Mit wahrem Vergnügen sah ich Wien wieder. Meine erste Anwesenheit daselbst vor sieben Jahren war meinem Gedächtniß noch gegenwärtig. Ich sprach dem Kaiser nochmals meinen Dank für seine mir bewiesene Güte aus. Nachdem ich drei Tage in Gesellschaft des Fürsten von Metternich verlebt, setzte ich meine Rückreise nach Paris fort, nicht im entferntesten ahnend,

daß mein nächster Besuch der österreichischen Kaiserstadt unter den Auspicien meines persönlichen Mißgeschicks und des Unglücks meines Vaterlandes stattfinden würde. Ich beschleunigte meine Reise, um vor dem Namenstage des Königs in Paris einzutreffen, und kam am 2. November daselbst an.

Der König empfing mich äußerst freundlich und drückte mir seine volle Zufriedenheit über die Art und Weise aus, wie ich ihn repräsentirt und die mir übertragene Sendung erfüllt hatte. Die letzte glänzende Episode meines Lebens war hiermit beendigt.

Nachdem ich in Paris die Annehmlichkeiten meiner Reise erzählt und einige Zeit die noch frischen Erinnerungen genossen, die sie in mir zurückgelassen hatte, zeigten sich mir bald Ursachen zu Kummer und Verdruß. Während meiner fünfmonatlichen Abwesenheit waren meine Privatangelegenheiten in große Unordnung gerathen. Ich fand sie in einem beklagenswerthen Zustande. Nach erneuten unglaublichen Anstrengungen, um mich aus der Verlegenheit zu reißen, mußte ich mich endlich entschließen, das ganze Gebäude zusammenstürzen zu sehen, mich mit meinen Gläubigern zu arrangiren und den Stammsitz meiner Väter zu verkaufen, die Stätte, wo ich geboren war, die ich verschönert hatte und wo ich meine letzten Tage ruhig und geachtet zubringen zu können geglaubt. Ich hoffte, als Lohn für mein vielbewegtes, mühevolles Leben das genießen zu können, was Horaz mit Recht so hoch rühmt und was er das Otium cum dignitate nennt. Doch es sollte ganz anders kommen, ein furchtbarer Sturm sollte noch über mich hereinbrechen. Nachdem ich die Veräußerung aller meiner Etablissements und aller meiner Besitzungen beschlossen, trat ich alle meine übrigen Revenuen meinen Gläubigern ab und behielt nur so viel als ich durchaus zum Leben brauchte: zwölftausend Franken jährlicher Renten. Endlich lieh mir

der König fünfmalhunderttausend Franken, um mir das Arrangement mit meinen Gläubigern zu erleichtern. Ich übergehe in Bezug hierauf nutzlose Details, die nur peinliche Erinnerungen in mir wecken würden. Die festgesetzte Anordnung wurde durchgeführt, und es war daraus eine erhebliche Verbesserung meiner Lage erwachsen, als die Julirevolution Alles auf's neue zerstörte. Ich hatte nach Bezahlung sämmtlicher Schulden die Gewißheit, wieder in den Besitz des Schlosses und Parks zu kommen, was mein einziger sehnlicher Wunsch war. Ein specielles Uebereinkommen mit dem neuen Besitzer hatte mir das Rückkaufsrecht auf fünf Jahre gesichert; da aber die Revolution mich der Liquidationsmittel beraubte, konnte ich nicht in den Genuß dieses Rechtes treten und die theuerste Hoffnung meines Lebens wurde somit vernichtet.

Zu Anfang des Jahres 1827 beschäftigte ein Vorfall privater Natur ganz Paris. Herr von Talleyrand, der am 21. Januar zur Todtenfeier für Ludwig XVI. nach Saint-Denis gegangen war, erfuhr daselbst eine öffentliche Beleidigung und erhielt damit den Lohn für einen im Jahre 1814 geschmiedeten verbrecherischen Anschlag, dem er ohne Zweifel nicht fremd gewesen war. Ein Graf oder Marquis von Maubreuil, ein Edelmann aus einer der westlichen Provinzen, der in unsrer Armee diente, hatte im Augenblicke der Restauration eine Art legitimistischen Fanatismus gezeigt. Er war ein Mann von mehr als zweideutiger Moralität. Die Umgebungen Talleyrand's, die Herren von Vitrolle und Roux-Laborie, machten diesem Offizier, wahrscheinlich im Einverständniß mit ihrem Chef, den Vorschlag, Napoleon auf seiner Reise nach der Insel Elba zu ermorden. Unter verschiedenen Vorwänden erwirkte man für ihn die nöthigen Vollmachten, um die alliirten Truppen *requiriren zu können*, und er machte sich auf den Weg.

Anstatt aber Napoleon nachzureisen, hielt Maubreuil die Königin von Westfalen an und nahm ihr ihre Diamanten ab. Er wurde wegen dieses Verbrechens vor Gericht gestellt und zu Einkerkerung verurtheilt. Die Diamanten fanden sich in der Seine wieder. Seitdem bemühte sich Maubreuil vergebens, die Protection des Herrn von Talleyrand zu erlangen. Endlich wurde er seiner nutzlosen Anstrengungen überdrüssig, schwur Letzterem ewigen Haß und erzählte überall den Auftrag, den er erhalten, den er aber, sagte er, nur übernommen habe, um Napoleon zu retten. Noch nicht befriedigt durch diese Rache, lauerte er seinem Feinde bei einer feierlichen Gelegenheit auf, um ihn in's Gesicht zu schlagen. Nach vollbrachter That versuchte er gar nicht zu entfliehen. Er wurde vor Gericht gestellt. Hier erzählte er mit großer Ruhe die Ursache seines Hasses und seines Racheactes. Herr von Talleyrand bot Alles auf, die Richter zu überzeugen, daß man ihm habe nach dem Leben trachten wollen, und behauptete namentlich auf das Entschiedenste, daß er einen furchtbaren Faustschlag an die Stirn erhalten habe. Maubreuil antwortete darauf: „Ich habe Herrn von Talleyrand eine Ohrfeige auf die linke Wange gegeben. Er hat geschrieen, weil er Furcht hatte, und er ist gefallen, weil er schlechte Beine hat.“ Maubreuil wurde vom Zuchtpolizeigericht zu Einsperrung verurtheilt, und Jedermann lachte über den Unfall des großen Mannes.

Einige Zeit nach diesem Vorgang erhoben sich Streitigkeiten zwischen dem Könige und der Regierung von Algier, und es kam zum Kriege. Man sprach von einer nothwendig gewordenen Expedition, um der Seeräuberei für immer ein Ende zu machen, indem man die Barbareskenstaaten vernichtete und an ihrer Stelle Colonien gründete. Ich trat sofort als Bewerber um das Commando auf, für den Fall daß die Expedition

zu Stande kommen sollte. Ich glaubte kraft meiner Antecedentien, der verschiedenen Commandos, die ich bekleidet, und der zahlreichen Feldzüge, die ich mitgemacht hatte, ein wohlbegründetes Anrecht darauf zu haben. Zu Ende des Jahres 1827 wurde die Frage erörtert, ob diese Expedition zeitgemäß sei, und man entschied dieselbe für den Augenblick verneinend; aber ich erhielt vom Könige und dem damaligen Ministerium, dessen Präsident Herr von Villèle war, die Zusicherung, daß, wenn die Expedition noch unternommen würde, ich die Oberleitung derselben erhalten sollte. Ich wartete daher in Geduld, that mehrere vorbereitende Schritte und bemühte mich rastlos, Jedermann von der Nothwendigkeit des Unternehmens zu überzeugen. Zu gleicher Zeit kam ich, um eine anhaltende Beschäftigung zu haben, auf den Gedanken, die Revision meiner Denkwürdigkeiten zu beginnen und so in meinen Erinnerungen zu leben.

Das Jahr 1827 erwies sich als fruchtbar an bedeutsamen Ereignissen und Symptomen bevorstehender Revolutionen. Der Einfluß der Congregation nahm mit jedem Tage zu. Die Jesuiten, deren Anstalten sich rasch vermehrten, schienen eine Macht zu erlangen, die Alles in ihr Bereich zu ziehen drohte. Die Mißvergnügten ergriffen denn auch jede Gelegenheit, um ihre Gesinnungen kund zu geben.

Um diese Zeit starb der Herzog von Liancourt. Er war ein braver Mann, ein Menschenfreund gewesen. Sein Name war populär und gab ohne seinen Willen den Factiösen Autorität, deren verbrecherische Absichten er unwissentlich ermuthigte. So werden die rechtschaffenen Leute fast immer Mitschuldige bei Revolutionen. Sie allein machen den Ausbruch derselben möglich. Ihr begründeter Tadel des Regierungsganges dient den Feinden der Gesellschaft als Stütze, um die Staatsgewalt anzugreifen und ihre Wirksamkeit

zu schwächen. Wenn im Laufe der Ereignisse die Existenz der Regierung gefährdet wird, wollen die Rechtschaffenen, die vor der Zukunft erschrecken, sie unterstützen; dann aber sind ihre Anstrengungen machtlos und sie sind die Ersten, die das zusammenstürzende Gebäude zerschmettert. Der Herzog von Liancourt hatte schon früher die Rolle eines Opponenten der Regierung gespielt, und er wollte sie eben wieder aufnehmen, als der Tod seine Laufbahn beendigte. Arge Mißgriffe der Polizei veranlaßten eine Collision zwischen den jungen Leuten der Schulen und der Behörde. Die Weigerung, sie den Sarg des Herzogs tragen zu lassen, führte eine momentane Ruhestörung herbei. Bei der damaligen Stimmung der Gemüther nahm der unbedeutendste Vorfall gleich einen höchst bedenklichen Character an. Doch einige Zeit darauf trat ein Ereigniß von weit größerer Wichtigkeit ein, das den Sturz des Thrones und der Dynastie direct und unleugbar vorbereitete.

Zum Gedächtniß des energischen Ausdrucks der Gesinnungen der Bewohner von Paris im Augenblicke der Restauration hatte Ludwig XVIII. bestimmt, daß an jedem dritten Mai, dem Jahrestage seines Einzuges in Paris, der Dienst im Schlosse einzig und allein von der Nationalgarde versehen werden solle. Die königliche Garde und die Gardes-du-Corps traten ihr für diesen Tag ihre Posten ab und der König überließ die Sorge für seine Sicherheit ganz und ausschließlich den Bürgern, ein Vorrecht, das ihrer Eitelkeit schmeichelte. Dieser Gebrauch wurde von Karl X. beibehalten, die Ausübung desselben aber auf den 12. April verlegt, an welchem Tage er im Jahre 1814 seinen Einzug gehalten hatte. Gewöhnlich fand bei dieser Gelegenheit eine große Revue über die Nationalgarde statt. Erschreckt durch die Symptome einer feindseligen Stimmung, nahm der König Anstand, die Revue anzubefehlen,

doch auf die Gegenvorſtellungen des Herzogs von Reggio, damaligem Obercommandanten der Nationalgarde, welcher dieſem Corps ſein Anſehen erhalten wollte, wurde ſie auf Sonntag den 27. April anberaumt. Es wurden alle Anſtalten getroffen, um ihr den Character eines öffentlichen Feſtes zu geben.

Gleichzeitig hörte die beſtändig intriguirende Congregation nicht auf, Befürchtungen einer zur Zeit rein imaginären Gefahr zu äußern; ſie wollte um jeden Preis den König von ſeinem Volke trennen, damit er der öffentlichen Meinung nicht nachgäbe. Ein unheilvoller Inſtinct ließ ſie Unruhen herbeiwünſchen. Man ſagte, das Leben des Königs werde bei dieſer Revue gefährdet ſein. Man conſignirte die Truppen in ihre Kaſernen und placirte deren an Orte in der nächſten Umgebung des Marsfeldes, wo die Revue ſtattfinden ſollte, nachdem man Patronen unter ſie vertheilt und die Revue auf den Tag feſtgeſetzt hatte, an welchem die Garderegimenter ſich ablöſten, wodurch die in Paris anweſende Truppenzahl verdoppelt wurde. Da ich mich ſelbſt von dem Stande der Dinge überzeugen wollte, beſchloß ich, obwohl ich nicht Dienſt hatte, den König zu begleiten und mich während der ganzen Dauer der Revue in ſeiner unmittelbaren Nähe zu halten.

Eine ungeheure Menſchenmenge umgab das Marsfeld. Noch nie hatte ſich die Nationalgarde ſo zahlreich eingefunden. Fünfzigtauſend Mann waren in vortrefflicher Haltung unter den Waffen verſammelt. Es kam ganz anders als man vermuthet hatte. Der Ruf: „Es lebe der König!“ ließ ſich mit größter Einſtimmigkeit vernehmen. Nur in drei Legionen vermiſchten ſich damit die Rufe: „Nieder mit den Miniſtern! nieder mit Villèle! nieder mit den Jeſuiten!“ In zweien dieſer Legionen waren dieſe Rufe vereinzelt, nur in einer *waren* ſie ſehr zahlreich und unter der unermeßlichen

Zuschauermenge ließ sich nur der Lebehochruf für den König vernehmen. Diese Thatsachen sind streng der Wahrheit gemäß. Ich erkläre hiermit, mich durch den Augenschein davon überzeugt zu haben.

Ebenso war es beim Defiliren. Neun Legionen riefen einzig und allein: „Es lebe der König!“ und die drei anderen äußerten abermals die Gesinnungen, die sie bereits in dem Augenblicke, wo der König vor ihrer Front vorbeigeritten war, an den Tag gelegt hatten. Der Eindruck, den die Revue im Ganzen auf den König machte, war kein ungünstiger. Nach dem Defiliren näherte sich ihm der Herzog von Reggio, um seine Befehle entgegenzunehmen. Karl X. antwortete ihm in meiner Gegenwart: „Ich ersuche Sie, Herr Herzog, einen Tagesbefehl zu erlassen, in welchem Sie der Nationalgarde über die Anzahl und die vortreffliche Haltung Derer, die sich zur Revue eingefunden, sowie auch über die Gesinnungen, die sie gegen mich an den Tag gelegt haben, meine Zufriedenheit, zugleich aber auch über einige damit vermischte betrübende Rufe mein Bedauern auszudrücken.“

Der König trat den Rückweg in die Tuilerien an. Als er im Schlosse angekommen und abgestiegen war, entließ er uns am Fuße der sogenannten Königstreppe. Er kam auf mich zu und sagte mit einem ihm eigenen Tone von Bonhomie zu mir: „Nun, es sind doch mehr Gute als Schlechte.“ — „Wie?“ entgegnete ich ihm, „sieben Achtel sind Gute!“ Dies war die Stimmung des Königs, als er in's Schloß zurückkam; aber die Legion der Chaussée d'Antin, deren Rufe bei der Revue feindselig gewesen waren, rief während des Vorbeimarschirens unter den Fenstern des Finanzministeriums beständig: „Nieder mit Villèle!“ Der Minister, der bei Herrn von Appony, dem österreichischen Gesandten, speiste, wurde sogleich von dieser Beleidigung unterrichtet. Außer sich und auf's Höchste erbittert,

verläßt er die Tafel, fährt in die Tuilerien und überredet den König, die Auflösung der Nationalgarde anzubefehlen. Die Ordonnanz wird unterzeichnet und dem Herzoge von Reggio in dem Augenblicke überbracht, wo er den Tagesbefehl aufsetzen ließ, der die Zufriedenheit des Königs ausdrücken sollte. Die dienstthuenden Nationalgarden wurden mitten in der Nacht, und selbst ohne auf ihren Posten durch Truppen abgelöst zu werden, plötzlich und schimpflich nach Hause geschickt.

Dieser unglaubliche Vorfall hat einen unermeßlichen Einfluß auf unsere Geschicke gehabt. Er hat den Ausbruch der Julirevolution vorbereitet und erleichtert. Man sieht hier wieder einmal, welch' ein schlechter Rathgeber der Zorn ist. Man löst ein aus der ganzen Bürgerschaft von Paris zusammengesetztes Corps von fünfzigtausend Mann auf und jagt es mit Schimpf und Schande fort, während fünfundvierzigtausend davon die besten Gesinnungen an den Tag gelegt und nur fünftausend gegen die dem Souverain schuldige Ehrerbietung verstoßen haben. Eine sonderbare Gerechtigkeit! Man schickt von Eitelkeit erfüllte Leute, nachdem man sie unzufrieden gemacht und gekränkt hat, nach Hause, ohne sie zu entwaffnen; eine sonderbare Vorsicht! Kurz, man vergißt die einfachsten Regeln der Staatsklugheit. Bei stattfindenden Spaltungen pflegt man die Zahl seiner Freunde, wenn man von ihnen spricht, höher anzugeben als sie ist, und dagegen die Zahl seiner Feinde möglichst auf Null zu reduciren, ein Verfahren, das oft von sehr heilsamem Einfluß auf die öffentliche Meinung ist. Hier ist es das gerade Gegentheil: man versichert angesichts von ganz Paris, angesichts von ganz Frankreich, angesichts des Auslandes, daß der König mit seiner Hauptstadt entzweit ist. Man weiß wahrhaftig nicht, welchen Namen man einer solchen Maßregel geben soll. Die Vernunft würde

erlaubt, ja ſelbſt geboten haben, zwei Legionen aufzulöſen, um ſie neu zu organiſiren. So würde man eine paſſende Maßregel getroffen und zugleich einen nützlichen Act der Strenge geübt haben.

Die Oberſten der zwei ſtrafbaren Legionen waren beide Hofmänner, nämlich der Graf von Boisgelin und Herr Sosthène de la Rochefoucauld. Schon deshalb konnte ihre Geſinnung nicht ſo gut ſein. Dieſe Wahlen waren ganz verkehrt; aber man ſchien ſich damals ordentlich Mühe zu geben, Alles in einem dem geſunden Verſtande widerſtreitenden Sinne zu thun. Eine Nationalgarde kann ihrer Natur nach weder durch Strafen noch durch Belohnungen geleitet werden, ſondern lediglich durch Einflüſſe. Solche Einflüſſe können nur vermittelſt natürlicher, perſönlicher Beziehungen, alſo nur zwiſchen Leuten eines und deſſelben Standes zur Geltung kommen. Ein großer Fabrikant, der viele Arbeiter beſchäftigt, ein Bankier, der Credite eröffnen kann, das ſind die Leute, welche naturgemäß zu den Commandos in ihren Stadtvierteln berufen ſind; ein grand seigneur aber, der mit hochmüthigem Stolze auf die Nationalgarden herabſieht und Anforderungen an ſie ſtellt wie an Linientruppen, wird ſich bald verhaßt machen und man wird ſich bei jeder Gelegenheit bemühen, ihm zu mißfallen und ihm entgegenzuarbeiten. Um dieſes traurige Kapitel von der Nationalgarde zu beendigen, will ich noch ein Wort hinzufügen. Wollte man ſie nur los ſein, ſo beſtand das ganz einfache Mittel darin, daß man ſie aus dem Schloſſe entließ und ihr für ihre Dienſte höflich dankte. Dann wäre Jeder zufrieden geweſen, denn Jeder war müde und ſehnte ſich nach Ruhe. Aber ſtets mußte man die Organiſation und die Liſten beibehalten, denn auf alle Fälle iſt es jederzeit ein großer Vortheil für die öffentliche Ordnung und für die Regierung, wenn es fünfzigtauſend militäriſch organiſirte und bewaffnete

Bürger giebt, unter dem Commando von Chefs, welche die Regierung gewählt hat und die von ihnen als solche anerkannt sind. Bleiben sie bei vorkommenden Ruhestörungen auch nicht alle treu, so wird es doch wenigstens ein großer Theil desselben sein, und dieser ist die legitime, ordentliche und legale Gewalt.

Die Ereignisse, welche ich eben erzählt habe, wurden die Grundursache der beständig feindseligen Gesinnungen der Pariser gegen den König. Die Wähler, welche den Absichten des Hofes stets entgegen waren, drückten zur Genüge diese Gesinnungen aus, welche später den Ausbruch der Julirevolution herbeiführten, die in Ermangelung einer Nationalgarde nur durch die unmittelbare Anwendung der Militärgewalt bekämpft werden konnte und wegen unzureichender Truppenmassen den Umsturz des Thrones zur Folge hatte.

Im Laufe der Session legte die Regierung der Pairskammer den Entwurf eines Militärstrafgesetzbuches vor. Zwei Commissionen theilten sich in die Arbeit, und ich wurde zum Präsidenten der Hauptcommission ernannt, welche die Strafen, die Organisation der Tribunale und deren Competenz festzustellen hatte. Eine gewissenhafte Arbeit, an der ich thätigen Antheil nahm und bei der ich durch einen sehr tüchtigen Mann von großer Einsicht und ehrenwerthem Character, den General d'Ambrugac, Mitglied der Pairskammer, kräftig unterstützt wurde, war das Ergebniß unserer Sitzungen. Sie wurde der Deputirtenkammer vorgelegt, die aber nicht Zeit fand, sie vor dem Schlusse der Session zu votiren, und sie blieb daher unvollendet. Nie ist eine bessere Arbeit über diesen Stoff angefertigt worden und es wäre sehr zu wünschen, daß sie mit der Zeit noch die legislative Genehmigung erhielte.

Unmittelbar nach beendigter Session stellte eine königliche Ordonnanz die Censur wieder her. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Bedürfniß dieser Maßregel

fühlbar geworden war; aber bedauern muß man auch, daß eine entgegengesetzte Ansicht zuvor ihren Einfluß geltend gemacht und zwei Jahre früher eine Stimmung vernichtet hatte, die sich mit der Zeit befestigt haben würde.

Der König begab sich hierauf in's Lager von Saint-Omer, wo zwölf- bis fünfzehntausend Mann zusammengezogen waren, und besuchte die bedeutendsten Städte der Picardie, Flanderns und des Artois. Diese für die Instruction der Armee sehr nützliche Truppenanhäufung hatte Anlaß zu allerhand Gerede gegeben. In Frankreich macht man oft viel Lärm um nichts. Man hatte behauptet, der König werde in der Mitte dieser Truppen die Gesetzgebung und die Charte abändern, ein Gerücht, das geflissentlich verbreitet worden war, um die Gemüther aufzuregen, das aber jeder Begründung entbehrte.

Der König wurde von den Truppen gut empfangen und war sehr zufrieden mit ihrem Geiste. Es überkam ihn hier eine kleine absolutistische Anwandlung, denn er sagte am Abend eines Manövertages zu dem Herzoge von Mortemart: „Mit Hülfe dieser braven Leute könnte man sich Gehorsam verschaffen und den Gang der Regierung sehr vereinfachen.“ — „O ja,“ entgegnete ihm Mortemart, „allein dann dürfte der König gar nicht mehr vom Pferde kommen, und er ist schon jetzt müde.“ — „Das ist wahr,“ versetzte der König.

Das Ministerium Villèle mit seinem unsicheren Gange hatte allen Parteien mißfallen. Durfte man auch dem Cabinetschef einen großen politischen Scharfblick absprechen, so mußte man ihm doch ein bedeutendes administratives Talent und Vorsicht zuerkennen. Herr von Villèle, ein courageuser und schlauer Staatsmann, lavirte inmitten der einander entgegenstehenden Parteien und haschte nach Popularität, während er

ſich zugleich die Gunſt des Hofes zu erhalten ſuchte, was bei ſtattfindenden Parteiſpaltungen immer ſchwierig iſt, zu ſeiner Zeit aber geradezu unmöglich war. Eine ſervile Kammer, das Ergebniß ſchmachvoll fraudulöſer Wahlen, hatte ihn gehalten und ihm mit blinder Ergebenheit gedient. Man kann dem Miniſter vorwerfen, daß er ihre Willfährigkeit nicht noch mehr benutzte, um monarchiſche Inſtitutionen zu gründen und die Mängel abzuſtellen, an denen die damalige Staatsverfaſſung Ueberfluß hatte; aber ſo weit reichte ſein Geiſt nicht. Er hielt ſich mit einer Art Paſſion in den adminiſtrativen Grenzen und glaubte ſchon ſehr viel für das Land gethan zu haben, indem er in das votirte Budget die Specialität einführte, eine verderbliche Maßregel, welche der Kammer die eigentliche Regierungsgewalt in die Hand gegeben hat, denn wenn auf der einen Seite Ordnung in den Finanzen ein Element der Stabilität für die Regierung iſt, ſo iſt auf der andren Seite Sklaverei in den Finanzen ein großes Hinderniß, das alle Bewegungen der Staatsgewalt hemmt. Bei einer Regierung wie die unſrige muß das Geſetz ſich darauf beſchränken, die großen Ausgabemaſſen zu beſtimmen. Die Unterabtheilungen derſelben müſſen von der Regierung feſtgeſtellt werden, und ſo nützlich eine durch Ordonnanz vorgeſchriebene genaue Specialität iſt, die nöthigenfalls durch eine andere Ordonnanz modificirt werden kann, ſo nachtheilig für das öffentliche Wohl iſt die Beſtimmung derſelben durch ein Geſetz. Dieſer unſelige Fehler, eine der Urſachen des unſicheren Regierungsganges und unſerer Unglücksfälle, iſt das Werk Villèle's.

Inzwiſchen war Herr von Villèle trotz aller ſeiner Anſtrengungen unpopulär geworden, und die öffentliche Meinung zog ſich von ihm zurück. Er unterwarf ſich freiwillig der Gefahr neuer Wahlen und appellirte *ſo an die* Meinung des Landes, eine Anklage, durch

nichts gebotene Maßregel, denn die Kammer hatte eine noch zweijährige legale Existenz. Diese Maßregel widerstritt sogar seinem vorsichtigen Character. Gleichzeitig ernannte er sechsundsiebzig Pairs, um seine Macht in der hohen Kammer zu befestigen. Diese durch nichts gerechtfertigte Ernennung verletzte die öffentliche Meinung. Die Wahlen fielen theilweis ungünstig für ihn aus; sie machten die Dauer seiner Macht ungewiß, während feindselige Bewegungen in den unteren Volksschichten, die ich ziemlich leicht unterdrückte, sich in der Rue Saint-Denis wiederholten. Doch Villèle's Muth wurde nicht erschüttert; die auftauchenden neuen Hindernisse schienen denselben im Gegentheil zu vermehren, und er hoffte mit Erfolg gegen seine Feinde ankämpfen zu können. Allein Die, welche ihn stürzen sollten, befanden sich in Reihen, die ihn hätten unterstützen sollen.

Die mit seiner Mäßigung unzufriedenen Ultra-Royalisten, die fromme Partei, die ehrgeizigen Intriguants, denen alles Talent und alle Einsicht abging, die aber von ihrem vermeintlichen Genie eingenommen waren und an deren Spitze der Fürst von Polignac und der Herzog von Rivière standen, ruhten und rasteten nicht, bis sie ihn beim Könige in Mißcredit gebracht hatten, in der Hoffnung, ihn zu ersetzen. Und dies waren die nämlichen Männer, zu deren Gunsten Villèle jenen großen Gerechtigkeitsact, die Entschädigung der Emigranten, erwirkt und diese colossale Operation mit einem glänzenden Geschick und Erfolg durchgeführt hatte! Sie glaubten fest, seine Gewalt zu erben; doch für diesmal irrten sie sich.

Nachdem der König zu Anfang des Jahres 1828 Herrn von Villèle entlassen hatte, wählte er dessen Nachfolger, aus Besorgniß wegen der Physiognomie der Kammer, in der liberalen Meinungsschattirung. Die Herren de la Ferronays, de Caux, Portalis,

Roi, Martignac, Saint-Cricq, Feutrier, Hyde de Neuville und Vatismenil bildeten dieſes neue Miniſterium. Die beiden Letzteren gehörten der unter dem Namen der Abtrünnigkeit (défection) bekannten Coterie an, deren Oberhaupt Herr von Chateaubriand war. Dieſes durch Mangel an Talent, und noch mehr durch Characterſchwäche, durch erbärmliche Eiferſüchteleien, welche die Ernennung eines Präſidenten verhinderten, und durch eine philiſterhafte Rivalität gebrechliche Miniſterium, verlor in dem Augenblicke, wo Herr von la Ferronays durch einen Schlaganfall gezwungen wurde, ſich von den Staatsgeſchäften zurückzuziehen, jede Spur von Anſehen. Da jedoch Mäßigung der vorherrſchende Character dieſer Verwaltung war, ſo beſchwichtigte ſie wenigſtens die Gemüther, und der König wurde auf einer Reiſe, die er nach Lothringen und dem Elſaß unternahm, überall mit Jubel empfangen. Allerwärts gab man ihm Beweiſe von Liebe und großer Popularität. Einige Conceſſionen, die das Miniſterium gemacht hatte, wurden vom Hofe getadelt; keine derſelben aber hatte ernſte Folgen. Das wahre Uebel, welches das neu errichtete Gebäude unterminirte, war die geringe Unterſtützung, die es beim Könige fand. Man wußte, daß die Männer, die ſeine Zuneigung und ſein Vertrauen beſitzen ſollten, in einer erklärten Oppoſition verharrten. So hatte dieſe von Haus aus ſchwache Regierung auch noch den Einfluß des Königs zu bekämpfen, der ihren Gang hemmte, anſtatt ihn zu fördern. Ein ſolcher Zuſtand konnte nicht von Dauer ſein, und doch hätte eine gewiſſe Ruhe, die in den Gemüthern herrſchte, dazu dienen können, etwas Stabiles zu begründen.

Einer der erſten Schritte dieſes neuen Miniſteriums war die Bildung eines oberſten Kriegsrathes, in welchen ich berufen wurde. Drei Marſchälle von Frankreich waren darin. Der Dauphin führte den Vorſitz,

und unter ihm präsidirte jeder der Marschälle einer als Commission constituirten Fraction des Conseils. Ich hatte speciell die Cavalerie-Commission unter mir und führte oft bei den vorbereitenden Arbeiten derselben den Vorsitz. Wir gaben uns mit Eifer den gründlichsten Untersuchungen und Erörterungen hin. Es gab keine Organisationsfrage, die wir nicht berathen hätten; aber die Incapacität des Dauphins lähmte Alles. Die einzige Arbeit, welche die Genehmigung des Königs erhielt und zur Ausführung kam, war die Organisation der Artillerie, so wie sie jetzt ist, ein wahres Meisterstück, das allen Anforderungen des Dienstes entspricht. Die Artillerie ist nicht mehr in Personal, Material und Bespannung eingetheilt. Die Einheit ist die Batterie, das heißt Geschütze mit Allem was zu ihrer Bedienung und zu ihrem Train gehört. Alles ist unter die Befehle der nämlichen Offiziere gestellt. Auch das Material erfuhr eine unmöglich noch weiter zu treibende Vereinfachung, und ich wüßte nicht, was im Interesse einer besseren Anwendung dieser wichtigen Waffengattung noch zu wünschen sein könnte.

Bei der Infanterie hatten wir ein gemischtes System einführen wollen, das sich ein wenig dem in Oesterreich bestehenden näherte. Wir hatten Frankreich in fünf große Arrondissements eingetheilt, und die darin ausgehobenen Regimenter sollten dieselben für gewöhnlich nicht verlassen. So wären diese Regimenter stets in der Nähe ihrer Rekrutirungsmittel und ihrer Reservebataillone gewesen. Diese letzteren Bataillone sollten lediglich aus solchen Mannschaften bestehen, die noch drei Jahre zu dienen hatten und die beurlaubt werden sollten, nachdem sie fünf Jahre unter den Fahnen zugebracht. Diese Bataillone sollten nur Leute aus dem nämlichen Arrondissement enthalten, welchem die Mannschaften der Corps angehörten, denen sie einverleibt gewesen waren. So würde zum Beispiel ein

dreitauſend Mann ſtarkes Regiment aus fünfzehnhundert zehn bis zwölf verſchiedenen Departements angehörenden Mann, welche weniger als fünf Jahre gedient hatten und beim Corps anweſend waren, und aus fünfzehnhundert einem und demſelben Departement angehörenden Mann, welche mehr als fünf Jahre gedient hatten und vom Corps abweſend waren, beſtanden haben. Dieſes Syſtem würde faſt alle Vortheile des öſterreichiſchen, ohne einen einzigen der Nachtheile, die man dieſem vorwerfen kann, gehabt haben; aber es blieb Alles unentſchieden, der Dauphin konnte ſich zu nichts entſchließen.

Die neue Verwaltung hatte in die Theilung des Kriegsminiſteriums gewilligt und der Dauphin hatte das Perſonal auf ſich nehmen wollen. Zu dem Ende war Herr von Champagny, einer ſeiner Adjutanten, zum Director ernannt worden und arbeitete mit ihm. Waren die Beförderungen von ihnen vorgenommen, ſo unterzeichnete ſie der Kriegsminiſter, der ſonach die Verantwortlichkeit für die Wahlen des Prinzen übernahm. Dieſe unpolitiſche Maßregel bürdete dem Dauphin das Gehäſſige der Verweigerungen auf, während der Miniſter die Gunſtbezeigungen zu ſpenden ſchien. Man kann die Handlungen des Dauphins nicht tadeln, denn ſie waren in der Regel ordnungsgemäß und legal; aber der aus ſeinen neuen Functionen reſultirende nothwendige Verkehr mit den Offizieren der Armee machte ihm ſeiner Manieren wegen viele Feinde. Dieſe Theilung der Autorität ſchwächte die ſchon ſo gebrechliche Verwaltung noch mehr.

Die Angelegenheiten Griechenlands beſchäftigten ſchon ſeit mehreren Jahren die Gemüther. Die Sache der Religion und der Freiheit dieſes Barbarenvolks ſchien Jedermann am Herzen zu liegen. Eine ſonderbare Stimmung der franzöſiſchen Nation, welche plötzlich eine durch nichts gerechtfertigte Theilnahme in ihr

weckte. Die Liberalen beuteten diese Mine aus und stellten sich an die Spitze der Opposition. Man interessirte sich für das Schicksal der Griechen, man veranstaltete Sammlungen für sie, es bildete sich ein Comité, welches die ihnen zu gewährenden Unterstützungen vertheilte, und man hätte glauben sollen, das Geschick der ganzen Welt hinge von einigen Tausend Banditen ab, die man nach ihrem wahren Werthe hätte würdigen sollen. Ich wurde ersucht, in dieses Griechen-Comité einzutreten; allein es hat mir Zeit meines Lebens stets widerstrebt, mich an extra-legalen politischen Associationen zu betheiligen, da ich sie immer aus Schwachköpfen, Dupirten und Schurken zusammengesetzt glaubte und ich in keiner dieser Kategorien figuriren wollte. Die Unordnungen in der Türkei und das Loos der bedrückten Griechen mußten allerdings die öffentliche Aufmerksamkeit und Theilnahme erwecken; aber die Politik hatte einen ganz andern Gang zu befolgen.

Die europäischen Mächte hatten zwischen zwei Wegen zu wählen: entweder im bloßen Interesse der Humanität zu interveniren, oder die Ersetzung der türkischen Macht durch eine neue, starke und achtunggebietende Macht vorzubereiten. Im ersteren Falle mußte man den Großherrn, während man ihm die Souverainetät über Morea ließ, dahin bringen, daß er diesem Lande eine Organisation gab, ähnlich der der Moldau und Walachei, und die Griechen würden dann, befreit von einem sich tagtäglich fühlbar machenden Despotismus, in Frieden wieder aufgeathmet haben. Im zweiten Falle mußte man für die neu zu gründende Ordnung der Dinge ein großes Ländergebiet umfassen einen Staatskörper bilden, der mächtig genug war, um eine politische Rolle zu spielen, und eines Tages, wenn das Geschick die letzte Stunde dieses verfallenen Thrones herbeigeführt, Constantinopel besetzen. Anstatt dessen schuf man da ein Königreich, wo kaum die

Elemente zu einer Provinzialorganisation vorhanden waren; man setzte eine Krone auf das Haupt des Chefs einer Bevölkerung von achtmalhunderttausend elender Bettler; man stellte einen Haufen Menschen, der nur durch Gewalt zu lenken ist, unter ein constitutionelles Regime. Eine militärische Organisation, deren specieller Zweck die Sicherung des Gehorsams gewesen wäre, entsprach allein den Bedürfnissen dieser Bevölkerung. Dies ist jederzeit die zweckmäßigste Regierungsform für Barbaren, und es genügt, daß die Chefs einsichtsvolle Männer sind. Ein solches System, das leicht durchzuführen und dessen Wirkung prompt und nachhaltig ist, verbürgt die Ordnung und bereitet die Civilisation vor. Unter seinem gegenwärtigen Regime ist dieses kleine Land eine Last für Europa und wird es noch lange bleiben.

Das angenommene System lag im Interesse Rußlands, dessen Zweck die Schwächung des ottomanischen Reichs sein mußte. Es lag ferner auch im Interesse Englands, das, weil es die Jonischen Inseln besitzt, dort leicht Gesetze dictiren und dieses Land zu einer Art Annexum machen zu können glaubte, worin es sich aber getäuscht hat. Nur die Absichten Rußlands waren vernünftig und den Interessen einer erleuchteten persönlichen Politik entsprechend. Frankreich und England haben in dieser Angelegenheit die Rolle von Geprellten gespielt; England aber ist durch seine Berechnungen, Frankreich durch die Illusion hochherziger Gefühle, durch die Macht einer vorübergehenden Meinung, einer launenhaften, flüchtigen Mode getäuscht worden.

Am 20. October hatten die französischen, englischen und russischen Geschwader die Seemacht des Großherrn angegriffen und bei Navarin in Asche verwandelt. Somit hatten diejenigen beiden Staaten, denen am *meisten* um die Erhaltung seiner Seemacht zu thun

ſein mußte, gedankenloſerweiſe einer dritten geholfen, der darum zu thun war, ſie zu vernichten. Allein der Seeſieg verhinderte nicht, daß Morea von der damals dem Sultan ergebenen ägyptiſchen Armee beſetzt wurde. Um endlich dieſer langwierigen und peinlichen Geſchichte ein Ende zu machen, ward eine Expedition für nöthig gehalten. Der General Maiſon erhielt das Commando derſelben. Man hätte meinen ſollen, daß ſeine directe Oppoſition gegen die Bourbons ein Hinderniß für ihn ſein würde, dieſen Beweis von Vertrauen zu erlangen; aber das ſchwache Miniſterium glaubte ſich durch Erwählung dieſes Generals den Beiſtand und die Stütze der liberalen Partei zu verſchaffen. Maiſon aber, ein Mann ohne alle Thatkraft, ein General von geringer Anciennetät, der durchaus keinen Einfluß auf die Armee hatte, brachte ihm keinerlei Unterſtützung. Dieſe Wahl verringerte das Anſehen der Regierung, noch mehr aber ſchadete ſie ſich, als der König ſpäter den General Maiſon zum Marſchall ernannte, obgleich er keine einzige hervorragende Waffenthat verrichtet und überdies zu denjenigen Generalen gehörte, die am wenigſten Anſpruch auf eine ſolche Auszeichnung hatten. Ich ſprach mich darüber offen und unumwunden gegen Karl X. aus und fragte ihn, was er für einen General thun würde, der das Land gerettet hätte, wenn er eine ſolche Belohnung demjenigen gewährte, der weder ältere noch neuere Rechte geltend zu machen habe.

Ich war auf's Land gezogen und brachte daſelbſt ſo viel Zeit zu, als meine Arbeiten im Kriegsrathe und meine Hofpflichten geſtatteten. In dem alten ſtolzen Schloſſe Dépoiſſe in Burgund, bei guten Freunden und in der Nähe liebenswürdiger Nachbarn, wie Herr und Frau von Guitaut, begann ich in dieſem Jahre die Arbeit, die ich gegenwärtig vollende und welche durch die Umſtände einen ſo großen Werth für mich

erhalten hat. Auch in Saint-Germain und auf dem in der Nähe gelegenen Schlosse Grandchamp hielt ich mich viel im Kreise einer Familie auf, die ich herzlich liebe. Der Gatte, der General von Damrémont, ist mit mir verwandt; mehrere Jahre hindurch ist er mein erster Adjutant gewesen und hat sich in meiner Nähe für seinen Beruf ausgebildet. Er ist ein ausgezeichneter Offizier, den ich schätze und achte. Seine Gattin, eine reichbegabte Frau, Tochter des Generals Baraguey-d'Hilliers, ist meine Mündel, denn die Familie erwählte mich nach dem im Jahre 1813 bei seiner Zurückkunft aus Rußland erfolgten Tode ihres Vaters zum Vormunde. Die Zeit verstrich mir in angenehmer Ruhe und ich erwartete von der Zukunft eine Verbesserung meiner Lage. Meine Schulden verminderten sich, in acht Jahren hatte ich die Gewißheit, sie vollständig bezahlt zu haben und wieder in den Besitz des väterlichen Stammsitzes zu kommen, mein sehnlichster Wunsch und das einzige Ziel meiner Anstrengungen. Inzwischen schien das Glück mir noch einmal lächeln und eine Gelegenheit bieten zu wollen, wieder aus meiner Ruhe auf den berauschenden Schauplatz des Kriegs zurückzukehren. Es war von neuem die Rede von der Expedition nach Algier.

Zu Anfang dieses Jahres war der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochen. Am 4. Juni war die russische Armee über die Donau gegangen und hatte Isakdschi genommen. Die Thore dieser Festung waren angesichts des Feindes geöffnet worden. Der glückliche Uebergang eines so mächtigen Stromes hatte Schrecken und Entsetzen unter den Türken verbreitet. Keine Widerstandsmittel waren vorbereitet, und die Russen brauchten nur zu marschiren; aber unglaublicherweise waren die russischen Streitkräfte nicht im voraus zusammengezogen worden, die disponiblen *Truppen erschienen* nicht in hinreichender Stärke, um

in's Innere vorrücken zu können, und der Kaiser blieb mit etwa fünfzehntausend Mann achtzehn Tage lang in den Trajanischen Linien. Die Verzögerung der Ankunft der Truppen vor der Operation ist unverzeihlich, nicht minder ist es die Einstellung der Offensive, selbst mit nicht zahlreichen Truppen. Fünfzehntausend Mann reichen hin, um ein großes türkisches Heer zu schlagen, und die Russen hatten zur Zeit Niemanden vor sich. In einem solchen Kriege ist die successive Ankunft der Truppen sehr vortheilhaft. Man braucht keine großen Unterhaltsmittel, die Communicationen sind naturgemäß gedeckt und fortwährender Ersatz der Verluste erhält die Corps in genügender Vollzähligkeit. Man setzte den damals begangenen Fehlern die Krone auf, indem man sich sofort mit der Belagerung von Braila beschäftigte und zu dieser Operation Mittel verwendete, die anderwärts besser hätten angewendet werden können. Man suspendirte also eine Offensive, die man nach Möglichkeit hätte beschleunigen sollen. Schumla, das bei Eröffnung des Feldzugs ohne Vertheidigung war, hatte Zeit, eine Garnison zu erhalten, und der von vornherein verfehlte Feldzug bestand nur noch aus einer Reihe von Fehlern.

Wäre man schnell marschirt, so hätte man Schumla fast ohne Schwertstreich nehmen und sich der Defilés des Balkan bemächtigen können. Die Schwierigkeit dieses Kriegs beruhte hauptsächlich im Mangel an Lebensmitteln; dieser Uebelstand würde bedeutend vermindert worden sein, wenn man sich nicht aufgehalten hätte; bei dem langen Verweilen auf einem Punkte aber hatte man große Entbehrungen zu ertragen. Man kam auf die unglückliche Idee, Varna zu belagern, eine Operation ohne Zweck und Nutzen. Varna ist ein schlechter Handelshafen; es kann für die Türken nicht der Versammlungsort einer Armee sein und nützte auch

den Russen nichts, wenn es in ihre Hände fiel. Es war demnach ganz überflüssig, daß man sich die Mühe nahm, es zu belagern; etwas Andres wäre es gewesen, sich der Rhede von Burgas und des den Eingang zu derselben vertheidigenden Forts von Sisopoli zu bemächtigen. Dieser Ort, ein vortrefflicher Ankerplatz und geeignet, die größten Geschwader jenseit des Balkan zurückzuhalten, war den Russen als ein Depot für die Lebensmittel, die Verwundeten und Kranken bezeichnet.

Sobald sich die russische Armee dieses Punktes bemächtigt, hatte sie nach bewerkstelligtem Uebergang über den Balkan eine doppelte Communicationslinie und Magazine aller Art zur Hand. Achttägige Arbeiten und sechstausend Mann Landungstruppen, unterstützt durch eine Flotte, setzten sie in den Stand, sich hier gegen alle türkischen Streitkräfte zu vertheidigen.

Man mußte sich also zuerst dieses Punktes bemächtigen, dann über den Balkan gehen, und so konnte man den Frieden dictiren oder in Constantinopel einrücken. Im Jahre 1829 befolgte man dieses Verfahren. Damals hatten indeß die Türken einige Streitkräfte beisammen, und was in diesem Jahre mit Leichtigkeit ausgeführt wurde, hätte 1828 noch leichter erzielt werden können.

Die französische Regierung, welche mit Recht günstig gegen Rußland gestimmt war, ließ sich verleiten, dessen Absichten in einer Weise zu fördern, die einer gesunden Politik widerstritt. Die Intervention Frankreichs hätte unter anderen Auspicien stattfinden sollen.

Frankreich hat stets die Wahl zwischen zwei Allianzen in Europa: es kann sich entweder Rußland oder Oesterreich anschließen. Diese letztere Allianz gewähr-

leistet ihm den Frieden Europa's, denn Oesterreich, eine gemäßigte Centralmacht, kann nicht nach Vergrößerung seines Ländergebiets streben, da es schon so viel besitzt als es vernünftigerweise nur wünschen kann, und es muß ihm daher um Erhaltung des Friedens zu thun sein. An Oesterreich und Frankreich schließt sich naturgemäß England an, und diese Tripleallianz hält Rußland in Schach, dessen kolossale Macht, ungeheure Mittel und rastloser Ehrgeiz Europa unaufhörlich bedrohen. In der eigenthümlichen Lage, in der sich das Haus Bourbon befand, versprach eine russische Allianz andere Vortheile, indem sie eine Gebietsvergrößerung begünstigte, deren Frankreich bedurfte und welche die Dynastie populär gemacht haben würde. Die französische Regierung konnte unschlüssig sein, wozu sie sich entscheiden sollte; als sie aber einmal entschlossen war, die Russen zu begünstigen, mußte sie diese Freundschaft geltend machen, Nutzen daraus ziehen und eine Operation in Angriff nehmen, die uns die Rheinufer und das Großherzogthum verschafft und dadurch den moralischen und materiellen Interessen Frankreichs Genüge geleistet haben würde. Diese Allianz allein kann früher oder später die Erreichung dieses Zieles ermöglichen.

Oesterreich ist zu eifersüchtig auf Frankreich, als daß es die Vergrößerung seiner Macht ruhig mit ansehen sollte. Das Andenken an die erlittenen Demüthigungen ist bei ihm noch zu frisch, als daß es zum Wohlwollen geneigt sein könnte. Rußland hingegen, das weit entfernt ist und ein ungeheures Feld zur Ausbeutung vor sich hat, kann die Allianz und Freundschaft Frankreichs niemals zu theuer bezahlen.

Es gab jedoch einen Mittelweg, der französischen Regierung stand noch eine andere vorsichtige Politik offen. Man mußte vor Eröffnung der Feindseligkeiten

die Türkei durch eine directe Drohung erschrecken. Man mußte ein Geschwader mit einigen Truppen nach der Levante schicken, sich als Vermittler aufwerfen und den Großherrn zwingen, den Russen gerecht zu werden, deren Reclamationen großentheils begründet und durch die Nothwendigkeit motivirt waren. Kurz, man mußte die Türken wie Kinder behandeln, die man verhindert, sich einer Gefahr auszusetzen, die ihnen zum Verderben gereichen muß. Doch man verstand es weder, einen kühnen Entschluß zu fassen, der uns zum ersten Range in Europa erhoben und uns eine große Zukunft bereitet haben würde, noch als vorsichtiger Friedensstifter aufzutreten. Man sprach Wünsche für den Sieg der Russen aus, man schloß sich ihnen mit dem Willen und bis zu einem gewissen Punkte selbst durch die That an, indem man Oesterreich drohte, gegen dasselbe zu intervenniren, wenn es im Interesse der Türkei handelte. Kurz, man trug viel zur Vernichtung der türkischen Macht bei, ohne Frankreich specielle Vortheile zu sichern, ein gedankenloses und kurzsichtiges Verfahren.

Währenddem schleppte sich das Ministerium mühsam hin. Herr von Chabrol, der nach dem Sturze des Ministeriums Villèle, dem er angehörte, anfangs mit in dasselbe eingetreten war, hatte bald die Nothwendigkeit erkannt, sich von einer Verwaltung zu trennen, deren politische Färbung nicht die seinige war. Er hatte demzufolge seine Entlassung eingereicht und war durch Hyde de Neuville ersetzt worden; aber obwohl er von den Staatsgeschäften zurückgetreten war, hatte er doch das Vertrauen des Königs behalten, mit dem er in häufigem Verkehr blieb. Achtzehn Monate einer ruhigen und ungestörten, aber auch schwachen und farblosen Verwaltung waren verstrichen, da sahen sich die nichts ahnenden, den täglichen wohlwollenden Versicherungen des Königs

vertrauenden Minister plötzlich aus dem Amte getrieben und ihrer Portefeuilles beraubt.

Herr von Chabrol, dessen unersättlicher Ehrgeiz sich nicht an die Ruhe hatte gewöhnen können, dessen Geist und Instinct ihn zur Intrigue trieben, obwohl sein Character nicht der Rechtschaffenheit ermangelte, benutzte seine Beziehungen zum Könige, um ihm das Geheimniß seiner Unzufriedenheit zu entlocken, die er durch stetes Billigen und andrerseits durch fortwährendes Tadeln der Operationen des Ministeriums noch vermehrte. Er wurde beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden, dessen Chef Herr von Polignac sein sollte, eine verderbliche, fast wahnwitzige Idee, die den Sturz der Monarchie herbeiführte. Herr von Chabrol wurde, indem er sich dazu hergab, der Urheber unsres Unglücks. Er trat selbst in dieses Ministerium ein und zog einige vernünftige, aber schwache Männer in dasselbe, die unfähig waren, den Strom aufzuhalten, dem man sich aussetzte.

Die ernannten Minister hatten Mühe sich zu verständigen, und das Cabinet wurde daher umgestaltet und definitiv aus den Herrren von Polignac, von Chabrol, Courvoisier, Bourmont, d'Haussez, Montbel und Guernon de Ranville zusammengesetzt, bis im Jahre 1830, wo die Zeit der Gewaltmaßregeln herannahete, die Herren von Chabrol und Courvoisier, welche den Abgrund vor sich gähnen sahen und keine Lust hatten, mit dem Throne, den er verschlingen sollte, hineinzustürzen, ihre Posten aufgaben. Sie wurden durch die Herren von Peyronnet, Chantelauze und Capelle ersetzt.

Ich befand mich in der Normandie, auf dem Schlosse Dangu, bei einer mir nahe befreundeten ausgezeichneten Frau, der Gräfin de la Grange, der

Gemahlin eines Generals, welcher lange Zeit mein Waffengefährte gewesen war, als die unselige Ordonnanz vom 7. Juli erschien. Ich war ganz bestürzt darüber und wollte meinen Augen nicht trauen. Von diesem Augenblicke an sah ich nur Unglück und Verderben für mein Vaterland voraus.

Vierundzwanzigstes Buch.

1830—1834.

Meine Bemühungen, um die Expedition nach Algier zu Stande zu bringen. — Meine Beziehungen zu dem General Bourmont und zu den übrigen Mitgliedern des Ministeriums. — Illoyalität Bourmont's. — Abgeschmackter Witz des Dauphins. — Verschiedene Täuschungen. — Character des Dauphins. — Ordonnanzen vom 25. Juli 1830. — Befehl, mich nach Paris zu begeben. — Militärische Occupation von Paris. — Der 27., 28. und 29. Juli. — Ich übergebe das Commando dem Dauphin. — Stimmung des Königs. — Berathungen über die Operationen in Paris. — Discussion mit dem Dauphin über die Zurücknahme der Ordonnanzen. — Ich erlasse einen Tagesbefehl, um die Truppen bei den Fahnen zurückzuhalten. — Heftiger Auftritt mit dem Dauphin. — Rückzug des Königs. — Seine Ankunft in Rambouillet. — Vorgang in Trappes. — Ich rathe dem Könige, zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abzudanken. — Ankunft von Commissaren beim Könige. — Sie kehren nach Paris zurück. — Ankunft der pariser Colonnen. — Die Commissare werden beim Könige eingeführt. — Abreise von Rambouillet. — Der König ändert seinen Entschluß. — Rückzug nach Cherbourg. — Reise des Königs. — Seine Einschiffung in Cherbourg. — Würdigung des Ministeriums Villèle. — Fehler, welche die Revolution von 1830 herbeiführten. — London. — Ich gehe nach Holland und dann nach Wien. — Der Fürst von Metternich. — Anekdote von dem Herzoge von Orleans. — Anekdote von Eugen Beauharnais. — Der Kaiser von Oesterreich und seine Familie. — Die Gesellschaft von Wien. — Die österreichische Regierung. — Unsere Arbeiten. — Ich begegne dem Herzoge von Reichstadt. — Unterredung. —

Mein intimes Verhältniß mit diesem Prinzen. — Seine Intelligenz. — Seine Ansicht über seine Lage. — Meine Erzählungen von den Feldzügen seines Vaters. — Sein Lebewohl. — Seine Krankheit. — Sein Tod. — Portrait des Herzogs von Reichstadt. — Reise nach Ungarn. — Linz. — Ischl. — Salzburg. — Arbeiten an der Straße zwischen dem Thale des Rheins und dem des Po. — Die Schweiz im Jahre 1833. — Die Borromäischen Inseln. — Como. — Mailand. — Triumphbogen. — Schlachtfeld von 1796. — Von Eugen errichtetes Monument. — Verona. — Venedig. — Die orientalische Frage. — Mögliche Lösung, bei der Frankreich seinen Theil erhalten würde.

Acht Monate einer angenehmen Muße waren mir auf dem Lande verstrichen. Ich hatte auf dem köstlichen Wohnsitze des Generals Damrémont ein mir seit langer Zeit unbekanntes Familienleben, eine mir ganz neue Behaglichkeit und Ruhe gefunden. Ganz mit der Abfassung dieser Denkwürdigkeiten beschäftigt und meinen Geist mit den schönsten Erinnerungen nährend, erschien mir die Vergangenheit in den glänzendsten Farben. Der Augenblick, wo ich diese angenehme Existenz aufgeben mußte, war gekommen, und am 15. Januar kehrte ich zu meinem großen Leidwesen wieder nach Paris zurück.

Man erinnert sich, daß es beim Beginn der Feindseligkeiten mit Algier mein sehnlicher Wunsch gewesen war, die Expedition zu befehligen, welche früher oder später gegen diese Stadt unternommen werden sollte. Die verschiedenen Ministerien hatten dem Anscheine nach im Prinzip anerkannt, daß ich der Einzige sei, dem man die Leitung dieser Operation übertragen konnte. Ich hatte mich daher beständig als im Besitz wohlerworbener Rechte und als den zum Commando dieser bevorstehenden Expedition designirten General betrachtet. Ich schien auch in der That besser als ein Anderer die erforderlichen Bedingungen zu erfüllen.

Der Grad eines Marschalls ward als nothwendig erachtet für das Commando einer derartigen Expedition, die eine Truppenmacht von dreißigtausend Mann in sich begreifen, an der die Marine Theil nehmen und die in weiter Entfernung stattfinden sollte. Die militärischen Grade sind nicht zum Vergnügen Derer, die damit bekleidet werden, erfunden, sondern sie sind da, um die Commandos zu bestimmen und den Gehorsam zu sichern. In Friedenszeiten und unter gewöhnlichen Verhältnissen ist es für einen General ein Leichtes, sich Gehorsam zu verschaffen; aber inmitten der Hindernisse und Verwickelungen des Kriegs ist nichts schwieriger als das. Wenn Gefahren, Leidenschaften und physische Leiden auf die Mannschaften einwirken, so schreckt Alles sie ab, Alles wird ein Vorwand oder Anlaß zur Widersetzlichkeit. Der Oberbefehlshaber muß ein möglichst hochstehender Mann sein, damit er um so eher im Stande ist, Alles zu überwinden. Er bedarf der Autorität des Grades, der ihm eine constante hohe sociale Stellung verleiht, und damit muß er die Autorität des Characters, die einer hohen Meinung von seiner Tüchtigkeit verbinden, die sich auf seine früheren Thaten gründet. Dann wird er, wenn anders ihm nicht Hindernisse entgegentreten, welche thatsächlich über menschliche Kräfte gehen, überall reussiren, wo ein anderer General, dem einige dieser Wirkungsmittel fehlten, gescheitert sein würde. Aus eben diesen Gründen ist bei übrigens gleichem Talent, gleicher Bravour und gleichem Character auch eine vornehme Herkunft ein Vortheil, und ein General aus königlichem Geblüt ist demnach jedem andern vorzuziehen.

Dieses in der Natur der Dinge, in der Kenntniß des menschlichen Herzens und der Bedingungen und Nothwendigkeiten des Kriegs begründete Raisonnement genügte, um darzuthun, daß für das Commando der Expedition nach Algier ein Marschall einem einfachen

Generallieutenant vorzuziehen war, der weder die Autorität des Ranges, noch die des militäriſchen Rufes mitbrachte und deſſen Pflicht inmitten der Schwierigkeiten eines Krieges ganz neuer Art es war, in weiter Entfernung über ſeines Gleichen Machtgebote zu ſprechen.

Noch mehrere andere Umſtände ſprachen zu meinen Gunſten und bezeichneten mich ſpeciell unter den vorhandenen Marſchällen. Ich war der Einzige, der den Feldzug in Egypten mitgemacht, und der Krieg, den man vorhatte, war ganz gleicher Art. Außerdem hatte ich lange mit Muſelmanen verkehrt und kannte deren Sitten. Es war von einer Belagerung die Rede und ich hatte während des erſten Theils meiner Laufbahn bei der Artillerie gedient. Endlich mußte auch meine politiſche Stellung volles Vertrauen einflößen. Alles ſchien mir ſomit zu verſprechen, daß der früher gefaßte Entſchluß nicht abgeändert werden würde, und Alles ſchien mir die Verwirklichung meiner Hoffnungen zu verbürgen.

Zu dem unheilvollen Zeitpunkte, wo Herr von Bourmont zum Kriegsminiſter ernannt wurde, brachte ich dieſe Angelegenheit bei ihm zur Sprache. Ich theilte ihm die mir vom Könige gemachten Verſprechungen, meine Wünſche und meine Rechte mit, und bat ihn um ſeine Unterſtützung. Ich ſprach mich freimüthig gegen ihn über das aus was ihn perſönlich anging, und er erklärte mir ganz entſchieden, indem er mir die Gründe entwickelte, daß er nicht daran denke und nicht daran denken könne, dieſes Commando für ſich ſelbſt zu beanſpruchen. Er ſagte, er wiſſe Niemanden als mich, dem daſſelbe übertragen werden könnte.

Ich dankte ihm, ſagte ihm aber, daß ich ſeine Erklärung für eine Artigkeit halte, und ſetzte hinzu, daß es mir ſehr natürlich ſcheinen würde, wenn ein Miniſter und Generallieutenant ſein Anſehen benutzte, um

ein Commando zu erlangen, deſſen faſt nothwendige Conſequenz die Verleihung des Marſchallsſtabes ſein werde. Er beharrte jedoch auf ſeinen gegentheiligen Verſicherungen und dies in einem Tone, daß ich vernünftigerweiſe an ſeiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln konnte. Dieſe meine Ueberzeugung ſpornte mich zu verdoppeltem Eifer an, um die Expedition zu Stande zu bringen.

Von Zeit zu Zeit ſprach Bourmont mit mir von ſeinen Plänen in Bezug auf die Expedition. Er bat mich um die Erlaubniß, mir eine Denkſchrift mitzutheilen, die er verfaßt habe, um die Nothwendigkeit ihrer Ausführung darzuthun und die dazu erforderlichen Mittel zu entwickeln. Auf ſeinen Wunſch begab ich mich zu ihm. Drei Stunden lang ſprachen wir über ſeine Arbeit. Im Allgemeinen ſchien ſie mir gut und acceptable, bis auf einige kleine Modificationen. Allein die Sache ging nicht vorwärts, und dies aus einem ſehr weſentlichen Grunde: weil Herr von Bourmont von Natur unglaublich langſam iſt; die Zeit verſtreicht bei ihm ohne nützliche Anwendung, er ſcheint ihren Werth nicht zu kennen. Somit verging Tag auf Tag, ohne daß er mit einer ernſtlichen Propoſition hervorgetreten wäre, und doch hatte man ſtets Zweierlei anerkannt, worüber alle Welt einig war: daß nämlich die Vorbereitungen vier Monate Zeit erforderten und daß der günſtigſte Zeitpunkt, die Expedition in's Werk zu ſetzen, der Anfang des Maimonats war.

Der Jahresſchluß rückte heran, aber umſonſt drang ich zu wiederholten Malen in den Kriegsminiſter, um ihn zu beſtimmen, daß er die Sache bei ſeinen Collegen zur Sprache brachte. Er nahm Anſtand, die algieriſche Frage ernſtlich anzuregen, weil er wußte, daß der Dauphin derſelben abgeneigt war.

Als ich eines Tages gegen Ende December bei ihm war, nahm er mich auf die Seite und ſagte zu mir:

„Unsre Angelegenheit steht schlecht; die Marine will von der Expedition nichts wissen und macht Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Sie behauptet es sei zu spät, um dieses Jahr daran zu denken.“ — „Aber der Admiral Mackau ist ihr günstig; lassen Sie ihn kommen, bearbeiten Sie ihn und schieben Sie ihn vor.“ — „Auch er,“ entgegnete mir Bourmont, „theilt jetzt die offenkundige Ansicht seines Ministers.“ — „Ich werde zu ihm gehen,“ erwiderte ich; „diese Sinnesänderung ist mir unbegreiflich; denn vor Kurzem noch hat er sich gegen mich ganz anders ausgesprochen.“

Nach diesen Worten verließ ich den Minister. Ich schrieb alsbald ein paar Zeilen an Herrn von Mackau, und er kam zu mir. Er sagte mir nun wörtlich Folgendes: „Noch nie hat Herr von Bourmont in ernster oder officieller Weise mit uns über die Expedition gesprochen. Nur einmal, als wir mit ihm beim schwedischen Gesandten speisten, zog er mich und den Marineminister, als der Kaffee servirt wurde, in einen Winkel des Salons und theilte uns oberflächlich den Plan der Expedition mit. Wir antworteten ihm, daß die Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen uns bis zum Frühjahr etwas kurz scheine, daß eine kostbare Zeit darüber hingehen werde, bis die Sache in Gang kommen könne, da noch gar keine Voranstalten getroffen seien. Nachdem wir uns in diesem Tone etwa zehn Minuten über den Plan unterhalten hatten, trennten wir uns, ohne daß irgend etwas auf die Absicht hingedeutet hätte, den Gegenstand aufs neue zur Sprache zu bringen.“

Ich erstaunte, wie man leicht denken kann, nicht wenig über diese Erklärung und ich gelangte mit Herrn von Mackau zu der Schlußfolgerung, daß weder Bourmont noch sonst Jemand, außer mir, etwas von der Expedition wissen wollte. Es war nur ein

Köder für die öffentliche Meinung, aber kein wirklich gefaßter Plan.

Herr von Polignac hatte die sonderbare Idee, unseren Streit mit dem Dey von Algier durch den Pascha von Aegypten ausfechten zu lassen und diesen zu beauftragen, mit Hülfe einer Subsidie ihn zur Raison zu bringen. Die Idee war geradezu wahnsinnig. Der Pascha von Aegypten, der so weit von Algier entfernt war und dem es damals sowohl an regelmäßigem Kriegsmaterial wie an wohlinstruirten Truppen fehlte, welche den Anforderungen einer Belagerung genügt hätten, würde ein solches Unternehmen nimmermehr mit Erfolg durchzuführen vermocht haben. Polignac hätte damit nur Herrn Drovetti, dem französischen Consul, der mit dem Pascha aus Interesse befreundet war, Geld verdienen lassen, das er wahrscheinlich mit dem Urheber dieser wunderlichen Idee getheilt haben würde. Polignac dachte jedoch ganz ernstlich an die Ausführung derselben. Ein Adjutant des Generals Guilleminot, Namens Huder, wurde mit der Unterhandlung beauftragt und zu dem Ende nach Alexandrien geschickt.

Bourmont hatte mich seiner Zeit davon in Kenntniß gesetzt und auch er fand die Sache so thöricht wie ich selbst. Huder war zu ihm gekommen, um seine Befehle entgegenzunehmen. Er hatte lange mit ihm gesprochen und ihn, wie er mir sagte, von den Nachtheilen dieses Planes überzeugt. Er hatte ihm speciell anempfohlen, dem Pascha die ungeheuren Schwierigkeiten der Ausführung desselben vorzustellen. Um den Abgesandten in diesem Verfahren zu ermuthigen, das dem officiellen Zwecke seiner Mission widerstritt, hatte er ihm im voraus das Kreuz der Ehrenlegion verliehen.

Mehemed Ali aber, der schöne Millionen vor Augen gesehen, die er zu nehmen und auch zu behalten gedachte, denn er würde sich auf eine Reise Der

monstration beschränkt haben, und der überdies von Drovetti bearbeitet worden war, hatte alle Vorschläge angenommen und Huder mit einer günstigen Antwort zurückgeschickt.

Als dieser im Lazareth angekommen war, reiste Drovetti nach Toulon ab, um mit ihm zu conferiren und die Verwirklichung seiner Wünsche zu beschleunigen. Es war der 15. Januar, zu welcher Zeit ich vom Lande zurückgekehrt war und meinen Wohnsitz für den Rest des Winters in Paris genommen hatte. Der herkömmlichen Sitte gemäß machte ich kurz nach meiner Ankunft den verschiedenen Ministern an ihren respectiven Empfangstagen meine Aufwartung und der Marineminister sprach bei dieser Gelegenheit mit mir oberflächlich von der Expedition nach Algier, nahm mich dann auf die Seite und sagte zu mir: „Herr Marschall, Sie haben viel über diese Expedition nachgedacht; ich möchte gern einmal ausführlicher mit Ihnen darüber sprechen und Ihre Ansicht in Bezug auf die Mittel zur Ausführung kennen lernen." Ich erwiderte ihm, daß ich zu seinen Diensten sei, und erbot mich, ihn am nächstfolgenden Tage wieder zu besuchen. Nachdem dies festgesetzt war, beschlossen wir, Herrn von Mackau mit zu der Conferenz zu ziehen.

In dieser Conferenz, bei welcher alle von verschiedenen gemischten Commissionen von Land- und Seeoffizieren entworfenen Projecte vorgelesen wurden, bewies ich Herrn d'Haussez, daß die Forderungen viel zu hoch gegriffen seien; zur Vergleichung nahm ich die Kosten der Expedition nach Aegypten an und wies auf die verschiedenen Umstände hin, die uns jetzt zu Statten kamen. Ich bewies, daß dazu weder die verlangte Anzahl Schiffe, noch die verlangte Anzahl Pferde, folglich auch nicht die für die Vorbereitungen als nothwendig angegebene Zeit erforderlich war. Die Conferenz machte Eindruck auf d'Haussez; jedoch als

völliger Neuling in der Verwaltung der Marineangelegenheiten und gewissermaßen gezwungen, sich darin auf seine Bureaux und auf die Admirale zu verlassen, die im Allgemeinen der Expedition abhold waren, schwankte er noch, zu welcher Ansicht er sich entscheiden sollte.

Ich setzte Herrn von Bourmont von dieser Conferenz in Kenntniß und ersuchte ihn, womöglich Nutzen daraus zu ziehen. Er versprach es mir, obwohl er mir durchaus keine Hoffnung zu haben schien. In diesem Zustande blieben die Dinge einige Tage. So war das Ende des Januar herangekommen. Noch vierzehn Tage und es war nicht mehr möglich, in diesem Jahre etwas zu unternehmen. Der Abschluß des Tractats mit dem Pascha von Aegypten schien sofort erfolgen zu müssen und ich seufzte in jeder Beziehung über die Geschichte.

Ich hatte zum Oefteren mit Herrn von Chabrol von meinen persönlichen Hoffnungen und Wünschen gesprochen, zur Zeit da er als Marineminister dem Cabinet Villèle angehört und daher an dem Entschlusse, mir das Commando zu übertragen, falls die Expedition zu Stande kam, Theil genommen hatte. Da er mir fortwährend günstig geblieben war, sprach ich am 31. Januar in den Tuilerien auf's neue mit ihm über die Sache und unterrichtete ihn von der Conferenz, die ich mit d'Haussez gehabt.

„Haben Sie mit Herrn von Polignac gesprochen?" fragte er mich.

„Nein," antwortete ich.

„Ich rathe Ihnen, dies zu thun; es ist unerläßlich, wenn Sie reussiren wollen."

Sogleich wendete ich mich an Herrn von Polignac, der wegen Unwohlsein eben erst in das Conseilzimmer getreten war, und bat ihn, mir Ort und Stunde einer Unterredung zu bestimmen. Es war das

erste Mal in meinem Leben, daß ich mich über eine wichtige Angelegenheit mit ihm besprechen und mich zu einem andren Zwecke, als um ihm einen Höflichkeitsbesuch zu machen, zu ihm begeben wollte. Er setzte unsre Unterredung auf Montag den 1. Februar Mittags fest.

Ich ging sofort auf die Sache selbst ein, indem ich ihn um Verzeihung bat, daß ich politische und Staatsfragen in Anregung brächte, zu deren Erörterung ich eigentlich nicht berufen sei; aber ich setzte hinzu: „Meine Erlebnisse und die daraus hervorgegangenen Erfahrungen werden mich entschuldigen." — Hierauf fuhr ich fort: „Es ist allgemein das Gerücht verbreitet, die Regierung beabsichtige, den Pascha von Aegypten vermittelst eines Tractats und Subsidien zu beauftragen, unsren Streit mit Algier auszufechten und uns Genugthuung zu verschaffen. Ich bin zu dem Glauben berechtigt, daß, wenn anders dieses Gerücht begründet ist, Sie Ihren Zweck nicht erreichen werden. Der Pascha von Aegypten mag Ihnen noch so große Versprechungen machen, es liegt nicht in seiner Macht, dieselben zu erfüllen. Wo ist die ihm nöthige Belagerungsartillerie? wo sind seine Kanoniere, seine Sappeurs, seine Genieoffiziere ꝛc.? Eine derartige so verwickelte Operation geht weit über die Kräfte der Türken, wegen der natürlichen Schwierigkeiten, die sie darbietet, und wegen des Ensembles, das sie erfordert."

„Nun," entgegnete er mir, „seine Armee wird zu Lande, das Material zur See kommen."

„Aber, Herr Minister, Alexandrien ist fünfhundert Lieues von Algier entfernt; es sind auf dem Wege dahin Wüsten zu passiren, Regentschaften zu besiegen, arabische Stämme zu unterwerfen oder zu gewinnen. Die Eroberung Asiens durch Alexander war leichter auszuführen als die der afrikanischen Küste durch *Mehemed* Ali. Selbst angenommen es bräche eine

Revolution zu ſeinen Gunſten aus, was bei den vielen einander entgegenſtehenden Intereſſen unmöglich iſt, ſo würden ſich doch, hätte er auch Myriaden von Arabern unter ſeinen Befehlen, die in Algier befindlichen ſieben- bis achttauſend Türken mit Erfolg vertheidigen."

„Aber die Feſtung Algier iſt auf der Landſeite nicht ſtark."

„Sie iſt uneinnehmbar für Leute, die keine Kanonen oder doch nur eine ſchlechte und ſchlechtbediente Artillerie haben. Im Kriege, wie faſt überall anderwärts, iſt Nichts abſolut, Alles iſt relativ. Wo die Angriffsmittel Null ſind, da ſind die Vertheidigungsmittel leicht. Für eine mit ſchlechter Artillerie verſehene Armee ſind einfache Mauern uneinnehmbar, während auf der andern Seite Metz und Lille nach einer gewiſſen Zeit fallen müſſen vor den Mitteln, welche die Kriegskunſt und der jetzige Stand der Wiſſenſchaften bei der Belagerung von Feſtungen anzuwenden geſtattet."

„Aber Frankreich könnte ſeine Marine, ſeine Kanoniere, ſeine Genieoffiziere ꝛc. liefern."

„Sie vergeſſen, daß die Protectionsarmee, welche den Feldzug beſteht, immer die Hauptſache, die Artillerie hingegen, trotz ihrer hohen Wichtigkeit in vorliegendem Falle, nur ein Acceſſorium iſt. Ihre Operationen ſind zwar weſentlich, aber doch untergeordnet. Und wollen Sie ſie unter die Befehle des Paſcha's ſtellen? ſollen die Truppen des Königs von Frankreich die Hülfswerkzeuge eines unwiſſenden Barbaren ſein? ſoll ihre Sicherheit von ſeinen Dispoſitionen abhängen? Dies wäre ein Scandal, der die ganze Armee empören würde. Es giebt nur Eine vernünftige Auffaſſung der Frage: die Expedition muß durch eine mit allen ihren Mitteln ausgerüſtete franzöſiſche Armee in's Werk geſetzt werden, und will man den Paſcha von Aegypten daran

Theil nehmen lassen, so kann man ein Corps von seinen Truppen zur Unterstützung verwenden. Die Frage muß umgedreht werden: man muß mit einer französischen Armee unter dem Commando eines Franzosen operiren und ein ägyptisches Detachement mit dazu nehmen. So verstehe ich die Sache und nur so erblicke ich in der Mitwirkung der Türken einigen Nutzen. Die wirklichen Operationen werden von der Armee ausgeführt, sie überwindet die eigentlichen Schwierigkeiten, während das türkische Corps durch seine Anwesenheit nur beweist, daß wir keinen Religionskrieg führen. Turbane bei den Vorposten werden alle Mauren entwaffnen und die türkische Miliz isoliren und dem allgemeinen Hasse preisgeben. Jedes andere System, glauben Sie mir, ist rein illusorisch, und würde kein anderes Resultat haben als den Pascha zu bereichern und uns zum Gespött für ganz Europa zu machen."

Herr von Polignac stützte sich nun darauf, daß es wegen der vorgerückten Zeit und der erforderlichen großen Vorbereitungen für dieses Jahr nicht mehr möglich sei, etwas zu unternehmen. Ich setzte ihm hierauf auseinander, daß es doch noch Zeit sei, wenn man keinen Augenblick säumte. Man könnte ohne Nachtheil die gestellten Forderungen vermindern, die viel zu hoch gegriffen seien, was ich ihm durch Vergleichung mit den für die Expedition nach Aegypten aufgewendeten Mitteln bewies. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung sagte Polignac endlich: „Herr Marschall, Sie haben meine Ansicht von der Sache ganz und gar verändert, der Gesichtspunkt, aus dem Sie dieselbe betrachten, ist mir völlig neu. Lassen Sie mich darüber nachdenken, dann wollen wir weiter davon sprechen."

Das erste Resultat dieser Unterredung war, daß Drovetti's Plan sogleich aufgegeben und etwas dem *von mir* Angedeuteten Analoges an dessen Stelle gesetzt

wurde. Herr von Langsdorf, Gesandtschaftsattaché, der sich damals in Paris befand, wurde augenblicklich nach Alexandrien geschickt, um die mit Mehemed Ali begonnenen Unterhandlungen um jeden Preis abzubrechen. Er sollte dem Pascha einen anderen Plan vorschlagen, dessen Basis eine gleichzeitige Expedition zu Lande gegen die Regentschaften Tunis und Tripolis war. Es gelang jedoch Herrn von Langsdorf trotz seiner Bemühungen bei Ibrahim und Mehemed Ali nicht, sie zur Annahme dieser neuen Propositionen zu bewegen. Der Vicekönig fürchtete durch diese Allianz seine Popularität bei den muselmanischen Völkerschaften zu gefährden. Die ganze Unterhandlung, welche die Agenten Englands nicht wenig beunruhigt hatte, verlor sich in dem Geräusch der Expedition nach Algier und der Einnahme dieser Stadt.

An darauffolgender Mittwoch, den 3. Februar, erhielt ich ein Billet von Herrn von Polignac, in welchem er mich ersuchte, sogleich zu ihm zu kommen. Er kam eben aus der Conseilsitzung und sagte zu mir: „Ihre Gründe haben mich vollständig überzeugt. Diese Ueberzeugung wird vom König und meinen Collegen getheilt, und die Expedition ist beschlossen. Eine Commission von Land- und Seegeneralen wird zusammentreten, um mit der Feder in der Hand zu erörtern, welche Mittel zur Ausführung durchaus erforderlich sind. Wenn die anzustellenden Berechnungen Ihre Ansicht bestätigen, woran ich nicht zweifle, so wird man auf der Stelle an's Werk gehen. Ich ersuche Sie, sich unverzüglich zum Kriegsminister zu begeben, um sich mit ihm zu besprechen, damit Sie der Commission, die schon morgen ihre Arbeiten beginnen wird, alle diejenigen Nachweise geben können, deren sie bedarf."

Ich sprach nun von meinen persönlichen Interessen und erwähnte das Commando. Er antwortete mir: „Ich glaube nicht, daß es besseren Händen anvertraut

werden kann; so denken auch meine Collegen und sein Sie versichert, daß Sie auf Seiten des Königs keine Opposition finden werden, denn er hat schon mit mir davon gesprochen. Der einzige Rath, den ich Ihnen noch zu geben habe, ist, daß Sie zum Dauphin gehen und ihn um seine Unterstützung bitten."

Ich begab mich zum Kriegsminister, der mir die mir günstige Stimmung bestätigte und mir zu einem Erfolge gratulirte, den er nicht erwartet habe. Ich sprach hierauf von der morgenden Commissionssitzung. Er nannte mir sämmtliche Mitglieder, sagte mir aber, er halte es meinen Interessen für förderlich, daß ich nicht hinginge, um den Dauphin nicht zu reizen, der mit dem gefaßten Entschlusse, den er mir zuschreibe, nicht zufrieden sei. „Herr von Polignac," setzte er hinzu, „hat in der That dem Könige und dem Staatsrathe gesagt, daß Sie ihn überzeugt haben, und da er dem Plane abhold ist, so thun Sie besser, Sie stellen Ihren Namen nicht beständig in erste Linie."

Dieser Rath schien mir aus wohlmeinender Absicht gegeben und ich dankte dem Minister dafür. Allein es war im Gegentheil der Anfang eines Verraths gegen mich.

Einige Tage nachher erfuhr ich, daß der Dauphin in der ersten Aufwallung geäußert hat: „In was mischt sich der Herzog von Ragusa? er ist nicht Mitglied der Regierung und ist eben so wenig berufen worden, über diese Pläne seine Meinung abzugeben. Uebrigens, wenn die Expedition noch zu Stande kommt, wird er sie nicht befehligen."

Man arbeitete mit großer Thätigkeit an der Entwerfung der Pläne. Ich gewann mehrere Mitglieder der Commission für meine Ansicht und sie sah die Möglichkeit ein, daß die Expedition noch dieses Jahr stattfinden könne. Am 7. Februar wurden den Ministern

des Kriegs und der Marine die definitiven Befehle ertheilt.

Es war natürlich, daß zuerst der Commandant gewählt werden mußte, denn diese Wahl hatte nothwendig Einfluß auf die der anderen Hauptpersonen. Aber der Kriegsminister sagte mir, der König habe diese Ernennung für den Augenblick noch aufgeschoben. Er setzte hinzu: „Wir haben so Zeit, Alles dergestalt zu arrangiren, daß die Wahl auf Sie fällt. Thun Sie keinen Schritt deshalb; überlassen Sie mir den ersten, nämlich mit dem König und dem Dauphin zu sprechen."

Ich glaubte noch immer an seine Loyalität und schwieg. Nähere Ueberlegung und einige Winke erweckten indeß Besorgnisse in mir. Ich hatte eine abermalige Unterredung mit Bourmont, der kein Bedenken trug, mir die nämlichen Versicherungen zu erneuern.

Herr von Polignac war oder schien wenigstens in Bezug auf mich noch derselben Ueberzeugung zu sein wie zu Anfang.

Des langen Wartens, daß Bourmont sich aussprechen sollte, endlich müde, ging ich zum Dauphin. Ich erinnerte ihn an seine früheren Versprechungen und machte meine Anrechte geltend. Er empfing mich freundlich, schien mich gern anzuhören und sagte mir, daß er, da mein Schritt erwartet worden sei, den König gefragt habe, was er mir antworten solle. Der König habe ihm gesagt, sich zu nichts verbindlich zu machen, und er komme diesem Befehle nach, da er meine Hoffnungen, die vielleicht gegründet seien, weder zerstören noch ermuthigen wolle, denn es sei auch möglich, daß sie nicht in Erfüllung gingen. Er setzte hinzu, daß er mich mit Vergnügen anhöre. Ich schloß die Unterredung mit einer nochmaligen Aufzählung meiner Anrechte und sagte dann lachend: „Monseigneur, wenn ich das Commando dieser Expedition nicht erhalte, so

glaube ich, ich werde mich darüber so betrüben und ärgern, daß mir nichts weiter übrig bleibt, als Kapuziner zu werden."

Der Dauphin lachte herzlich über diesen Scherz und meine Audienz war zu Ende.

Der Eindruck, den ich empfangen, war ziemlich günstig. Der Dauphin hat mich nie verhätschelt. Im Gegentheil, er hat sich stets nicht sehr wohlwollend gegen mich gezeigt; aber seine brüsken und selbst abstoßenden Manieren waren in diesem Augenblicke verschwunden, und ich glaubte ihn meinen Wünschen nicht abhold. Am Abend begab ich mich zum Könige.

Der König ist stets gegen Jedermann und ganz besonders gegen mich freundlich und liebenswürdig gewesen. Ich setzte ihm auseinander, was mich zu ihm führte. Er antwortete mir zuerst mit vagen Redensarten über die Ungewißheit der Expedition und über ihre Unwichtigkeit, die er besonders hervorzuheben suchte. Meine Erwiderung darauf war leicht: ich machte einfach meine Rechte geltend. Als ich die erwähnte, die sich auf meine Treue gründeten, unterbrach er mich und sagte: „O, diese erkenne ich an!"

„Und die anderen, Sire? Ist es denn nichts, zehn Jahre lang als General en chef Armeen commandirt zu haben, in Aegypten und der Türkei gewesen und überdies Artillerieoffizier zu sein, wenn es sich um eine Belagerung handelt?"

Der König räumte dies Alles ein und gab mir eine zwar verbindliche, aber unbestimmte Antwort. Ich verließ ihn minder befriedigt als den Dauphin. Indessen konnte ich zwischen den Gesinnungen Beider gegen mich keinen Vergleich ziehen. Die Tage verstrichen und die Ernennung des Befehlshabers, welche allen anderen hätte vorausgehen sollen, erfolgte nicht. Da alle vorbereitenden Arbeiten beendigt und die Hauptagenten, welche mit dem General en chef in beständi-

gem Vernehmen sein müssen, ernannt waren, so glaubte ich darin ein entschiedenes Anzeichen zu erblicken, daß die Wahl im Geheimen getroffen und auf den General Bourmont gefallen sei. Ich sprach mich in diesem Sinne gegen Herrn von Polignac aus, der sich ganz erstaunt stellte und es nicht glauben zu können schien. Er habe nichts bemerkt, sagte er, was darauf hindeute. Ich weiß nicht, ob er mich hinterging, aber ich habe Grund, daran zu zweifeln, denn am folgenden Tage sagte er mir, nachdem er mit dem Könige gesprochen, daß Bourmont in der That Aussichten habe, ich aber ebenfalls, und daß sich nichts thun lasse als die Sache ruhig abzuwarten. Endlich merkte ich jedoch, daß ich das Opfer meiner Leichtgläubigkeit war. Bourmont hatte nicht zu Gunsten der Expedition sprechen wollen, um dem Dauphin nicht zu mißfallen. Er hatte mir Versprechungen über Versprechungen gemacht, um mich dadurch zu bewegen, die zur Ausführung des Planes nöthigen Schritte zu thun. Als dieser Zweck erreicht war, zielten alle seine Anstrengungen darauf ab, mich zu beseitigen, damit ihm selbst das Commando zu Theil würde.

Nachdem ich sechs Wochen in angstvoller Spannung zugebracht, wurde er ernannt.

Ich habe selten in meinem Leben einen so heftigen Verdruß empfunden; ich sah die Hoffnung zertrümmert, meinen Namen auf's neue lobend erwähnen zu hören und durch neue Dienste die vergangenen Dienste in's Gedächtniß zu rufen; der Rächer der Civilisation an den Barbaren zu sein und die Christenheit von einer jahrhundertelangen Schmach zu reinigen; einen Krieg zu leiten, der vielleicht der Politik dieser oder jener Regierung zuwider war, dessen günstiger Ausgang aber den Beifall der ganzen civilisirten Welt errungen haben würde. Alle diese Hoffnungen verschwanden wie ein Traum.

Der Dauphin, den sein Character stets geneigt machte, sich feindseligen Gesinnungen gegen Andere hinzugeben, schien bei dieser Gelegenheit über meinen Verdruß zu frohlocken. Er versäumte nicht, sich des Scherzes zu erinnern, den ich sechs Wochen früher in seinem Cabinet gemacht. Ich fehlte eines Abends in einem der großen Hofzirkel, und als die Herzogin von Berry fragte, wo ich sei, ergriff der Dauphin das Wort und erwiderte ganz laut: „Der Marschall? der ist in's Kloster gegangen und Mönch geworden."

Der Witz wurde zuerst nicht verstanden; nachdem er aber erklärt war, fand man ihn abgeschmackt. Selbst die Leute, die mir nicht wohlwollten, waren dieser Ansicht.

Mein Schmerz über die Ernennung Bourmont's würde noch weit heftiger gewesen sein, wenn ich alle Folgen derselben hätte ahnen können. Ich erblickte damals nur den Verlust großer Vortheile darin; aber wie konnte ich mir die Masse von Uebeln träumen lassen, vor denen eine längere Abwesenheit von Paris mich bewahrt haben würde!

Ich fühlte mich einen Augenblick versucht, meine Entlassung als Major-General einzureichen. Ein Motiv des Zartgefühls hielt mich jedoch davon ab. Ich hatte fast alle meine Gehalte zur Bezahlung meiner Schulden verwendet; wenn ich sie also verminderte, so geschah es zum Nachtheil meiner Gläubiger. Indessen entfernte ich mich wenigstens vom Hofe und kehrte erst am 1. Mai an denselben zurück, um meinen Dienst wieder zu übernehmen. Die Minister, und besonders Herr von Polignac, hatten eingesehen, wie peinlich meine Situation war und wie ungerecht man sich gegen mich benommen; denn meine Rechte auf das Commando waren unbestreitbar, erstens schon wegen früherer Versprechungen, und dann namentlich deshalb, *weil ich allein* die Möglichkeit der Expedition gezeigt

und durch meine Schritte es dahin gebracht hatte, daß sie beschlossen wurde. Sie war so zu sagen mein Werk. Ich hatte die falscheste und schlechteste aller Combinationen, den Pascha von Aegypten zu Hülfe zu nehmen, verhindert, hatte dadurch die Regierung davor bewahrt, daß sie sich gründlich lächerlich machte, und die Minister, daß sie eine schwere pekuniäre Verantwortlichkeit auf sich nahmen, denn die Millionen, die man Mehemed Ali hätte geben müssen, würden nichts eingebracht haben, und ihre Anwendung würde nie entschuldigt, viel weniger gebilligt worden sein. Die Regierung war mir verpflichtet, sie hatte eine Schuld gegen mich abzutragen. Sie sah dies auch ein und man versicherte es mir von allen Seiten und zu wiederholten Malen. Es wurde bestimmt, daß der Kriegsminister sofort nach Einnahme der Stadt Algier zurückkehren und daß mir dann die Aufgabe werden solle, das Land vollends zu erobern. Die Regierung werde mir dann einen Theil desselben überweisen und mich mit der Gründung einer Colonie beauftragen.

Mein Stolz konnte sich durch diese Combination verletzt fühlen; allein ich erhob mich über kleinliche Betrachtungen. Ich hatte nur die Schönheit, Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sendung im Auge, ohne daran zu denken, um wie Vieles der Glanz derselben durch die Einnahme der Stadt erhöht worden wäre. Zu einer gewöhnlichen, dem Momente der Eroberung fernliegenden Zeit würde ein solches Commando bei der Gewalt, die damit verbunden sein muß, von Männern der höchsten Stellung erstrebt worden sein. In dem Augenblicke wo man erst etwas gründen und in's Leben rufen mußte, war es noch schöner, wichtiger und schwieriger und folglich wünschenswerther, und der Umstand, daß es des Glanzes der ersten Eroberung entbehrte, war kein Grund, um es zu verschmähen. Ich glaubte mich selbst vorzüglich geeignet für diese Aufgabe. Die Natur

meines Characters, die mir eigene Conſequenz, meine große Thätigkeit, mannichfache Kenntniſſe, die ich jeden Augenblick in Anwendung bringen konnte, meine Befähigung, Völkerſchaften verſchiedener Civiliſationsgrade zu regieren, die ſich durch die in den illyriſchen Provinzen erzielten Reſultate erprobt hatte, wo mein Name noch jetzt mit Achtung und Wohlwollen genannt wird: dies Alles hatte mich beſtimmt, die Miſſion eventuell anzunehmen. Ich glaubte ſie nach der Uebergabe von Algier, welche nach einem vierſtündigen Bombardement gegen das kaiſerliche Fort und ohne vorhergegangene regelmäßige Belagerung erfolgt war, als geſichert betrachten zu dürfen.

Ich erwartete die officiellen Eröffnungen wegen meiner bevorſtehenden Sendung nach dieſem Lande, aber vergebens. Durch den Einfluß der auswärtigen Politik, welche die Gründung einer Colonie daſelbſt verhinderte, war Alles anders geworden.

Ich ließ den Wunſch ausſprechen, den ruſſiſchen Geſandtſchaftspoſten zu erhalten, welcher durch den Rücktritt des Herrn von Mortemart zur Erledigung kam und von dem ich hoffen durfte, daß der Kaiſer Nikolaus mich nicht ungern auf demſelben ſehen werde; aber ich erfuhr, daß er ſchon einem Andern zugedacht war. Man dachte alſo nicht daran, die anerkannte Schuld gegen mich abzutragen, und doch leugnete man ſie auch nicht. War es demnach bei der Regierung ſchon beſchloſſen, daß ihre perfiden Gaben an mich aus der widerwärtigſten Aufgabe beſtehen ſollte, einer Aufgabe, die mich in die ſchwierigſte und peinlichſte Situation bringen mußte, in die ein Menſch nur kommen kann, und die für mich noch weit ſchlimmer war als für jeden Andern, weil meine wohlbekannten Anſichten und meine öffentlich erklärten politiſchen Grundſätze in allen Punkten dem Gange der Regierung widerſtritten? Das Vertrauen, das man in mich ſetzte, war

lediglich auf meine Ehre und auf meine Gewiſſenhaftigkeit in Erfüllung meiner Pflichten baſirt, nicht auf meine Intereſſen und meine Ueberzeugung, was allerdings ehrenvoll für mich war und bewies, welche Meinung man von meiner Loyaletät hatte, eine Meinung, die ich in der That auf Koſten meiner ganzen Zukunft gerechtfertigt habe.

Das Verfahren der Regierung vermehrte meine Beſorgniſſe. Die extravagante Auflöſung der Kammer, weil ſie ihre Geſinnungen offen ausgeſprochen hatte, ein Recht, das ſie unzweifelhaft beſaß und von dem ſie in den ehrerbietigſten Formen Gebrauch machte; die noch extravaganteren, von den miniſteriellen Journalen unterſtützten Doctrinen, jene unſinnige Behauptung, daß die Verweiſung von zweihunderteinundzwanzig Deputirten, welche die Adreſſe unterzeichnet hatten, in die neue Kammer eine Beleidigung des Königs ſei, bewieſen, bis zu welchem Grade der Verirrung die Lenker des Staatsruders gelangt waren. Das Publikum war daher auch allgemein von ihrer unbegreiflichen Unfähigkeit überzeugt. Einer der hervorſtechendſten Züge dieſer Unfähigkeit war ihre ſorgloſe Zuverſicht trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die ſie umgaben. Eine große Zuverſicht kann jederzeit nur aus zweierlei Urſachen entſpringen, nämlich entweder aus dem Bewußtſein der Kraft, das ein überlegenes Genie ſtets hat, und aus der Herrſchaft, die es auf die Maſſen ausübt, durch die Erinnerungen, die es in ihnen weckt, oder aus der Dummheit, die nichts ſieht, nichts hört, nichts begreift und ſich, ohne es zu ahnen, in den vor ihr gähnenden Abgrund ſtürzt. In dem vorliegenden Falle konnte Niemand zwiſchen dieſen beiden Erklärungen in Ungewißheit ſein.

Das Schauſpiel, welches die königliche Familie darbot, war nicht beruhigender. Die Tragweite des Geiſtes des Dauphins iſt bekannt. Sie reicht nicht aus,

um zwei Gedanken zu verbinden; dafür aber beſitzt dieſer Prinz bei ſeiner Albernheit eine unglaubliche Entſchloſſenheit und Willenskraft, und doch wird dieſe abſolute Entſchiedenheit, die keine Vernunftgründe zu ändern vermögen, faſt ſtets durch den Zufall hervorgerufen. Es iſt daher ganz unmöglich, die unbedeutendſte Sache mit ihm zu einem guten Ende zu führen. Seine Theilnahme an den Regierungsgeſchäften war denn auch verderblich. Er war ſchuld daran, daß man kein wirkſames Heilmittel gegen die großen Schwierigkeiten des Augenblicks anwendete. Der König Karl X. beſitzt einen ſanften, wohlwollenden Character; er weiß, daß die Natur ihm zwar Eigenſchaften verliehen, durch die man ſich beliebt macht, ihm aber die eminenten Fähigkeiten verſagt hat, welche Alles zu unterwerfen und zu beherrſchen vermögen. Es iſt leicht, ſein Herz zu rühren; ja man kann ſogar momentan auf ſeinen Geiſt einwirken. Der Eindruck iſt allerdings nur oberflächlich, aber man kann ihn wiederholen. Ueberdies ſteht er noch immer unter der Herrſchaft der Anſichten und Meinungen ſeiner Jugendzeit. Ich könnte tauſend Züge erzählen, welche an den Prinzen von Coblenz in ſeiner ganzen Reinheit erinnern; aber ſein Herz iſt gut und empfänglich. Wären dieſe guten Eigenſchaften zur rechten Zeit in Ausübung geſetzt worden, ſo hätten ſie ihn und uns retten können; aber ſie wurden durch das rüde Weſen und den zügelloſen Hochmuth ſeines Sohnes paralyſirt.

Unzufrieden mit dem was mich perſönlich anging, und wegen der Zukunft beſorgt, hegte ich nur einen Wunſch, den Wunſch mich zu entfernen. Mit der lebhafteſten Ungeduld erwartete ich daher das Ende meiner Dienſtzeit. Am 1. September ſollte ich frei ſein.

Ich hatte alle Anſtalten zu einer langen Reiſe getroffen und mir vorgenommen, im October nach Italien *zu gehen*, wo ich den Winter und das Frühjahr

zuzubringen gedachte. Meine Absicht war, die unsterblichen Schlachtfelder meiner Jugend wiederzusehen. Dort hätte ich Erinnerungen gefunden, die mich für die Misères der Gegenwart entschädigen konnten und mich verjüngen mußten, indem sie mir die lebhaften Gemüthsbewegungen, welche der Glanz des Waffenruhms verursacht, wieder vergegenwärtigten. Erfolgte während meiner Abwesenheit der Umsturz meines unglücklichen Vaterlandes, so war ich nicht durch gebieterische Pflichten gezwungen, meinen Namen mit der Katastrophe zu verbinden.

In solcher Gemüthsstimmung und während ich mit diesen Plänen beschäftigt war, überraschten mich die traurigberühmten Ordonnanzen vom 25. Juli.

Das tiefste Geheimniß wurde am Sonntag, den 25., darüber beobachtet, und Niemand erfuhr, daß der König das Todesurtheil der Monarchie unterzeichnet hatte. Am Morgen des 26. verkündete der Moniteur den am vorhergehenden Tage gefaßten Beschluß. Der König war nach Rambouillet gefahren, und Niemand sah ihn im Laufe dieses Tages.

Ich begab mich nach Paris. Da ich den Moniteur noch nicht gesehen hatte, ließ ich ihn mir vom Baron von Faguel, dem Gesandten der Niederlande, dessen Hotel an das meinige stieß, holen. Mein Erstaunen beim Lesen dieser Ordonnanzen war um so größer, als Herr von Polignac in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag dem russischen Gesandten Pozzo di Borgo sein Wort gegeben hatte, daß kein Staatsstreich stattfinden werde. Nachdem ich Zeuge von der Aufregung gewesen, welche alle Gemüther ergriffen hatte, kehrte ich nach Saint-Cloud zurück, wo der König erst dreiviertel auf elf Uhr ankam. Als er aus dem Wagen stieg, fragte er mich, ob ich von Paris komme und was es dort Neues gebe.

„Großer Schrecken, große Niedergeſchlagenheit, Sire, und ein ungewöhnliches Fallen der Fonds.“

„Um wieviel ſind die Papiere gefallen?“ fragte mich hierauf der Dauphin, der den König begleitete.

„Um vier Procent, Monſeigneur.“

„Sie werden ſchon wieder ſteigen,“ verſetzte der Prinz.

Wir gingen hinauf in das Cabinet, der König gab mir hierauf die Parole und ging dann ſogleich zu Bette.

Ich pflegte den Dienstag gewöhnlich in der Umgegend von Saint-Germain zuzubringen, und ich war eben im Begriff, mich dahin zu begeben, als ein Bote des Königs mir den Befehl brachte, nach der Meſſe, um halb zwölf Uhr, zu ihm zu kommen. Als ich bei ihm eingetreten war, ſagte er zu mir: „Es ſcheint, daß man wegen der Ruhe in Paris einige Beſorgniß hegt. Begeben Sie ſich dahin, übernehmen Sie das Commando und beſuchen Sie zuerſt den Fürſten von Polignac. Wenn am Abend Alles wieder in Ordnung iſt, können Sie nach Saint-Cloud zurückkehren.“

Dieſer Befehl war die natürliche Folge meiner dienſtlichen Functionen, und es blieb mir nichts Andres übrig als zu gehorchen. Ich ließ anſpannen und fuhr ab. Der Fürſt von Polignac theilte mir die Ordonnanz*) mit, die mir das Commando übertrug, und

---

*) „Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich „und Navarra, unſren Gruß zuvor.

„Auf den Vortrag des Präſidenten unſres Miniſterraths „haben wir verordnet und verordnen wie folgt:

Artikel 1.

„Unſer Vetter, der Marſchall Herzog von Raguſa, iſt „mit dem Obercommando über die Truppen der erſten Mi„litärdiviſion beauftragt.

ich bezog die Wohnung des dienſtthuenden Major-Generals.

Eine große Aufregung hatte die Gemüther ergriffen. Es bildeten ſich Menſchengruppen in den Straßen, doch ließ anfangs nichts auf entſchieden feindſelige Abſichten ſchließen. Inzwiſchen begannen die Zuſammenrottungen in der Rue Saint-Honoré anzuſchwellen und zogen dann nach der Place du Palais Royal. Hier wurden die daſelbſt ſtationirten Gendarmen mit Steinen geworfen und ſo lange gereizt, bis ſie von ihren Waffen Gebrauch machten. Es fielen bei dieſer Gelegenheit etwa dreißig Flintenſchüſſe. Ein ſolcher Anfang ließ Schlimmeres für den Abend befürchten.

Ich gab nun allen Truppen Befehl, ihre Kaſernen zu verlaſſen und folgende Poſten einzunehmen:

Das 1. Garderegiment beſetzte mit zwei Kanonen und fünfzig Lanciers den Boulevard des Capucines;

Das 3. Garderegiment mit vier Kanonen und hundertfünfzig Lanciers das Carouſſel;

Die Schweizer mit ſechs Kanonen die Place Louis XV.;

Artikel 2.

„Unſer Conſeilpräſident, der interimiſtiſch das Portefeuille „des Kriegs führt, iſt mit der Vollziehung gegenwärtiger „Ordonnanz beauftragt.

„Gegeben in unſrem Schloſſe Saint-Cloud am 27. Juli „des Jahres der Gnade 1830, dem ſechsten unſerer Re„gierung.

„Unterzeichnet: Karl.

„Für den König:

„Der interimiſtiſch mit dem Portefeuille des Kriegs „betraute Präſident des Miniſterraths

„Fürſt von Polignac.

„Zur Beglaubigung:

„Der interimiſtiſch mit dem Portefeuille des Kriegs „betraute Präſident des Miniſterraths

„Fürſt von Polignac.“

Das 15. Regiment den Pont Neuf;

Das 5. die Place Vendôme;

Das 50. die Boulevards Poissonnière und Saint-Denis;

Das 53. mit den Küraſſiren die Place de la Baſtille.

Alle dieſe Truppen waren um fünf Uhr auf ihren Poſten; ſie ſetzten ſich durch Patrouillen in allen Richtungen mit einander in Verbindung und ſtießen nirgends auf Widerſtand. Gegen ſieben Uhr zogen wieder Volkshaufen durch die Querſtraßen in die Rue Saint-Honoré. Zwei Barrikaden, welche man in der Nähe der Rue Duc-de-Bordeaux und der Rue de l'Echelle zu errichten begonnen hatte, wurden auf meinen Befehl zerſtört. Als die Truppen ſich entfernt hatten, begann man ſie auf's neue, und wir mußten nochmals dahin zurückkehren. In der Nähe liegende Baumaterialien dienten als Waffen gegen die Truppen. Einige Soldaten wurden durch Steine verwundet und ſie ſahen ſich zweimal gezwungen zu feuern. Dieſe Feindſeligkeiten von Seiten der Pariſer konnten nicht ernſtlich gemeint ſein, und die in der Nähe von Orten, wo bedeutende Streitkräfte verſammelt waren, errichteten Barrikaden ſchienen keinen andern Zweck zu haben als zu provociren und zu ſehen, welche Truppendispoſitionen angeordnet waren.

Patrouillen mögen anderwärts einen Zuſammenſtoß gehabt haben, was in der That wahrſcheinlich iſt, da in der Rue Feydeau ein Mann getödtet wurde; etwas Wichtigeres ereignete ſich jedoch nicht im Laufe dieſes Tages.

Um neun Uhr zerſtreuten ſich die Gruppen von ſelbſt. Jedermann ging nach Hauſe und um halb elf Uhr waren alle Straßen leer. Da die Ruhe vollkommen wiederhergeſtellt war und nicht das geringſte *Anzeichen* Unordnungen für die Nacht verrieth, er-

hielten die Truppen Befehl, in ihre Kaſernen zurückzukehren.

Mittwoch, den 28., am frühen Morgen bildeten ſich abermals Gruppen und es zeigte ſich eine ungewöhnliche Aufregung unter der Bevölkerung. Da die Dinge ernſt werden konnten, expedirte ich Offiziere nach Verſailles und Saint-Denis, um die dortigen Garniſonen kommen zu laſſen, ingleichen auch Couriere nach Melun, Provins, Fontainebleau, Beauvais, Compiegne und Orleans. Auch ſchickte ich dem von Caen kommenden 4. Garderegiment, das erſt am 3. Auguſt eintreffen ſollte, einen Courier entgegen, um ſeinen Marſch zu beſchleunigen.

Die Aufregung verwandelte ſich bald in Tumult. Von ſieben Uhr an nahmen die Unruhen den feindſeligſten Character an. Ueberall wurden die franzöſiſchen Wappen zerbrochen, man zerſchnitt die Leinen der Straßenlaternen, ſchleppte die weißen Fahnen der Mairien durch die Goſſen und rief: „Nieder mit den Bourbons!“

Ich ſchrieb ſofort an den König, um ihn von dieſen Vorgängen zu benachrichtigen.

Dann ließ ich allen Truppen den Befehl zugehen, ſobald ſie ihre Suppe gegeſſen hätten, die Kaſernen zu verlaſſen und ſich folgendermaßen zu poſtiren:

Das 1. Garderegiment mit zwei Kanonen und hundert Lanciers auf dem Boulevard des Capucines;

Das 6. ſollte ſich bei ſeiner Ankunft von Saint-Denis als Reſerve auf der Place de la Madeleine aufſtellen;

Das 3. Garderegiment und zweihundert Lanciers auf der Place du Carouſſel, ſobald es durch das von Verſailles kommende 2. Regiment erſetzt ſein würde, nebſt dem 2. Grenadierregiment zu Pferde;

Das 15. Regiment wurde auf den Pont Neuf placirt;

Das 5. und 50. auf die Place Vendôme;
Das 53. und die Küraſſiere auf die Place de la Baſtille.

Um acht Uhr erfuhr ich, daß durch einen unglücklichen Zufall zwei Elitegendarmen meinen Brief verloren hatten, den ſie dem Könige überbringen ſollten. Das Unglück war geſchehen und ich mußte eilen es wieder gut zu machen. Ich ſchrieb daher einen zweiten Brief, der ihm auch prompt zukam.*)

Um neun Uhr erkundigte ſich ein junger Mann, den der Polizeipräfect abgeſchickt hatte, um eine Verſtärkung an Truppen zu erbitten, bei meinen Offizieren, ob es wahr ſei, daß die Stadt in Belagerungszuſtand erklärt ſei. Von dieſer Frage in Kenntniß geſetzt, ſchickte ich zu Herrn von Polignac, um zu erfahren, was dies bedeute.

Mittlerweile wurde ich gegen zehn Uhr zum Con-

---

*) „Sire, ich habe bereits die Ehre gehabt, Ew. Majeſtät von der Zerſtreuung der Gruppen, welche die Ruhe von Paris ſtörten, in Kenntniß zu ſetzen. — Dieſen Morgen bilden ſich dieſelben auf's neue, und zwar zahlreicher und drohender. — Es iſt nicht mehr eine Émeute, ſondern eine Revolution. Es iſt dringend nöthig, daß Ew. Majeſtät beruhigende Maßregeln ergreifen. Noch kann die Ehre der Krone gerettet werden. — Morgen würde es vielleicht zu ſpät ſein.

„Ich treffe inzwiſchen meine Maßregeln, um den Aufſtand zu bekämpfen. Um Mittag werden die Truppen bereit ſein; aber ich erwarte mit Ungeduld die Befehle Ewr. Majeſtät."

Der Ordonnanzoffizier, welcher dieſen Brief überbrachte, ſagte mir bei ſeiner Zurückkunft, daß er denſelben in dem Augenblicke, wo der König in die Meſſe ging, überreicht habe, daß Letztrer ihn deshalb auf ein Pfeilertiſchchen in der Galerie gelegt habe und daß er vom Könige erſt nach deſſen *Zurückkunft* aus der Kapelle geöffnet worden ſei.

Ich erhielt keine Antwort darauf.

seilpräsidenten beschieden, wo ich die Minister versammelt fand.

Sie übergaben mir die Ordonnanz des Königs, welche die Stadt Paris in Belagerungszustand erklärte.*) Und da ich über die Ausdehnung der Vollmachten, welche diese Ordonnanz mir ertheilte, nicht recht im Klaren war, las mir einer der Minister den betreffenden Artikel des Gesetzbuches vor; gleichzeitig theilten sie mir mit, daß sie, um den Verkehr mit mir zu erleichtern, sich in den Tuilerien installiren wollten, und ersuchten mich, Zimmer für sie herrichten zu lassen.

Da ich um Mittag noch immer keine Instruction

---

*) „Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, entbieten Allen, denen Gegenwärtiges zu Gesicht kommt, unsren Gruß;

„In Gemäßheit der Artikel 53, 101, 102 und 103 des Decrets vom 24. December 1811;

„In Betracht, daß ein innerer Aufstand am 27. dieses Monats die Ruhe von Paris gestört hat;

„Haben wir nach Anhörung unsres Ministerconseils verordnet und verordnen wie folgt:

Artikel 1.

„Die Stadt Paris ist in Belagerungszustand erklärt.

Artikel 2.

„Diese Bestimmung wird öffentlich bekannt gemacht und sofort in Vollzug gesetzt.

Artikel 3.

„Unser Minister Staatssekretär des Kriegs ist mit der Ausführung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

„Gegeben in unsrem Schlosse Saint-Cloud, am 27. Juli des Jahres der Gnade 1830, dem sechsten unserer Regierung.

„Unterzeichnet: Karl.

„Für den König:

„Der interimistisch mit dem Portefeuille des Kriegs betraute Präsident des Ministerraths

„Fürst von Polignac.

von Saint-Cloud erhalten hatte, der Tumult aber fortwährend zunahm, hielt ich es für dringend nöthig, die günstige Stimmung der Truppen, welche leicht umschlagen konnte, zu benutzen. Ich hatte um so mehr Grund zu dieser Befürchtung, als schon sechzig Mann vom 50. Regiment um acht Uhr Morgens ihre Fahnen verlassen hatten und zum Volke übergegangen waren. Bereits am vergangenen Abend hatten einige Mann vom 5. Regiment dieses verderbliche Beispiel gegeben; daher beorderte ich jetzt die Truppen, gegen die Volkshaufen anzurücken und sie auseinanderzusprengen.

Der mit dem Commando der linken Colonne beauftragte General Saint-Chamans sollte den Boulevard entlang bis zur Place de la Bastille marschiren, die sich ihm widersetzenden Zusammenrottungen zerstreuen, sich mit dem 53. Regiment und den Küraſſieren vereinigen, das Commando dieser Corps übernehmen, den Faubourg Saint-Antoine beobachten und sich mit der Place de Grève in Verbindung setzen. Der General Talon sollte mit einem Bataillon des 3. Garderegiments, einem Bataillon Schweizer, fünfzig Lanciers und zwei Kanonen über die Insel und den Pont Neuf nach der Place de Grève marschiren, um diesen Platz besetzt zu halten. Nöthigenfalls sollte ihn das auf dem Pont Neuf placirte 15. Regiment unterstützen und außerdem sollte es sich mit dem auf dem Bastillenplatz stehenden Truppen in Verbindung setzen.

Der General Quinsonnas sollte mit zwei Bataillonen vom 3. Regiment, zwei Kanonen und Gendarmen vom Carrousel abmarschiren, um die Rue Saint-Honoré zu säubern und den Marché des Innocents zu besetzen. Der General Wall endlich hatte Befehl, mit einem Linienregiment und Gendarmen die Place des Victoires zu besetzen.

Alle diese Anführer waren instruirt, auf ihrem Marsche alle ihnen entgegentretenden Zusammenrot-

tungen zu zerſtreuen, die Barrikaden zu zerſtören und nur dann von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wenn ſie angegriffen wurden. Ich ſetzte hinzu: „Verſtehen Sie mich wohl: Sie ſchießen nur, wenn eine Füſillade gegen Sie gerichtet wird, und unter Füſillade verſtehe ich nicht einige vereinzelte Flintenſchüſſe, ſondern mindeſtens fünfzig Schüſſe, welche gleichzeitig auf die Truppen abgefeuert werden.“

Die Colonnen ſetzten ſich in Bewegung. Kaum waren ſie abmarſchirt, ſo zerſtreuten ſich die vor ihnen befindlichen Gruppen; aber ein fürchterliches Feuer begann aus den Fenſtern faſt aller Häuſer. Die Truppen feuerten wieder und führten ihre Bewegungen mit Energie und Entſchloſſenheit aus. Sie bewieſen bei dieſer Gelegenheit einen bewunderungswürdigen Muth.

Ich rief das 6. Regiment zu mir und das 2. erhielt Ordre, die beiden Plätze Louis XV. und de la Madeleine zu beſetzen. Dann ließ ich die Truppen auf dem Pont Neuf um ein Bataillon Schweizer verſtärken, um meine Communication mit der Place de Grève gegen jede Gefahr zu ſichern. Der Marſch der Truppen war allenthalben ein ununterbrochener Kampf. Es gelang ihnen indeſſen, die ihnen bezeichneten Poſten zu beſetzen und ſich den ganzen übrigen Tag auf denſelben zu halten. Auf die Colonne des Generals Wall war in der Rue des Petit-Champs nicht geſchoſſen worden und ſie hatte daher ebenfalls nicht gefeuert, ſo daß auf ihrem Marſche Alles ziemlich friedlich abgegangen war. In dieſer Gegend kam es nur auf der Place des Victoires zu Feindſeligkeiten.

Das Gefecht des Generals Talon auf der Place de Grève war ungemein lebhaft, und das Hotel de Ville wurde beſetzt. Der General Quinſonnas, welcher Befehl hatte, den Marché des Innocents zu beſetzen und dann die Rue Saint-Denis zu ſäubern, ließ unvorſichtigerweiſe ein Bataillon vom 3. Regiment,

an deſſen Spitze ſich der Oberſt Plaineſelves befand, zu weit vorgehen und es wurde von dem übrigen Theile der Colonne abgeſchnitten. Ein mörderiſches Feuer empfängt dieſe Truppe und dem Oberſten wird der Schenkel zerſchoſſen. Das wackere Bataillon macht aus Flinten eine Bahre und trägt, ununterbrochen kämpfend, ſeinen Oberſten fort. Gezwungen den Boulevard zu vermeiden, wo ſich nach dem Vorbeimarſche des Generals Saint-Chamans die Barrikaden vermehrt haben, gelangt es endlich durch die Rue de Clichy in das Hospital der Garde im Gros-Caillou. In einer andren Gegend der Stadt war der General Quinſonnas blokirt. Er benachrichtigt mich durch ſeinen Adjutanten, den Kapitän Courtigis, von ſeiner mißlichen Lage. Dieſer Offizier kann nur verkleidet und nachdem er den größten Gefahren ausgeſetzt geweſen iſt, in's Hauptquartier gelangen.

Ich entſende das auf dem Pont Neuf ſtehende Schweizer-Bataillon, um ihn zu degagiren. Es gelingt demſelben und der General Quinſonnas nimmt hierauf Stellung am Quai de l'Ecole.

Um drei Uhr geſtaltete ſich die Sache höchſt bedenklich und ich hielt es für nöthig, den König davon zu unterrichten. Alle getroffenen Maßregeln waren gegen eine Emeute, gegen einen partiellen Aufſtand gerichtet; nachdem aber die geſammte Bevölkerung ſich an der Revolution betheiligt hatte, blieb zur Wiederherſtellung der Ordnung nichts Andres übrig als Unterhandlungen anzuknüpfen; denn um den Aufſtand zu unterdrücken, würden ganz andere Mittel erforderlich geweſen ſein, und ſolche hatte ich nicht zu meiner Verfügung. Die Unzulänglichkeit der Truppen lag auf der Hand. Es wäre daher nothwendig geweſen, Paris momentan zu räumen, die Nationalgarde zuſammenzurufen und ihr die Sorge für die Sicherheit der Stadt zu übertragen, den Sitz der Regierung anderswohin zu verlegen ꝛc. ꝛc.

Allein dies sind Regierungsmaßregeln, welche über die Befugnisse eines mit dem Commando einer Stadt betrauten Generals hinausgehen; übrigens werde ich später von den Operationen und von der Richtung sprechen, welche die militärische Angelegenheit nahm. Indessen war das Resultat in diesem Augenblicke nicht mehr zweifelhaft. Man mußte unterhandeln und Zugeständnisse machen, indem man den moralischen Eindruck, den ein tapferer Kampf auf die Gemüther machte, und die Furcht, daß dieser Zustand der Dinge sich verlängern könnte, benutzte.

Ich war eben damit beschäftigt, an den König zu schreiben, als man mir fünf Notabilitäten von Paris anmeldete. Es waren die Herren Casimir Périer, Laffitte, Gérard, Lobau und Mauguin. Ich ließ sie augenblicklich vor. Laffitte nahm das Wort und sagte zu mir: „Herr Marschall, wir kommen in der Besorgniß, die uns der gegenwärtige Zustand der Dinge einflößt, um Sie zu bitten, daß Sie dem Blutvergießen ein Ende machen." — „Und in der Ueberzeugung," setzte der General Gérard hinzu, „daß wir uns an einen General wenden, dem ein französisches Herz im Busen schlägt."

„Die nämliche Bitte richte ich an Sie, meine Herren," entgegnete ich. „Ernste Unruhen sind diesen Morgen ausgebrochen und haben den Character einer Revolution angenommen. Ich habe befohlen, die Zusammenrottungen zu zerstreuen und die Ordnung wiederherzustellen. Als aber die Truppen sich auf die ihnen bezeichneten Punkte begaben, wurden sie von einem mörderischen Feuer empfangen. Sie erwiderten dasselbe und mußten es erwidern. Wenn die Pariser ihre Feindseligkeiten einstellen, werden auch die unsrigen sofort aufhören. Wer angefangen hat, muß auch zuerst wieder aufhören, das ist nicht mehr als recht und

billig, denn man kann sich nicht todtschießen lassen, ohne sich zu vertheidigen."

Um dahin zu gelangen, meinten sie, müsse die Zurücknahme der Ordonnanzen angezeigt werden können, und für diesen Fall verpflichteten sie sich, ihren Einfluß zur Wiederherstellung der Ruhe aufzubieten. Ich erwiderte ihnen, daß ich keine politischen Gewalten habe und mich in dieser Beziehung zu nichts verbindlich machen könne, schlug ihnen aber vor, falls sie es dahin brächten, daß das Feuer der Bürger aufhörte, mich an ihrer Spitze nach Saint-Cloud zu begeben, um ihren Reclamationen mehr Gewicht zu geben. Als die Herren Mauguin und Laffitte ihre Beschwerden gegen die Regierung weiter entwickeln wollten, sagte ich zu ihnen: „Meine Herren, lassen wir uns nicht in eine überflüssige und zwecklose Discussion ein. Wir würden damit nur unnöthig Zeit verlieren, denn Sie würden Dinge tadeln, die ich weit entfernt bin zu billigen; allein es handelt sich jetzt um eine militärische Frage, welche diesen Augenblick in meinen Augen Alles überwiegt und die ich nicht aufgeben kann."

Ich interpellirte meine anwesenden Kameraden, die Generale Gérard und Lobau, und sie konnten nicht umhin, dies anzuerkennen.

„Bedenken Sie nur, meine Herren, wie gewichtig ich Ihre Wünsche würde unterstützen können, wenn die Ruhe hergestellt wäre! Ein trauriges Verhängniß hat mir dieses schmerzliche Commando übertragen. Es war der größte Kummer, der mich treffen konnte. Aber ich kann mit meinen Pflichten nicht unterhandeln, sollten auch Verbannung und Tod der Lohn für deren Erfüllung sein. Helfen Sie mir Alles wieder zu versöhnen, indem Sie auf Seiten der Einwohner das Aufhören von Feindseligkeiten vermitteln, welche die *der Truppen* veranlaßt und motivirt haben."

Hierauf verlangten dieſe Herren von mir, daß ich auf der Stelle dem Könige den Ausdruck ihrer Wünſche überſenden ſolle, wozu ich mich ſofort bereit erklärte. Ich ſchlug ihnen vor, mit Herrn von Polignac zu ſprechen, der ſich mit ſämmtlichen Miniſtern im Nebenzimmer befand. Sie waren damit einverſtanden; Polignac aber wollte ſie nicht vorlaſſen. Der wichtige Brief, welcher dem Könige den wahren Stand der Dinge und den drohenden Ernſt der Umſtände ankündigte, wurde meinem erſten Adjutanten, Oberſt Komierowski, anvertraut, mit dem Befehle, ſich möglichſt zu beeilen, ihn perſönlich dem Könige zu überreichen und mündliche Erläuterungen über die Lage der Hauptſtadt beizufügen. Er brach mit einer Escorte von fünfundzwanzig Lanciers auf und kam noch vor vier Uhr in Saint-Cloud an. Der Herzog von Duras führte ihn beim Könige ein. Dieſer las die Depeſche und ſagte ihm dann, er möge ſeine Antwort darauf erwarten.

Als der Oberſt aus dem Cabinet trat, wurde er von dem dienſtthuenden Perſonal umringt. Man war dort noch vollkommen unbeſorgt und wollte nicht glauben, daß es in Paris ſo ſchlimm ſtehe.

Nachdem Komierowski zwanzig Minuten gewartet hatte, erinnerte er im Bewußtſein der Dringlichkeit der Umſtände den Herzog von Duras nochmals an die Antwort des Königs, und der erſte Kammerherr verſtieß gegen die Regeln der Etikette, die ihm eigentlich nicht erlaubte, ſo bald ſchon beim Könige wieder einzutreten. Endlich ließ Se. Majeſtät Komierowski hereinkommen. Der Dauphin und die Herzogin von Berry befanden ſich mit im Cabinet. Der König gab dem Oberſten nur folgende mündliche Antwort:

„Sagen Sie dem Marſchall, daß er ſeine Truppen vereinigen, nicht nachgeben und in Maſſe operiren ſoll.“

Dies war die einzige Ordre, die mir überbracht wurde und die mir der König einige Stunden später schriftlich wiederholte.*)

---

*) Der König Karl X. an den Marschall Herzog von Ragusa.

„Mein lieber Marschall, ich vernehme mit großem Vergnügen die gute und ehrenvolle Haltung der unter Ihren Befehlen stehenden Truppen.

„Danken Sie ihnen in meinem Namen und bewilligen Sie Ihnen einen Anderthalbmonatssold.

„Vereinigen Sie Ihre Truppen, halten Sie tapfer Stand und erwarten Sie meine morgenden Befehle.

„Gute Nacht, mein lieber Marschall.

„Karl."

Ordre für den Marschall Herzog von Ragusa, Oberbefehlshaber der ersten Militärdivision.

„1) Sämmtliche Streitkräfte zwischen der Place des Victoires, der Place Vandôme und den Tuilerien zu concentriren.

„2) Die Ministerien des Auswärtigen, der Finanzen und der Marine sicher zu stellen.

„3) Die Uebersiedelung der Minister von Paris nach Saint-Cloud, morgen den 29. Vormittags zwischen zehn und elf Uhr, zu sichern.

„4) In oben bezeichneter Stellung die Befehle zu erwarten, die ich im Laufe des morgenden Tages zu ertheilen für gut finden werde.

„5) Die Angreifer zurückzuweisen, wenn solche sich zeigen, aber keine neuen Angriffe gegen die Aufständischen zu unternehmen.

„Gegeben zu Saint-Cloud, 28. Juli 1830.

„Karl."

An den Fürsten von Polignac, Präsidenten des Ministerraths.

„Den Befehlen gemäß, die ich dem Marschall Herzog von Ragusa übersende, werden sich der Fürst von Polignac *und sämmtliche* Minister, seine Collegen, morgen zwischen

Ich würde mir dieſes Verfahren nicht haben erklären können, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß der Fürſt von Polignac, nachdem er ſich geweigert, die Deputation zu empfangen, mir ſagte, er werde an den König ſchreiben.

In der That erfuhr ich auch ſpäter, daß, während ich an den König ſchrieb, ein Courier mit der Reitpeitſche in der Hand in den Billardſaal eingetreten war, wo ſich die dienſtthuenden Offiziere befanden, und die Depeſche verlangt hatte, die er befördern ſollte. In demſelben Augenblicke war Herr von Polignac aus dem Cabinet gekommen und hatte dieſem Manne eine Depeſche übergeben.

Dieſes Schreiben mußte dem Könige nothwendigerweiſe früher als das meinige zugekommen ſein, weil es durch eine Stafette befördert wurde, während mein Adjutant mit einer Escorte beſchwert war. Es dünkt mir ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Brief den König aufforderte, in dem Kampfe zu beharren und nicht auf den Rath zu hören, den ich ihm etwa geben mochte.

Der Herzog von Guiche war in Civil bei Herrn von Polignac, als die Deputation bei mir eintrat. Er wartete das Ende meiner Conferenz mit dieſen Herren nicht ab, und ritt nach Saint-Cloud. Auch er überbrachte jedenfalls die perſönlichen Anſichten Polignac's und kam früher als mein Adjutant an.

Die Miniſter hatten mir ein Verzeichniß von zwölf Perſonen gegeben, die ſie als die Häupter der Revolu-

---

zehn und elf Uhr unter genügender Escorte nach Saint-Cloud begeben.

„Der Fürſt von Polignac und der Miniſter der Finanzen werden für die Sicherung des königlichen Schatzes ſorgen und die erforderlichen Maßregeln treffen, damit die in denſelben enthaltenen Summen fortgeſchafft werden können.

„Gegeben zu Saint-Cloud, 28. Juli 1830.

„Karl.“

tion ansahen und die ich deshalb verhaften lassen sollte. Es war dann auf sechs reducirt worden und bestand aus den Herren Laffitte, Lafayette, Gérard, Marchais, Salverte und Puyraveau. Die Verhaftbefehle waren schon gegeben. Zwei von den bezeichneten Personen waren Mitglieder der Deputation. Als diese sich entfernt hatte, erklärte ich Herrn von Polignac, daß ich jene Beiden nicht verhaften lassen würde. Es schien mir nicht loyal, Hand an Männer zu legen, die aus eigenem Antriebe kamen. Es wäre sehr unrecht gewesen, sie in dem Augenblicke zu verhaften, wo sie als Versöhner kamen, und ich sagte daher noch: „Wenn eine ganze Bevölkerung unter Waffen steht, wenn die Häuser in Festungen und die Fenster in Schießscharten verwandelt sind, so wird es nie an Anführern fehlen."

Um der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß Polignac mir nichts darauf entgegnete. Dies ist der wahre Thatbestand dieser Verhaftungsangelegenheit, die auf verschiedene Weise erzählt worden ist. Ueberdies war jede Verhaftung in Paris schon unmöglich geworden, ausgenommen die der beiden Personen, welche zu der Deputation gehörten.

Ich hatte nach positiven Berechnungen, die ich später auseinandersetzen werde, mein Heil versucht; aber Alles verkündete einen so hartnäckigen und allgemeinen Widerstand, daß an eine Besiegung desselben nicht mehr zu denken war. Da die Entwickelung meiner Streitkräfte und ihre energische Thätigkeit nichts erzielt hatte, blieb mir keine andre Wahl mehr als sie für die Nacht in einer guten Defensivstellung zu concentriren und zu warten. Aber die Nacht rückte für meine Wünsche sehr langsam heran. Nach dem Marsche des Generals Saint-Chamans hatten die Pariser *unglaubliche* Anstrengungen gemacht, um ihn gänzlich

von mir abzuſchneiden. Die umgehauenen Bäume des Boulevards, zahlreiche Barrikaden, das aufgeriſſene Pflaſter, kurz eine wie durch Zauberei geſchaffene impoſante Defenſive legte unüberſteigliche Hinderniſſe zwiſchen ihn und mich. Andrerſeits waren auch alle ſeine Bemühungen, mit dem General Talon, der das Hotel de Ville beſetzt hielt, in Verbindung zu kommen, fruchtlos. Die entpflaſterte und durch eine Menge Barrikaden geſperrte Rue Saint-Antoine wurde durch das Feuer aus den Häuſern vertheidigt. Jede Truppenbewegung war daher in dieſer Richtung unmöglich geworden. Indeſſen hatte der General Talon Ordre erhalten, die Ankunft des Generals Saint-Chamans zu erwarten, um ſich dann zurückzuziehen. Neue Befehle wurden durch verkleidete Offiziere abgeſchickt, und der Rückzug dieſer beiden Hauptcolonnen erfolgte, der des Generals Saint-Chamans über den Pont d'Auſterlitz und die äußeren Boulevards, der des Generals Talon über die Inſel und den Pont Neuf.

Dieſe beiden ausgezeichneten Offiziere brachten alle ihre Verwundeten mit fort. So waren denn ſämmtliche Truppen nach einem der heißeſten Kämpfe, welche jemals ſtattgefunden haben, concentrirt. Der größte Theil unſerer Munition war verbraucht. Ich hatte in Vincennes viel Artillerie, die ich aber wegen der großen Schwierigkeit, durch Paris zu kommen, nicht hatte an mich ziehen können. Am Mittwoch Abend ließ ich das 2. Grenadierregiment zu Pferde, deſſen ich mich bisher nicht hatte entſchlagen wollen, über die äußeren Boulevards nach Vincennes abgehen. Es war beauftragt, Artillerie und Munition von dort zu holen und zu escortiren; allein es konnte erſt nach erfolgter Räumung von Paris wieder zu uns ſtoßen. Während meiner langen militäriſchen Laufbahn und inmitten von Ereigniſſen aller Art, bei denen ich eine active Rolle ſpielte, habe ich nie etwas empfunden, was ſich mit der Angſt

und Seelenqual dieses Tages vergleichen ließe. Mein Hauptquartier war auf dem Carrouselplatze aufgeschlagen. Jeden Augenblick erhielt ich eine Menge beunruhigender Rapporte. Durch Besonnenheit und Umsicht war es mir gelungen, für Alles zu sorgen und der Tag war so gut als möglich, das heißt ohne ernste Unfälle, vergangen; aber jede Illusion mußte in den Augen eines verständigen Mannes schwinden und wenn die Ueberlegung während der Nacht und die erlittenen Verluste die Stimmung der Pariser nicht vollständig änderte, so war nur noch von einer schleunigen Unterhandlung etwas zu hoffen. Mit Tagesanbruch nahmen die Truppen eine rein defensive und concentrirte Stellung ein. Zwei Bataillone Schweizer placirte ich im Louvre. Dies war die Spitze meiner Linie und ich betrachtete den Posten als eine uneinnehmbare Festung. Das dritte Schweizerbataillon, das 3. Garderegiment und das 6. Linienregiment standen mit sechs Kanonen auf dem Carrouselplatze. Das 1. und 2. Garderegiment hatten mit zwei Geschützen die Place Louis XV. und den Boulevard de la Madeleine besetzt. Das 15. und 50. Regiment waren im Garten der Tuilerien placirt und zwei Kanonen am Gitter, der Rue de Castiglione gegenüber aufgestellt. Das 5. und 53. Regiment standen auf der Place Vendôme. Endlich legte ich Posten in die Häuser am Eingange der Straßen, welche auf den Carrouselplatz und auf den Platz ausmünden, welcher das Louvre von den Tuilerien trennte.

Ich placirte eine Batterie in die Rue de Rohan. Diese Batterie bestrich die Rue de Richelieu und verhinderte jede Offensivbewegung von dort her. Ferner legte ich ein Detachement des 6. Garderegiments in die der Rue de Rivoli gegenüberliegenden Häuser der Rue de Rohan, damit die Bewohner dieser Häuser nicht

auf die in der Rue de Rivoli befindlichen Truppen schossen.

Das Nämliche that ich in den dem Tuilerienpalaste gegenüberliegenden Häusern des Carrouselplatzes. Eine Proklamation fordert die Bewohner auf, sich zu beruhigen. Ich berief die Maires und Adjuncten in ihrer Amtstracht und mit der Schärpe umgürtet, zusammen und schickte sie ab, um die Umgebungen der Tuilerien zu durchstreifen und zu dem Volke zu sprechen. Es ist mir jedoch schmerzlich, nur vier solcher Municipalbeamter nennen zu können, die meiner Aufforderung Folge leisteten, nämlich die Herren Hutteaux d'Origny, Maire des 10. Arrondissements, Olivier, Adjunct desselben Arrondissements, Petit, Maire des 2., und de la Garde, Adjunct des 11.

Ich befahl den Truppen auf das Nachdrücklichste, nur dann zu schießen, wenn sie sich gegen einen Angriff vertheidigen müßten. Ich provocirte eine Zusammenkunft der Minister und erklärte ihnen, daß ich unter den obwaltenden Verhältnissen keinen andern Ausweg zur Rettung der Monarchie sehe, als zu unterhandeln und die Ordonnanzen zurückzunehmen. Ich bewog sie nun dazu, sich auf der Stelle nach Saint-Cloud zu begeben, und lieferte ihnen eine Eskorte. Zugleich schickte ich den General Girardin, nachdem ich ihn mit einigen Beglaubigungsschreiben versehen, an den König ab, um demselben die Dringlichkeit der Umstände vorzustellen. Endlich ersuchte ich auch die Herrn von Sémonville und von Argout, welche zu mir gekommen waren, sich gleichfalls nach Saint-Cloud zu begeben, um den König wo möglich aufzuklären und zu überzeugen.

Ich erwartete nun jeden Augenblick Nachrichten und Vollmachten. Wäre ich noch um elf Uhr ermächtigt worden, die Zurücknahme der Ordonnanzen zu versprechen, so wäre die Dynastie gerettet gewesen.

In einer ſo kritiſchen Lage war es von der größten Wichtigkeit, zu unterhandeln, ſo lange wir noch in Paris und das Schloß der Tuilerien, der wichtigſte Ort der Stadt, in unſrer Gewalt war; ich hatte mir daher vorgenommen, eher Alles zu riskiren, als mich freiwillig zurückzuziehen. Inzwiſchen wurden die Umſtände immer dringender. Einige unbedeutende Plänkeleien hatten an mehreren Punkten ſtattgefunden; plötzlich aber entſtand ein lebhaftes Parlementiren auf dem Boulevard, das ſich bald bis zur Place Vandôme fortpflanzte. Caſimir Périer, deſſen Name großes Gewicht hatte, trat vor und haranguirte die dort ſtehenden Regimenter. Nach einer kurzen, aber feurigen Anſprache riß er ſie mit ſich fort. Dieſer Abfall war das entſcheidende Moment jenes hochwichtigen Tages, denn wären die Truppen treu geblieben, ſo hätte ich mich noch vierundzwanzig Stunden halten können.

Durch den General Wall von dieſem unheilvollen Vorgange in Kenntniß geſetzt, ließ ich das 15. und 50. Regiment, welche dieſes Beiſpiel hätte anſtecken können, aus dem Tuileriengarten nach den Champs Elyſées abmarſchiren. Ich konnte ſie nur durch ein Bataillon des 2. Regiments erſetzen laſſen, das ſchon ſehr ſchwach war, um die Debouchés der Rue Royale zu bewachen und die Maſſen in Schach zu halten, welche vom Boulevard und aus dem Faubourg Saint-Honoré kamen, während die Inſurgenten bereits das Palais Bourbon ſowie die Zugänge zu den Brücken beſetzt hatten, das Hotel des Invalides bedrohten und ſich anſchickten, über den Fluß zu gehen. Demzufolge ſchickte ich das auf dem Carrouſelplatze ſtationirte Schweizerbataillon an das Gitterthor der Rue de Caſtiglione gegenüber, um es zu vertheidigen, und eines der im Louvre befindlichen zwei Bataillone wurde herausgezogen, um den Carrouſelplatz zu beſetzen. Alle militäriſchen Berechnungen würden dieſen Augenblick für die ſofortige

Räumung geweſen ſein; aber die politiſchen Rückſichten geboten mir zu bleiben, und ich beſchloß daher, es auf's Aeußerſte ankommen zu laſſen. Ich erſtattete dem Könige Bericht von dieſem neuen Vorfalle und erneuerte meine Anſtrengungen, das Feuer der Pariſer zum Schweigen zu bringen.

Eine zahlreiche Truppe zog, lebhaft feuernd, die Rue Richelieu herauf und war ſchon bei der Paſſage Saint-Guillaume angekommen. Der Artilleriehauptmann, welcher das in dieſer Richtung aufgeſtellte Geſchütz commandirte, ließ mich um die Erlaubniß bitten, in dieſen Haufen ſchießen zu dürfen. Ich begab mich ſelbſt in die Nähe der Kanone, um mir den Trupp genau anzuſehen, deſſen Feuer bei meinem Erſcheinen noch heftiger wurde. Da ich Frauen darunter bemerkte, verbot ich das Schießen. Um jedoch den Feindſeligkeiten auf dieſem Punkte ein Ende zu machen, befahl ich dem Bataillonschef de la Rue, meinem Adjutanten, mit den Inſurgenten zu parlamentiren und ihnen zu ſagen, daß man in Unterhandlung ſtehe, aber auf ſie ſchießen würde, wenn ſie noch weiter vorrückten. Es gelang meinem Adjutanten, dieſe Leute zum Einſtellen des Feuers zu bewegen. Die Pariſer riefen: „Es lebe der König! es lebe die Charte!“ und mit den nämlichen Rufen empfingen ſie auch Herrn Hutteaux d'Origny, einen der Maires, welche de la Rue begleitet, und der mit großer Kaltblütigkeit den Kugeln getrotzt hatte, welche um ihn herum pfiffen und von den Mauern der Häuſer abprallten.

Es war ſchon ein Uhr. Alles ſchien endlich ruhig zu werden, als ſich plötzlich wieder ein lebhaftes Kleingewehrfeuer vernehmen ließ. Ich befand mich in dieſem Augenblicke in der Rue de Rohan. Bald jedoch hörte das Feuern auf, ein verworrenes Geräuſch ſchlug an mein Ohr und ich ſah das Schweizerbataillon in Unordnung fliehen. Es hatte über Hals und Kopf

das Louvre geräumt, in welchem sich tapfere Soldaten, wie sie es waren, gegen Feinde, die keine Kanonen hatten, bis in alle Ewigkeit hätten halten können. Die Ursache dieses Vorfalls war mir anfangs ein Geheimniß; aus den Aufklärungen aber, die ich nachher darüber erhielt, habe ich ersehen können, wie die Sache zugegangen war. Das Bataillon, dem ich Ordre gegeben, das Louvre zu verlassen und den Carrouselplatz zu besetzen, hatte darin eine Compagnie zurückgelassen, die auf der linken Ecke des Louvre unweit der Rue du Coq placirt war, wo Baumaterialien lagen, welche die Annäherung erleichterten. Der Adjutant-Major dieses Bataillons, welcher kam, um jene Compagnie zu holen, hatte sie unbesonnener Weise herausgezogen, ohne den Obersten Salis, der sie durch andere Truppen ersetzt haben würde, davon zu benachrichtigen. Als die Pariser den Posten verlassen sahen, drangen sie hinein und zeigten sich am Eingange der Gemächer, wo sie einige Schüsse abfeuerten. Die überraschten Schweizer zogen sich eiligst zurück. Der Oberst verlor den Kopf und anstatt diese Handvoll Feinde, die er vor sich hatte, zurückzuwerfen oder gefangen zu nehmen, zog er sich aus Angst, im Louvre blokirt zu werden, schleunigst und in Unordnung aus demselben zurück. Im Freien angekommen, wollte er versuchen Widerstand zu leisten und zu kämpfen, aber vergebens, und die Unordnung artete bald in eine förmliche Flucht aus. Als nun die auf dem Carrouselplatze stehenden Truppen die eilige Flucht der Schweizer und die sie verfolgenden Pariser sahen, als sie ferner die Flintenschüsse hörten, welche aus den Häusern dieses Platzes kamen, stürzte sich Alles, Infanterie, Cavalerie und Artillerie, unter den Triumphbogen. Die größte Verwirrung war die Folge davon. Ich steige zu Pferde und passire als einer der Letzten das Defilé. Menschen und Pferde *fallen um mich* her, und ich komme in den Schloßhof

Hier gelingt es mir, sechzig Schweizer wieder zu sammeln. Mit dieser schwachen Truppe biete ich den Andringenden die Spitze, um der Menge Zeit zu lassen, sich durch die Porte de l'Horloge zu verlaufen. Die Pariser dringen in den Hof selbst ein, und einer von ihnen stürzt zehn Schritte von mir von einer Kugel durchbohrt in dem Augenblicke nieder, wo er auf mich schießen wollte. Ich lasse sie durch vier Offiziere meiner Suite angreifen und sie werden hinausgetrieben. Unter dem fortwährenden Feuer der Insurgenten lasse ich das Gitter schließen, und meine sechzig Schweizer bleiben Herren des Schlachtfeldes.

Ich sende nun einen Offizier den Truppen nach, deren Rückzug zu eilig vor sich ging. Ein Bataillon derselben, das schon beim Pont-Tournant angelangt war, kehrt auch zurück. Ich placire es an die Spitze der Kreuzstellung, damit es den Rückzug decke und die Arrièregarde bilde, und wir erreichen in guter Ordnung den Platz. Hier mache ich so lange Halt als nöthig ist, um den Rückzug der vom Boulevard de la Madeleine kommenden Truppen zu sichern, und die Massen in Schach zu halten, die sich im Faubourg Saint-Honoré gesammelt hatten und deren Spitze alle Debouchés besetzt hielt. Als sie vorbeigezogen sind, setzen wir unsre Bewegung fort. Bei der Avenue Marigny angekommen, stoßen wir auf eine Barrikade, hinter der zahlreiche Flintenschüsse auf uns abgefeuert werden. Auch aus den Gärten feuert man auf uns. Wir setzen unsre Bewegung langsam fort, während ich den an der Spitze marschirenden Truppen den Befehl zugehen lasse, an der Barrière Halt zu machen. Andrerseits war die Cavalerie unter den Befehlen des Generals Saint-Chamans jedenfalls bis zur Porte Maillot vorgedrungen, um die Banden von Neuilly, Courbevoie 2c., die sich in unsren Rücken gesammelt hatten, zu vertreiben. Endlich nimmt das Gros der Truppen

Poſition an der Barrière und ich komme ſelbſt dort an. Ich beſetze den Eingang des Faubourg du Roule, überzeugt daß in dieſer Stellung ſich Niemand vor uns zeigen wird. Angeſichts des Schloſſes und mit Artillerie verſehen, waren wir noch immer achtunggebietend. Dies war der geeignete Moment zu Unterhandlungen. So lange wir noch da waren, hatten unſere Worte Gewicht.

Wäre der Hof jetzt von Saint-Cloud nach Saint-Denis übergeſiedelt, wo er ungeſtört für ſeine Sicherheit ſorgen konnte, ſo hätten wir, nachdem die Artillerie von Vincennes zu uns geſtoßen war, die im Laufe des Tages ankommen mußte, Stellung auf dem Montmartre nehmen und von hier aus die Stadt zuſammenſchießen oder wenigſtens bedrohen können. Man war jedoch in Saint-Cloud andrer Meinung geweſen, und ich erhielt in dieſem Augenblicke die Meldung, daß der König das Commando ſeiner Armee dem Dauphin übertragen habe. Dieſer befahl mir, Paris zu räumen und die Truppen nach Saint-Cloud zu führen. Demgemäß ſetzten ſie nach kurzer Raſt ihre Bewegung fort und nahmen die ihnen bezeichneten neuen Stellungen ein.*)

---

*) Der Dauphin an den Marſchall Herzog von Raguſa.

„Herr Vetter, nachdem mir der König das Obercommando ſeiner Armee übergeben hat, befehle ich Ihnen, ſich ſofort mit Ihren ſämmtlichen Truppen nach Saint-Cloud zurückzuziehen. Hier werden Sie dann unter meinen Befehlen dienen. Gleichzeitig beauftrage ich Sie, die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, um alle Werthgegenſtände des königlichen Schatzes nach*) Paris transportiren zu

*) Im Original des Briefes ſteht: pour faire transporter à Paris, und wir haben dieſen Fehler der hiſtoriſchen Treue wegen beibehalten. Der Prinz wollte jedenfalls ſchreiben de Paris, von Paris weg ꝛc.

Als ich den Carrouſelplatz und die Tuilerien ſo plötzlich und unvermuthet räumte, hatte ich nicht Zeit, alle Poſten aus den verſchiedenen Häuſern an mich zu ziehen, in die ſie gelegt worden waren, um die Eingänge der Nebenſtraßen zu vertheidigen. Mehreren Detachements, welche den gezwungenen Rückzug ſahen, gelang es indeß herauszukommen und ſich ihren marſchirenden Corps anzuſchließen; andere aber blieben zurück und vertheidigten ſich bis auf's Aeußerſte. Eines vom 6. Regiment, unter dem Commando des Lieutenants Ferrier, das auch ſo zurückgelaſſen worden war, brach aus ſeinem Hauſe hervor und ſchlug ſich, fortwährend kämpfend, durch die Volksmaſſen, welche ſchon den Carrouſelplatz und den Eingang in die Rue de Rivoli beſetzt hatten. In den Champs Elyſées ſtieß es zu uns; aber von den funfzig Mann, aus denen es urſprünglich beſtanden hatte, waren nur noch zweiundzwanzig übrig, die anderen waren umgekommen. Dieſe muthige That verdient das größte Lob. Ich könnte noch viele andere Offiziere nennen, die ſich an dieſen beiden heißen Tagen durch glänzende Tapferkeit auszeichneten.

Dies iſt die genaue Darſtellung der Ereigniſſe vom 27., 28. und 29. Juli, ſo wie der Befehle, welche ertheilt wurden. Vielleicht wurden bei ihrer Ausführung Fehler begangen und durch die Umſtände Modificationen bedingt; allein da mich die politiſchen Umwälzungen verhindert haben, detaillirte Berichte zu ſammeln, ſo kann ich ſie weder erzählen, noch die Verantwortlich-

---

laſſen, gemäß der vom Miniſter der Finanzen deshalb erlaſſenen Verordnung. Zeigen Sie den Truppen unverzüglich an, daß ſie von nun an unter meinem Commando ſtehen.

„Aus meinem Hauptquartier zu Saint-Cloud, 29. Juli 1830.

„Ludwig Anton.“

keit dafür auf mich nehmen. In einem solchen Kampfe, wie in denjenigen Kriegen, deren Schauplatz ein coupirtes Terrain ist, hat der Befehlshaber, der im Drange der Umstände oft plötzlich seine Colonnen aus dem Gesicht verliert, nur Zweierlei zu thun: die allgemeinen Dispositionen anzuordnen, und großen Unfällen vorzubeugen. Auf diese doppelte Pflicht mußte ich mich beschränken.

Ich begegnete dem Dauphin zwischen Saint-Cloud und Boulogne. Er empfing mich kalt. Ich erzählte ihm kurz was vorgegangen war. Hierauf setzte er seinen Weg den Truppen entgegen fort, und ich begab mich zum Könige, der eben mit dem Fürsten von Polignac conferirte. Seit einigen Stunden hatte er viel Terrain verloren, seine Interessen waren sehr gefährdet, und doch konnte er sich noch immer nicht entschließen, weder einen Vergleich einzugehen, noch dieses Ministerium zu entlassen, das die Monarchie in's Verderben stürzte, noch seine unseligen Ordonnanzen zurückzunehmen.

Ich fand den König betrübt, aber freundlich gegen mich. Er befragte mich über die stattgefundenen Ereignisse, und ich drang in ihn, keine Minute zu verlieren. Ich drückte mein lebhaftes Bedauern aus, daß die Antwort auf die Propositionen nicht hatte gegeben werden können, wenigstens noch in der Stellung an der Barrière de l'Etoile. Dies wäre noch etwas ganz Andres gewesen, und man würde sich vor dem Abend geeinigt haben. Da es aber nun einmal nicht geschehen war, mußte man sich jetzt wenigstens beeilen. Um fünf Uhr wurde der Entschluß gefaßt, und erst am nächsten Morgen um sieben Uhr reiste der Herzog von Mortemart mit Vollmachten nach Paris ab.

Da die Ereignisse nach meiner Ankunft in Saint-Cloud einer ganz neuen Ordnung der Dinge angehören, komme ich auf das zurück, was in Paris ge-

ſchah. Die Folgen davon waren ſo ungeheuer wichtig, indem der ganze Zuſtand der Geſellſchaft dadurch verändert wurde, daß ſie der Gegenſtand einer Controverſe werden mußten und noch lange ſein werden.

Ich will darthun, daß ich, ungeachtet der Reſultate, nicht anders handeln konnte. Jeder andere Weg, den ich hätte einſchlagen können, ſtellte ernſtere Nachtheile in Ausſicht, ohne nur einen der Vortheile zu haben, welche der von mir verfolgte darbot.

Ich werde freimüthig alle Fragen erörtern und mich bemühen, keines der Argumente, welche gegen mein Verfahren geltend gemacht worden ſind, und keine der Anſichten, welche man über das was ich hätte thun ſollen und können, ausgeſprochen hat, zu vergeſſen.

Zunächſt erinnere ich nochmals an das was ich ſchon oben unwiderleglich bewieſen habe. Ich war in nichts eingeweiht, über nichts um Rath gefragt worden. Folglich hatte ich auch nichts vorbereiten können. Ich gebe hier den Etat der Truppen, über die ich verfügen konnte.

Garderegimenter.

Erſtes Garderegiment	800 Mann
(Dieſes Regiment verſah den Dienſt in Saint-Cloud.)	
Zweites Garderegiment	1200 „
Drittes do.	1200 „
Sechstes do.	800 „
(Dieſes Regiment lieferte die Garniſon von Vincennes.)	
Siebentes Schweizerregiment . . .	1500 „
Gardeinfanterie	5500 Mann

(Die einzige vollkommen zuverläſſige Infanterie.)

Linieninfanterie.

Fünftes Fünfzigstes Dreiundfünfzigstes Fünfzehntes (leichtes)	Regiment .	4000 Mann
	Infanterie in Summa	9500 Mann.

Cavalerie.

Lanciers	400 Mann
Küraſſiere	350 „
Cavalerie in Summa	750 Mann.

Artillerie.

Zwölf Kanonen.

Ich muß bemerken, daß die für den Dienſt in Paris nöthigen Truppen ſich auf 1526 Mann beliefen. So lange Paris ruhig blieb, durfte man die zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Handhabung der Straßenpolizei nöthigen Poſten nicht einziehen. Als daher die Revolution überall gleichzeitig ausbrach, wurden faſt ſämmtliche Poſten entwaffnet, wodurch die Truppenzahl der Garniſon ſich um wenigſtens zwölfhundert Mann verminderte.

Die Liberalen haben behauptet, daß ich die große Gewalt, mit der ich bekleidet war, im Intereſſe des Landes und nicht im Intereſſe Derer, die mich damit bekleidet, hätte anwenden ſollen. Ich hätte dem Könige erklären ſollen, daß er der Stimme der öffentlichen Meinung Gehör geben und die Ordonnanzen zurücknehmen müſſe, und um ihn dazu zu zwingen, hätte ich die Miniſter verhaften laſſen und mich mit den Mißvergnügten verbinden müſſen.

Dieſes Project wurde mir am Dienſtag und Mittwoch von Leuten vorgelegt, welche lebhaft in mich

drangen, es auszuführen; aber keine Illusion konnte mir nur einen Augenblick die Extravaganz und Abscheulichkeit desselben verbergen.

Ich antwortete Denen, welche so zu mir sprachen, Folgendes: „Ihr wollt, daß ich einen Greis verrathe, der sein Vertrauen in mich gesetzt hat. Wie könnt Ihr denken, daß ich, uneingedenk meines Mandats, meine Waffen gegen Den richten werde, der sie mir in die Hand gegeben? Ich wäre in diesem Falle das unmittelbare und wissentliche Werkzeug des Unterganges der Monarchie. Welchen Namen würde ich dann verdienen und welchen Namen würde mir die Geschichte geben? Ihr saget, ich würde als der Retter der Monarchie betrachtet werden, wenn ich diesen Weg einschlüge? Ihr irrt Euch gewaltig. Ich weiß besser als ein Andrer und aus Erfahrung, wie schwer es ist, sich zu Erwägungen von solcher Höhe zu erheben. Ich weiß, welcher Lohn den edelsten, uneigennützigsten und patriotischesten Handlungen zu Theil wird, wenn sie außer dem Bereiche der positiven Pflicht liegen. Die verletzten Interessen sind erbarmungslos. Uebrigens ist man nur durch das Recht etwas; ich befehle aus Gehorsam, und wenn ich aufhöre zu gehorchen, habe ich nicht mehr das Recht zu befehlen. Ihr wißt sehr wohl, daß meine persönlichen Ansichten den Staatsstreichen abhold sind. Weder meine Grundsätze noch meine Neigungen gebieten mir in diesem Augenblick eine blinde Ergebenheit. Ich handle daher nicht im Rausche der Leidenschaft, sondern im Gefühl einer harten und schmerzlichen Pflicht, der ich Alles hintansetzen muß. Diese Gründe sind wohl triftig genug, um Euch den Mund zu schließen und Euch zu überzeugen, daß mein Entschluß unerschütterlich fest steht; aber gesetzt auch Euer strafbarer Rath könnte mich einen Augenblick verlocken, so würde er doch nicht die Wirkung haben, die Ihr davon erwartet. Glaubt ihr denn, man

würde mir gehorchen? Gewiß nicht, Alles würde desorganisirt werden, Jeder würde seinen eigenen Weg gehen. Der König würde gänzlich schutzlos und ich nicht im Stande sein, eine Bewegung aufzuhalten, die Alles mit sich fortreißen würde. Der völlige Ruin, der das unfehlbare Resultat dieses Verfahrens wäre, würde dann mir allein, und mit Recht, zugeschrieben werden. Anstatt ein Dictator zu werden, wie Ihr meinet, würde ich ein Elender ohne Macht und Gewalt sein, verachtet selbst von Denen, deren Interessen ich gedient hätte. Ihr saget, ich würde im Triumph umhergetragen werden. Gott bewahre mich vor einem solchen Glanze, vor einem Triumphe, den ich um den Preis des Fluches und der Verachtung der Nachwelt errungen hätte!"

Jetzt, wo die Wendung, welche die Ereignisse genommen haben, gegen mich spricht, ist meine Ueberzeugung wo möglich noch fester. Nachdem ich die lächerliche Anschuldigung, daß ich nicht als Gebieter gesprochen und meinen Willen dem Könige aufgedrängt habe, zurückgewiesen, gehe ich zur Frage der militärischen Dispositionen über.

Was am Dienstag geschehen mußte, darüber kann kein Zweifel sein, da Alles fast ohne Blutvergießen zur Ordnung zurückkehrte.

Am Mittwoch Morgen war es etwas ganz Andres. Eine große Insurrection nahm ihren Anfang, feindselige Acte wurden gegen das Königthum begangen, die aufrührerischen Rufe, welche ausgestoßen wurden, verliehen den Ereignissen einen Character, der umfassende Maßregeln gebot.

Es gab drei Wege, die man unter diesen schwierigen Verhältnissen einschlagen konnte: entweder Gewalt anwenden, um den Aufstand zu unterdrücken, oder Stellung nehmen und unterhandeln, oder Paris räumen und den Krieg in die Länge ziehen.

Wenn man gegen einen Aufstand nicht sofort im Augenblicke seines Ausbruchs einschreitet, sichert man das Gelingen desselben. Jedes Zögern in der Anwendung der Unterdrückungsmittel erhöht die Zuversicht der Aufrührer und macht folglich ihren Widerstand hartnäckiger, während es auf den Geist der Truppen in umgekehrtem Sinne einwirkt. Wären die Truppen, nachdem sie eine Defensivstellung eingenommen, den Tag über unthätige Zuschauer der Beschimpfungen geblieben, welche den Insignien des Königthums zugefügt wurden, so würden sie am nächsten Tage weniger disponirt gewesen sein, zu handeln. Man würde nicht unterlassen haben, Verführungsmittel gegen sie anzuwenden, und nach Verlauf von drei Tagen würde ihre Treue und Hingebung mehr als erschüttert gewesen sein.

Bei derartigen Vorgängen sind wohl disciplinirte Truppen am ersten Tage furchtbar; am zweiten sind sie schon nicht mehr so gut, und späterhin vermindert sich ihr Werth mit jedem Augenblicke. Kommen dann noch Anstrengungen, Entbehrungen und Intriguen hinzu, so wird man von ihnen im Stiche gelassen. Es liegt daher in der Natur der Dinge und wird von der Vernunft geboten, sie so bald als möglich handeln zu lassen, damit man sie benutzt, so lange sie noch ihren ganzen Werth haben. Endlich würde man, wenn ich gezögert hätte, nicht verfehlt haben zu sagen, und zwar mit ziemlich gutem Grunde, daß meine Langsamkeit, Unschlüssigkeit und Schwäche der Revolte den Sieg verschafft hätten, indem sie derselben eine verderbliche Zuversicht gegeben und Zeit gelassen, sich zu organisiren. Diese Beschuldigung würde in meinen Augen wohlbegründet gewesen sein, denn als ich vor noch nicht langer Zeit die Geschichte Lacretelle's las und dabei mit einigen Freunden über die Ereignisse vom 14. Juli 1789 sprach, tadelte ich Herrn von Besenval deshalb, daß er sich am 11. Juli mit treuen Truppen in

die Champs Elysées zurückgezogen hatte, anstatt mit ihnen anzugreifen und zu kämpfen.

Von einem Versuche zu unterhandeln wollte man, wie ich schon gezeigt habe, in Saint-Cloud nichts wissen. Gewartet aber würde ich gewiß haben, wenn der König in den Tuilerien gewesen wäre.

Wäre der König in den Tuilerien gewesen, so hätte man vermuthen können, daß die Insurgenten das Schloß in Masse angreifen würden. In diesem Falle wäre es klug gewesen, sie einige Stunden in einer starken und concentrirten Stellung zu erwarten und sie, nachdem man sie mit einem tüchtigen Feuer empfangen, zu verfolgen, wie am 13. Vendemiaire. Aber es war nicht anzunehmen, daß es so kommen würde, denn da der König nicht im Schlosse war, hatten die Pariser keine Veranlassung, es anzugreifen. Ihr Zweck war erfüllt, wenn die ganze Stadt, mit Ausnahme des von den Truppen besetzten Theiles, der Regierung den Gehorsam verweigert und überall die neuen Farben aufgesteckt hatte.

Man hat gesagt, ich hätte nicht durch die Nebenstraßen operiren sollen. Die Boulevards, die Plätze und die Quais sind die günstigsten Schlachtfelder; die Truppen können in dieser Stadt keine besseren wählen. Die Besetzung der Plätze ist die erste Bedingung, um einer Stadt Herr zu werden, sie ist unerläßlich deshalb, weil alle Communicationen auf dieselben ausmünden.

Man hat ferner gesagt, ich hätte schon am Dienstag die Wichtigkeit des Aufstandes erkennen, sogleich angreifen und, wenn ich ihn nicht zu unterdrücken vermochte, am folgenden Tage Paris räumen und dann Stellung auf dem Montmartre nehmen sollen, um von hier aus die Stadt zu bombardiren, in Brand zu schießen ꝛc.

Die Unruhen am Dienstag waren unbedeutend, und es wäre eben so ungereimt als grausam gewesen, mit Kanonen die Straßen zu säubern; man muß die

Unterdrückungsmittel immer der Absicht und dem Zwecke anpassen. In Zeit von vier Stunden war die Ruhe wiederhergestellt, und so zu sagen ohne Blutvergießen. Der Zweck war also erreicht und die Anwendung von Gewalt überflüssig. Am Mittwoch angesichts der Insurrection Paris zu räumen, wäre eine nicht zu rechtfertigende Operation gewesen; man hätte ihr dadurch gewonnenes Spiel gegeben, es ihr leicht gemacht, sich zu organisiren und Consistenz zu erlangen. War einmal die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien aufgesteckt und die Revolte im Besitz des Schlosses, des Schatzes, der Ministerien ꝛc., so war die Revolution fertig. Die auf Befehl aus der Stadt gezogenen Truppen hätten sich verrathen geglaubt und wären später nicht sonderlich geneigt gewesen zu kämpfen. Uebrigens war ich nach Paris geschickt worden, um daselbst die Ordnung aufrecht zu erhalten und sie wiederherzustellen, wenn sie gestört war, nicht aber um die Stadt zu räumen. Der König war nur zwei Lieues entfernt, und wenn er es für nöthig gehalten hätte, würde er es mir zu wissen gethan haben.

Am Mittwoch den Montmartre mit Artillerie zu besetzen und Paris zu bombardiren, war weder ausführbar noch vernünftig. Erstens hatte ich nicht Zeit gehabt, die Artillerie von Vincennes kommen zu lassen: sie konnte nicht ohne Escorte kommen, und erst Mittwoch Abend konnte ich zu diesem Zwecke ein Regiment entbehren. Dann würde ich, wenn ich auch die Artillerie zur Hand gehabt hätte, nicht im Stande gewesen sein, mit so geringen Streitkräften gleichzeitig den Montmartre, das Schloß und dessen Zugänge zu besetzen, Reserven in den Champs Elysées zu halten, die Communication mit Saint-Cloud zu sichern und unmittelbar gegen die Insurgenten zu agiren. Der Versuch, sie auseinander zu treiben und sie zu unterwerfen, indem ich ihnen speciell auf den Leib rückte, mußte

übrigens jedenfalls einem ſo gewaltthätigen Schritte vorausgehen. Ich konnte billigerweiſe die Feindſeligkeiten nicht damit beginnen, daß ich ſogleich die Stadt insgeſammt angriff, ſondern ich mußte durchaus erſt die Gewißheit erlangen, daß auch wirklich die ganze Stadt feindſelig geſinnt war. Am Donnerſtag, nachdem ich die Stadt geräumt hatte, wäre es etwas Anderes geweſen, und mein Verweilen an der Barrière, wo ich Stellung genommen hatte, war der Anfang dieſer Operation; da aber meine Truppen durch die erlittenen Verluſte und durch den Abfall der Linienregimenter bedeutend reducirt waren, ſo hätte, um den Montmartre beſetzen zu können, der Hof von Saint-Cloud nach Saint-Denis überſiedeln müſſen. Dann hätte man nach Ankunft der Artillerie (und ſie kam um vier Uhr Nachmittags an) jene drohende Haltung annehmen können. Als ich aber an der Barrière angelangt war, erhielt ich zu gleicher Zeit die officielle Anzeige, daß der Dauphin das Obercommando übernommen, und den Befehl von ihm, mich mit den Truppen nach Saint-Cloud zu begeben. Es blieb mir nichts übrig als zu gehorchen, und wenn dieſe rückgängige Bewegung Tadel verdient, ſo kann derſelbe nicht auf mich fallen.

Anfangs einen Kampf zu vermeiden, um den Krieg in die Länge zu ziehen, war eben ſo wenig ausführbar. Gewiſſe Leute, die ſchon ſeit langer Zeit einen Bürgerkrieg wünſchten, wollten nicht einſehen, daß ſie die Elemente dazu nicht hatten. Ich halte einen Bürgerkrieg nur dann für möglich, wenn auf beiden Seiten perſönliche Leidenſchaften im Spiele ſind. Der gemeine Soldat muß bei der Sache, um die es ſich handelt, eben ſo ſehr, und oft noch mehr als der höchſte Chef, intereſſirt ſein.

Daher ſind auch die Bürgerkriege am häufigſten *durch* die Religion herbeigeführt worden. Truppen,

welche nach einem regelmäßigen Syſtem aus der Maſſe des Volks rekrutirt und deren einzelne Mannſchaften durch das Loos beſtimmt werden, können niemals Neigung dazu haben, gegen die Bevölkerung ſelbſt, die ſie geliefert hat, zu kämpfen. Wohl kann man es durch die Macht der Disciplin, durch den Corpsgeiſt, durch das Ehrgefühl, durch gute Behandlung und durch Belohnungen ꝛc. dahin bringen, daß man ſich der Truppen gegen die Bürger bedienen kann; aber auf die Dauer iſt dies unmöglich. Die Ueberlegung läßt die mit Mühe in Spannung gebrachte Feder ſehr bald zurückſchnellen, und nach wenigen Tagen iſt nichts mehr von den Geſinnungen vorhanden, die man feſt und tief eingewurzelt glaubte. Wenn alſo politiſche Verhältniſſe die Anwendung ſolcher Mittel erheiſchen, ſo muß man es ſo wenig als möglich hinausſchieben, denn jeder Verzug kann Dem, der ſie anwendet, verderblich werden. Ein ſolcher Act muß von möglichſt kurzer Dauer ſein. Wenn nicht beim erſten Zuſammenſtoß die Anſtrengungen mit Erfolg gekrönt werden, muß man es aufgeben, denſelben von der Zeit zu erwarten, denn in derartigen Kriſen vervielfältigen ſich die Empfindungen und Gefühlsregungen im menſchlichen Herzen. Ich will das Geheimniß dieſer Erſcheinung zu erklären verſuchen.

Jeder Menſch hat eine beſtimmte Doſis moraliſcher Kraft, die er je nach der Natur der Umſtände mehr oder weniger ſchnell verbraucht. Wenn Truppen in einem gewöhnlichen Kriege große Verluſte erlitten, große Anſtrengungen und Entbehrungen erduldet haben, ſo ſchlagen ſie ſich weniger tapfer, als wenn ſie nicht zu leiden hatten. Indeſſen iſt die Pflicht ſtets klar und einfach vorgezeichnet und es kann über das zu beobachtende Verhalten kein Zweifel ſein. Die muthigen Leute halten ſich aufrecht, allein ſie ſind ſtets die Minderheit; die anderen ſind niedergeſchlagen, und ſie geſtehen eben

durch ihre Entmuthigung die Wirkung ein, welche die erduldeten Leiden auf ſie ausüben, ſo wenig ihnen dies auch zur Ehre gereicht. Wenn es ſich aber um einen Krieg wie der hier in Rede ſtehende handelt, wo der Soldat von keiner Leidenſchaft hingeriſſen wird, wo er gegen Franzoſen, gegen Landsleute, gegen Verwandte kämpfen ſoll, ſo iſt es etwas ganz Andres. Furcht und Ermüdung äußern zwar auch hier ihre Wirkung, aber dieſe wird durch ehrenwerthere Gefühle maskirt. Mancher Soldat, der geſtern kein Bedenken getragen hatte franzöſiſches Blut zu vergießen, iſt heute andren Sinnes geworden und ſchreckt davor zurück. Dieſes Gefühl iſt an ſich lobenswerth, und ich bin weit davon entfernt, es verdammen zu wollen; ſehr wahrſcheinlich aber geht in der Tiefe des Herzens etwas Schimpfliches vor. Wenn die Worte Menſchlichkeit und Mitbürger bei ſolchen Gelegenheiten ausgeſprochen werden, welche überraſchende Wirkung bringen ſie da hervor! welche Beredtſamkeit begleitet ſie!

In dem ordentlichen Kriege iſt die Abweichung von ſeinen Pflichten etwas Entehrendes und Erniedrigendes; hier macht man ſich Illuſionen über das wahre Motiv, das Einen leitet, man täuſcht ſich ſelbſt, indem man ſich einer Gefühlsregung hingiebt, welche die poſitive Pflicht verwirft, deren Lohn jedoch eine Art Ovation iſt. Gewiß, man würde erröthen, wenn man ſich von ſeinen wahren Gefühlen ſtrenge Rechenſchaft ablegte; aber man meint im Gegentheil ſtolz darauf ſein zu können.

Ich glaube bewieſen zu haben: 1) daß am 27. kein andres Verfahren eingeſchlagen werden konnte als das welches befolgt wurde, das heißt, daß man die Ruhe herſtellen mußte, ohne zu kämpfen, da die Anwendung von Waffengewalt nicht nöthig war; 2) daß man am 28. die Truppen nicht im Angeſicht der Revolte laſſen *durfte*, wenn man ſie nicht wollte übergehen und den

Aufstand sich constituiren und organisiren sehen; 3) daß man Paris nicht räumen durfte, weil man dann Alles aufgab, sondern daß man, so groß auch die Gewalt der Umstände und die zu überwindenden Schwierigkeiten waren, thätig einschreiten mußte. Es stand zu vermuthen, und dies war meine Meinung, daß zwanzig- bis dreißigtausend Mißvergnügte zu den Waffen greifen und auf den Boulevards und den öffentlichen Plätzen erscheinen würden. Beging man Feindseligkeiten gegen die Truppen, so konnten diese, welche in wohl organisirten Gliedern marschirten, Alles niederwerfen und zermalmen, und dann suchte gewiß Jedermann seine Wohnung auf, um vor unsren Kugeln sicher zu sein. Eine heilsame Furcht hätte die Ruhe wiederhergestellt und Alles wäre vorbei gewesen; von dem Augenblicke an aber wo die Gruppen sich, ohne zu kämpfen, zerstreuten und die Feindseligkeiten aus den Häusern kamen, von dem Augenblicke an wo es klar wurde, daß die ganze Bevölkerung am Kampfe Theil nahm, war die Frage entschieden und die Waffen hatten nichts mehr zu thun.

Da aber die Truppen einmal angekommen waren, konnten sie vor Einbruch der Nacht sich nicht zurückziehen und ihr Feuer nicht eher einstellen, als bis das der Pariser aufhörte, und dies hatte einen langen Kampf zur Folge.

Die Truppen waren unzureichend, um die ihnen übertragene Aufgabe zu lösen, und doch haben sie Alles ausgeführt, was ich ihnen anbefohlen habe. Trotz des in den Umständen eingetretenen Wechsels hat keine Gefahr sie zurückgeschreckt und sie haben allen Erwartungen entsprochen, die man von tapferen und braven Soldaten hegen konnte. Das Gelingen der Operation wäre nur dann möglich gewesen, wenn man es, wie ich schon weiter oben gesagt habe, nur mit einem Theile, nicht aber mit fast der gesammten Bevölkerung von Paris zu thun gehabt hätte. Man konnte

und durfte das glauben, und ich glaubte es auch, irrte mich aber darin, denn man hatte es nicht nur mit der Gesammtbevölkerung von Paris, sondern gewissermaßen mit ganz Frankreich zu thun. Ueberall brach die Revolution aus, und zwar in allen Städten gleichzeitig. Versailles, selbst Saint-Germain, das doch so nahe bei Saint-Cloud liegt, schlossen sogleich nach dem Abzuge der daselbst stehenden Truppen ihre Thore und begingen Feindseligkeiten. Die Insurrection verbreitete sich wie eine Feuersbrunst auch über die nächste Umgebung von Paris, und bald hatten die Truppen nur noch das Terrain im Besitz, auf dem sie lagerten.

Hätte man die Gewißheit gehabt, daß die ganze Bevölkerung feindselig gesinnt und entschlossen war, in ihren Häusern zu kämpfen, so hätte man allerdings nicht angreifen dürfen, sondern sich beeilen müssen zu unterhandeln; aber wie konnte man das erstens wissen, bevor ein ernster Zusammenstoß stattgefunden hatte, und dann, würde man mir wohl vor dem Kampfe, als man über die Zahl der zu unterwerfenden Kämpfer noch in Zweifel sein konnte, die Ermächtigung zu unterhandeln gegeben haben, während ich sie nicht einmal in dem Augenblicke erlangen konnte, wo jene Wahrheit nach einem heißen Kampfe klar erwiesen war? Ich wiederhole es, es waren nur zwei Fälle möglich: entweder man reussirte, und dann durfte man nicht hoffen, günstigere Chancen zu erlangen, da es der Augenblick war, wo die Truppen am begeistertsten und die Mittel, ihnen zu widerstehen, am unvollständigsten waren; oder man reussirte nicht, und dann mußte man unterhandeln, ohne einen Augenblick zu verlieren, denn man verfiel nothwendigerweise in eine Defensive, die unmöglich lange fortgesetzt werden konnte und die in eine Belagerung zu verwandeln wegen der Beschränktheit und Schwäche meiner Mittel, sowie wegen der Wirkung der öffentlichen Meinung noch viel schwieriger war.

Man mußte am Mittwoch Abend unterhandeln, und Alles war gerettet.

Nach Vorstehendem mußte die Richtschnur meines Verhaltens für den Donnerstag darin bestehen, daß ich eine gute concentrirte Stellung einnahm, keine unnöthigen Feindseligkeiten beging, das Louvre, die Tuilerien und die damit zusammenhängenden Posten behauptete und die so oft erbetenen Befehle des Königs erwartete. Trotz der Leiden, welche die Truppen erduldet hatten, und trotz der Verluste vom vorigen Tage würde ich, dies ist meine feste Ueberzeugung, die eingenommene Stellung noch vierundzwanzig Stunden behauptet haben, wenn die Linientruppen treu geblieben wären. Meine Proklamationen, so wie die Friedensworte der abgeschickten Magistratsbeamten und Offiziere begannen schon eine gute Wirkung zu äußern; es war mir endlich erlaubt, etwas ruhiger zu werden, als das auf der Place Vendôme stationirte 5. und 53. Regiment uns verließen und mit den Parisern fraternisirten.

Ermüdung und Ueberdruß hatten die Gesinnung dieser Truppen verschlechtert, noch mehr aber hatte die Stimme des Mannes gewirkt, der zu ihnen gesprochen. Casimir Périer besaß großes Ansehen und Gewicht in der öffentlichen Meinung. Der Eindruck seiner Worte war durch nichts zu verwischen. Alle militärischen Gründe geboten mir jetzt, die Stadt zu räumen; aber ich konnte nicht glauben, daß nicht endlich die Ordre zu unterhandeln kommen würde, so augenscheinlich war der Vortheil, zu unterhandeln, so lange man sich noch im Besitz des Schlosses und innerhalb der Stadt befand. Ich opferte daher diesem Gedanken Alles auf. Die Ereignisse haben bewiesen, daß das Opfer in jedem Falle unnöthig war. Hätten wir auch unsre Vertheidigung noch länger fortgesetzt, sie würde doch zu nichts genützt haben, da ich an der Barrière

de l'Etoile dem Offizier begegnete, der mir den Befehl überbrachte, Paris zu räumen und in Saint-Cloud Stellung zu nehmen. Wenn wir also auch nicht durch die Umstände des Kampfes gezwungen worden wären, die Stadt zu verlassen, so hätten wir es eine halbe Stunde später auf Befehl des Dauphins thun müssen, und die Sache wäre, bis auf die Nachtheile eines gezwungenen Rückzugs, für die allgemeinen Interessen dieselbe gewesen. Es war somit ausgemacht, daß in Saint-Cloud Niemand den wahren Stand der Frage und das einzige mögliche Heilmittel gegen alle unsere Uebel kannte. Die Truppen hatten furchtbar gelitten; man kann sich schwer einen Begriff von den Anstrengungen machen, die sie zu ertragen gehabt. Am Donnerstag waren sie seit dreißig Stunden unter den Waffen und hatten die hartnäckigsten, blutigsten Kämpfe zu bestehen gehabt. Eine unerträgliche Hitze und Mangel an Lebensmitteln hatten das Maß ihrer Leiden voll gemacht, und ich weiß nicht, was aus ihnen geworden sein würde, wenn sie nicht aus dem Hotel der Invaliden einige Unterstützung an Proviant erhalten hätten.

Ich will die Ursache dieses Mangels erklären und man wird sehen, ob es in meiner Macht stand, demselben abzuhelfen.

Mit einem thätigen und fruchtbaren Geiste kann man in kurzer Zeit viel ausrichten; wenn aber die Zeit, dieses wesentliche Element zu Allem, gänzlich fehlt, so vermag man nichts.

Man erinnert sich, daß ich erst am Dienstag Nachmittag das Commando übernahm. Die Lebensmittel der Truppen waren zu Ende und es befanden sich weder in der Militärschule noch im Proviantmagazine Reservevorräthe. Die Verhältnisse am Mittwoch Morgen verhinderten die Vertheilung des während der Nacht bereiteten Proviants. Das Proviantmagazin wurde, obgleich es mit einem Posten besetzt war, von den In-

ſurgenten genommen, und wäre dies auch nicht geſchehen, ſo hätte man doch keine Lebensmittel von dort holen können, ohne einen Kampf zu beſtehen. Wie hätte man ſie überdies transportiren ſollen? Es fehlte uns gänzlich an Transportmitteln. Unter den obwaltenden Umſtänden und auf eine ſolche Entfernung konnte man keine Mannſchaften zu Handdienſten detachiren. Der nämliche Fall war es mit dem Fleiſche.

Seit mehreren Jahren hatten alle unſere Inſtitutionen ihren militäriſchen Character verloren. Unter dem Vorwande der Erſparung von Brennmaterial hatte man die portativen Rottenfeldkeſſel abgeſchafft und dafür in den Kaſernen eingemauerte Compagniekeſſel eingeführt. Die Truppen konnten daher nur in den Kaſernen Suppe eſſen. Dieſe aber waren theils zu weit entfernt, theils vom Volke genommen, und es war alſo unmöglich, die Hülfsquellen, welche dieſelben darboten, zu benutzen. Was endlich die Fourrage betrifft, ſo hatte man aus Gott weiß welcher Caprice das Magazin von Bercy oberhalb Paris errichtet, anſtatt es unterhalb in die Nähe von Grenelle zu verlegen, wo es vorausſichtlich am nöthigſten gebraucht wurde, da hier die größte Truppenanhäufung ſtattfand. Da in Folge deſſen die Fourragetransporte durch die ganze Stadt fahren oder einen großen Umweg machen mußten, ſo fehlte es den Pferden gerade in dem Augenblicke an Futter, wo ſich die Gardecavalerie von verſchiedenen Punkten her in den Champs Elyſées ſammelte. Ueberdies waren auch die Dörfer der Banmeile in Aufſtand und verweigerten jede Art von Lieferung. Nur durch Gewalt hätte man ſie dazu zwingen können. Es war demnach den Truppen ſowohl wie den Pferden jede Möglichkeit, Nahrungsmittel zu erhalten, vollſtändig abgeſchnitten.

Um das Gemälde der zahlloſen Schwierigkeiten, die ſich damals aufeinanderhäuften, zu vollenden, will

ich noch einige Worte über die Art von Desorganisation sagen, welche wie muthwillig in die Truppen gebracht worden war.

Jedermann weiß, welchen Einfluß eine feststehende Organisation und die Autorität der nämlichen Chefs auf die Resultate der Anwendung von Truppen ausüben. Nun waren aber die vier Generallieutenants, welche die vier Divisionen der Garde commandirten, gleichzeitig abwesend. Herr von Bourmont hatte beim Eintritt in das Ministerium seine Division nicht abgeben wollen. Er hatte sie selbst dann noch beibehalten, als er das Commando der Armee in Afrika übernahm, und diese Division, welche damals Dienst hatte, war daher ohne Anführer.

Der General Ricard, Commandant der ersten Infanteriedivision, war ebenfalls abwesend. Zehn Tage vorher hatte er Urlaub genommen, um in's Bad zu gehen. Der Generallieutenant Foissac-Latour, Commandant der leichten Cavaleriedivision, war auf Anlaß der Feuersbrünste in die Normandie gesandt worden und hatte zwei Garderegimenter (das 4. Infanterieregiment und das 1. Grenadierregiment zu Pferde) mitgenommen. Endlich war der General Bordesoulle, der die schwere Reiterei commandirte, beim Dauphin, um diesem Gesellschaft zu leisten.

So wurden die Divisionen der Garde von Generalmajoren commandirt, von denen mehrere höchst mittelmäßige Offiziere waren, die keine Autorität über die Soldaten hatten. Der Generallieutenant Coutard, seit zehn Jahren Commandant der Garnison von Paris, befand sich im Bade. Sein Commando war für die Dauer seiner Abwesenheit einem alten Emigranten übertragen worden, der zwar ein ganz braver Mann, aber kein sonderlich befähigter Militär war. Um der Unbedachtsamkeit die Krone aufzusetzen, hatten alle Offiziere der Garde, welche Wähler waren, und deren

Zahl war sehr bedeutend, Urlaub erhalten, um zu den Wahlen abzugehen, und außerdem hatten sie auch noch die Erlaubniß bekommen, zu Hause ihren Semesterurlaub abzuwarten, um die Reisekosten zu ersparen. In Folge dessen waren mehr als über die Hälfte der höheren Offiziere abwesend. Viele Compagnien hatten nur einen einzigen Offizier. Die Garde that dessenungeachtet ihre Pflicht; aber man sieht ein, daß die Actionsmittel, welche unter schwierigen Umständen so nöthig sind, um ihren guten Geist zu erhalten, bedeutend vermindert waren. Mit solchen Werkzeugen und mit solcher Unbesonnenheit hat Herr von Polignac es gewagt, den kühnsten, den verwegensten Streich zu versuchen, einen Staatsstreich, dessen Gelingen selbst nach umfassenden Vorkehrungen zweifelhaft gewesen wäre.

Dies ist die wahrheitgetreue Darstellung der Ereignisse während der Julitage, dies das Bild der unerhörten Leiden, welche die Truppen zu erdulden hatten. Die Garde zeigte sich ihres Rufes würdig. Sie würde Alles zermalmt haben, wenn sie nur mit einem parteiellen Aufstande zu thun gehabt hätte; aber sie hatte die ganze Bürgerschaft zu bekämpfen und wurde mehr noch durch die Gewalt der öffentlichen Meinung als durch den Muth ihrer Feinde besiegt.

Da man nun einmal nicht daran gedacht hatte, die Mittel zur Durchführung eines solchen Kampfes vorzubereiten, konnte nur ein Vergleich die Dynastie retten, als man den wirklichen Stand der Dinge kannte. Er wurde weder angenommen noch zur rechten Zeit angeboten, und deshalb war Alles verloren.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich glaube alle Einwürfe, die sich gegen meine Operationen erheben lassen, angeführt und dieselben siegreich widerlegt zu haben. Es ist mir also erlaubt, zu schließen, daß ich Alles gethan habe, was Hingebung und ver-

nünftige Berechnungen geboten, und zwar in einer Weiſe, daß ich einige günſtige Chancen erlangte, und wenn es ausgemacht bleibt, daß das einzige Mittel, um ſo vielem Unglück vorzubeugen, nicht in meiner Hand lag, ſo können mir auch die traurigen Folgen nicht zugeſchrieben werden; man muß ſich deshalb zunächſt an Andere halten, und dann auch etwas auf Rechnung des Unglücks ſtellen.

Nachdem die Truppen in Saint-Cloud angekommen waren, vertheilte ſie der Dauphin von Sèvres bis Puteaux. Neuilly ließ er weder beſetzen noch die Brücke abbrechen, welche die Einwohner verbarrikadirt hatten.

Am folgenden Tage zeigte ich mich den Truppen der Garde, um ihr Vertrauen zu beleben. Ihre Haltung war für die Umſtände nicht allzu ſchlecht. Ich ſorgte ſo gut als möglich für ihren Bedarf an Lebensmitteln; aber etwas war mir ſehr unangenehm. Der Sold war bereits in Rückſtand und eine vom König bewilligte Gratification war nur theilweis ausgezahlt worden. Im Laufe des Tages fanden einige Deſertionen ſtatt. Zwanzig Grenadiere vom 1. Regiment, zu einem bei der Boulogner Brücke ſtehenden Poſten von vierzig Mann gehörend, ließen ihre Gewehre in Stich und gingen nach Paris hinein.

Dieſer Anfang war geeignet, Beſorgniſſe zu erwecken. Es ging das Gerücht, daß in der nächſtfolgenden Nacht alle Soldaten des 3. Regiments das Nämliche thun würden. Ich beſchäftigte mich ſpeciell mit dieſem Regiment und kehrte ziemlich zufrieden mit dem Eindruck, den mein perſönliches Erſcheinen hervorgebracht, nach Saint-Cloud zurück.

In dieſem Augenblicke hatte ich eine Unterredung mit dem Dauphin. Er tadelte es, daß der König verſprochen hatte, die Ordonnanzen zurückzunehmen und ein neues Miniſterium zu bilden.

„Aber was würden Sie unter dieſer Vorausſetzung thun?“ fragte ich den Dauphin.

„Gleichviel,“ antwortete er mir, „beſſer umkommen als nachgeben.“

„Aber dann iſt auch Alles vorbei; dazu entſchließt man ſich doch nur, wenn Einem nichts Andres mehr übrig bleibt; es giebt aber noch Auskunftsmittel, wenn man ſie nur anwenden will.“

„Die Wähler haben den König beleidigt, indem ſie die Deputirten, welche die Adreſſe votirt hatten, vor die neue Kammer verwieſen.“

„Dies mag allerdings nicht gerade höflich und artig gegen den König ſein: aber wenn man ſeine Rechte vertheidigt, denkt man nicht an Rückſichten der Artigkeit, und das Land vertheidigte ſich bei dieſer Gelegenheit mit den Waffen, welche die Charte ihm in die Hand gab.“

„Nun, der König kann natürlich thun was er will; aber ich billige ſein Verfahren durchaus nicht.“

Mit dieſen Worten entließ er mich.

Genügt dieſes kurze Expoſé nicht, um den Ruf von ſeinem beſchränkten Verſtande zu beſtätigen? Man wird bald auch ſeine Gerechtigkeit und Güte kennen lernen.

Der Reſt des Tages wurde mit Verwaltungsarbeiten hingebracht. Gegen Abend begab ich mich zum König. Ich forderte ihn auf, unverzüglich mit allen verſammelten Truppen aufzubrechen, um ſich von Paris, deſſen Atmoſphäre ihm verderblich werden könnte, zu entfernen und ſich ohne Aufenthalt an die Loire, vielleicht nach Blois zu begeben. Er ſprach noch von Tours, das ich ebenfalls für paſſend hielt, aber er ſetzte hinzu: „Wir müſſen erſt abwarten, was Mortemart's Reiſe für Erfolg hat.“

Ich entgegnete ihm, daß Mortemart's Stillſchweigen ſeit dem Morgen zu nur geringer Hoffnung berech-

tige. Wenn man sich rasch entfernte, würde man sich die Truppen erhalten. Indem er die Ordonnanzen officiell zurücknähme, die Kammern unverzüglich an irgend einen Ort beriefe und das diplomatische Corps zu sich kommen ließe, würde seine Regierung wieder Zuversicht und Würde erhalten und Alles was in Paris geschähe, für illegal erklären können. Damit endigte unsre Unterredung, und ich zog mich zurück.

Es war etwa sechs Uhr und mehrere Personen vom Dienste des Königs, wie der Herzog von Maillé, Herr von Pradel ꝛc. waren bei mir, als man mir den General Tromelin anmeldete, der zu Fuß von Paris kam und mir berichtete, daß sich im Augenblicke seines Abgangs von Paris ein Angriff auf Saint-Cloud vorbereitet habe und daß er unterwegs einer Anzahl Soldaten von der Garde begegnet sei, die ohne Waffen nach Paris gingen.

Da diese Gerüchte, und besonders die Desertion, die ernstesten Besorgnisse wegen der Sicherheit des Königs erwecken mußten, so entschloß ich mich, um das Stillschweigen, welches der Dauphin den Truppen gegenüber zu meinem großen Bedauern beobachtet hatte, dadurch einigermaßen gut zu machen, daß ich einen Tagesbefehl an die Garde erließ, auf die sich zur Zeit mein Commando beschränkte. Ich stellte darin den Truppen vor, daß das Ende ihrer Leiden nahe und dies also nicht der Augenblick sei, ihre Fahnen zu verlassen und dadurch auf die verdienten Belohnungen zu verzichten. Endlich kündigte ich ihnen darin an, daß der zum Premierminister ernannte Herzog von Mortemart sich nach Paris begeben habe, um Alles beizulegen. Etwas Anderes enthielt dieser Tagesbefehl nicht.

Ich hatte zuerst die Idee, ihn dem Dauphin zu unterbreiten; um aber keine Minute zu verlieren, und damit der Befehl noch vor dem Abendappell in den

Bivouacs geleſen würde, ging ich zum Generalſtabe hinunter und dictirte ihn den anweſenden Offizieren, den Kapitänen Puibusque und Berteux.*)

Wenn man ſich die Ereigniſſe der letzten drei Tage vergegenwärtigt und Nachſtehendes aufmerkſam lieſt, wird man ſehen, ob ich nicht dazu beſtimmt war, das Uebermaß menſchlicher Erbärmlichkeit kennen zu lernen. Ich begab mich gegen neun Uhr zum Könige, um ſeine Befehle für den folgenden Tag einzuholen, und theilte ihm mit was ich gethan hatte. „Das war nicht recht," entgegnete er mir; „man darf zu den Truppen niemals von Politik ſprechen."

„Dies iſt wahr," verſetzte ich, „wenn Alles in Ordnung iſt; aber wenn Alles ſich aufzulöſen droht, ſo muß man wohl verſuchen, es zuſammen zu halten. Die Soldaten beſchäftigen ſich naturgemäß auch mit der Politik. Es ſind keine Automaten, man muß zu ihrem Verſtande, zu ihrer Ehre, zu ihren Intereſſen ſprechen."

„Haben Sie es meinem Sohne geſagt?"

„Nein, Sire, die Zeit drängte; ich habe mich nur an die Garde gewendet und behielt mir vor, Monſeigneur in Kenntniß zu ſetzen, wenn ich zu Ewr. Majeſtät kam, um Ihre Befehle entgegenzunehmen."

---

*) Tagesbefehl.

„Soldaten! Ihr habt in dieſen Tagen der Kämpfe Beweiſe von Muth und Aufopferung gegeben. Der König iſt zufrieden mit Euch. Es werden Euch Belohnungen bewilligt werden. — Die Ordonnanzen ſind zurückgenommen.

„Der zum Premierminiſter ernannte Herr Herzog von Mortemart wird die Pacification bewirken. Es iſt jetzt der Augenblick, Euch feſt um den Thron zu ſchaaren, den Ihr ſo tapfer vertheidigt habt, und bei Euren Fahnen zu bleiben.

„Der Marſchall, Major-General der Garde
„Herzog von Raguſa.

„Saint-Cloud, 29. Juli 1830."

„Daran haben Sie wieder Unrecht gethan; eilen Sie ſogleich zu ihm und theilen Sie ihm das Geſchehene mit.“

Ich verließ den König und begab mich zum Dauphin.

Dieſer war in dem Augenblicke beim Könige eingetreten, als ich mich durch eine andre Thür entfernte. Ich traf ihn daher nicht an, brauchte aber nicht lange auf ihn zu warten. Nach kaum zwei Minuten kam er ganz verſtört an. Als er bei mir vorüberging, ſagte er in wüthendem Tone zu mir: „Kommen Sie herein!“

Kaum befand ich mich in ſeinem Salon, ſo packte er mich bei der Bruſt und rief aus:

„Verräther! nichtswürdiger Verräther! Sie unterſtehen ſich, ohne meine Erlaubniß einen Tagesbefehl zu erlaſſen?“

Auf dieſen unverhofften Angriff faßte ich ihn bei den Schultern und ſtieß ihn weit von mir; er aber fuhr fort zu toben und mich zu inſultiren.

„Geben Sie mir Ihren Degen!“ rief er endlich.

„Man kann ihn mir entreißen, aber gutwillig gebe ich ihn nicht.“

Er ſtürzte auf mich zu, riß mir den Degen aus der Scheide und machte Miene, mich damit ſchlagen zu wollen, indem er zugleich rief:

„Gardes-du-corps, hierher! ergreift dieſen Verräther und führt ihn fort!“

Es wäre mir unmöglich, zu ſchildern, was ich in dieſem fürchterlichen Augenblicke empfand. Ein Gefühl von Abſcheu, von Entrüſtung, von Verachtung beherrſchte mich ... Doch ich halte inne; denn ich werde nicht mehr am Leben ſein, wenn dieſe Denkwürdigkeiten erſcheinen. Die Erzählung der Thatſachen ſoll für die Nachwelt meine einzige Rache ſein.

Ich wurde von ſechs Gardes-du-corps umringt und

in meine Wohnung abgeführt. Diese Gardes-du-corps blieben in meinem Zimmer, und ich war Gefangener.

Ich zerbrach mir den Kopf über die Ursache einer solchen Thorheit. Eine durch die Unglücksfälle des Moments erzeugte Ueberreizung und die natürliche Schwäche der Geistesorgane des Dauphins muß ich als Motive annehmen, um den Verdacht einer abscheulichen Berechnung zu verscheuchen, durch die er mich der öffentlichen Meinung als die wahre Ursache der Katastrophe bezeichnen wollte. Dieser Gedanke stieg indessen wirklich in mir auf und ich glaubte fest an mein nahes Ende; allein, mit Stolz kann ich es sagen, ich empfand nicht die mindeste Angst, in solchem Grade hatten sich andere Gefühle aller meiner Geisteskräfte bemächtigt.

Es verging eine halbe Stunde. Endlich erschien Herr von Luxembourg, Kapitän der dienstthuenden Garden, begleitet von sämmtlichen Offizieren der Gardes-du-corps, überbrachte mir meinen Degen und sagte mir, daß der König mich zu sprechen wünsche. Ich begab mich auf der Stelle zu ihm.

„Sie haben Unrecht daran gethan," sprach er zu mir, „einen Tagesbefehl zu erlassen, ohne ihn vorher meinem Sohne zu unterbreiten; aber ich gebe zu, daß der Dauphin ein wenig zu lebhaft gewesen ist. Gehen Sie zu ihm, gestehen Sie Ihr Unrecht ein, und er wird auch das seinige eingestehen."

„Ein wenig zu lebhaft, Sire? Behandelt man so einen Ehrenmann? Ich soll zu dem Dauphin gehen? Nimmermehr! Fortan liegt eine eherne Mauer zwischen ihm und mir. Dies ist also der Lohn für so viele Opfer und für so viel Hingebung! Sire, meine Gefühle für Sie sind nicht zweideutig, aber Ihr Sohn erregt meinen Abscheu!"

„Nun, nun, mein lieber Marschall, beruhigen Sie

ſich, vermehren Sie unſer Unglück nicht noch dadurch, daß Sie uns verlaſſen," ſagte der König mit bewunderungswürdiger Sanftmuth, nachdem ich ihm mit dem Unwillen der beleidigten Hingebung und der Verzweiflung geantwortet. Dann ergriff er meine beiden Hände, ſchlang ſeine Arme um mich und führte mich bis zur Schwelle ſeines Cabinets, deſſen Thür offen gelaſſen worden war, ohne Zweifel abſichtlich, damit alle dienſtthuenden Offiziere Zeugen der Genugthuung ſein ſollten. Er beauftragte den Herzog von Guiche, mich zum Dauphin zu begleiten.

Als ich mit dem Herzoge von Guiche allein war, erwachte mein Zorn wieder in ſeiner ganzen Stärke und ich ſagte zu ihm mit einer Energie, die ich nicht wiederzugeben vermag: „Gebe der Himmel, daß Frankreich niemals in die Hände eines ſolchen Menſchen fällt!" Unter den obwaltenden traurigen Umſtänden ſah ich nach viertelſtündigem Debattiren wohl ein, daß ich mich entſchließen mußte zu gehorchen. Ich ging alſo zum Dauphin und ſprach zu ihm mit ſtolzer Miene und im feierlichſten Tone: „Monſeigneur, auf den ausdrücklichen Befehl des Königs komme ich zu Ihnen, um einzugeſtehen, daß ich Unrecht that, ohne Ihre Zuſtimmung einen Tagesbefehl zu erlaſſen."

Er ſchwieg einen Augenblick; dann antwortete er: „Da Sie Ihr Unrecht einſehen, geſtehe auch ich zu, daß ich etwas heftig geweſen bin." Ich erwiderte nichts, und er ſetzte hinzu: „Ueberdies bin ich beſtraft worden, denn ich habe mich mit Ihrem Degen verwundet." Mit dieſen Worten zeigte er mir einen Schnitt, den er ſich an der Hand beigebracht hatte. Ich entgegnete mit Lebhaftigkeit: „Er war nicht dazu beſtimmt, Ihr Blut zu vergießen, ſondern es zu vertheidigen!" — „Nun wohl, denken wir nicht mehr daran und umarmen wir uns." Er umarmte mich mit Mühe, denn ich machte keine Bewegung, um mich ihm zu nähern. Dann

ergriff er meine Hand, die ich ihm überließ, ohne die seinige zu drücken. Ich machte eine tiefe Verbeugung, ohne ihn anzusehen, und kehrte in mein Quartier zurück.

Alle Bewohner des Schlosses kamen zu mir, um mir ihre Theilnahme zu bezeigen und ihren Unwillen über den Vorfall auszudrücken. Die Worte des Barons von Damas, eines geradsinnigen und biederen Mannes, ergriffen mich lebhaft. Man kam, um meine Befehle einzuholen; aber ich erklärte, nicht mehr zu commandiren, da ich nichts mehr mit dem Dauphin zu thun haben wolle, setzte aber hinzu, daß ich den König nicht verlassen würde, so lange diese Krisis dauerte. Dieser widerwärtige Vorfall ist vielleicht von großem Einfluß auf das Schicksal des Königs und seiner Familie gewesen. Ich blieb in Folge dessen Allem fremd, was am nächsten Tage geschah.

Nachdem der König sich entschlossen hatte, am anderen Morgen um drei Uhr sich nach Trianon zu begeben, verlangte er, daß ich das Commando der vier Compagnien Garde-du-corps übernähme. Der Dauphin blieb bei den Truppen; anstatt aber dem Könige eine Stunde später zu folgen, hatte er den Einfall, seinen Aufenthalt bis elf Uhr zu verlängern. Es war dies eine unkluge und unmilitärische Maßregel. Einen Zusammenstoß in dem Augenblicke zu provociren, wo man auch den leisesten Schein eines Kampfes vermeiden mußte, hieß der Desorganisation und Unordnung einen Vorwand liefern und sie gewissermaßen absichtlich hervorrufen.

Ich habe schon von der Meinung gesprochen, welche inmitten der Krisen des Kriegs unter den Truppen herrschte. Es wäre demnach überflüssig, nochmals darauf zurückzukommen. Nur so viel will ich sagen, daß die seit der Räumung von Paris verstrichenen sechsunddreißig Stunden den Gemüthern Zeit verschafft

hatten zu gähren, den Einflüssen, zu agiren, und den Beispielen, zu verführen. Man mußte daher um jeden Preis den Schein eines Kampfes vermeiden, der Alles gefährden, Alles vernichten konnte. Man mußte sich in kleinen Tagemärschen zurückziehen, dabei alle Bedürfnisse der Truppen befriedigen, und war man erst weit genug entfernt, um außer dem Bereiche des Einflusses der Hauptstadt zu sein, darauf denken, ihren Geist zu verändern und ihre Treue zu stählen. Aber von dieser Nothwendigkeit hatte der Dauphin keine Ahnung. Wenn ich bei ihm geblieben wäre, so würde ich ihn vielleicht von derselben überzeugt und wir würden dann um vier Uhr unsren Marsch angetreten haben. Anstatt dessen wollte er sich kämpfend zurückziehen, was jederzeit, selbst im Kriege, nur ein Nothbehelf ist, und so machte er die traurige Erfahrung, von den Bewohnern von Sèvres allein geschlagen zu werden.

Einige Bewaffnete aus diesem Dorfe, nebst einigen aus Meudon und Boulogne, erschienen und feuerten ein paar Schüsse ab. Ein Bataillon vom 3. Garderegiment wurde gegen sie abgeschickt, weigerte sich aber zu schießen. Sechs Compagnien vom 1. Schweizerregiment, welche den nämlichen Befehl erhielten, streckten die Waffen. Zwei Geschütze, welche hierauf beordert wurden zu feuern, gingen über die Brücke und schlugen den Weg nach Paris ein.

Das war das Resultat dieses unzeitigen Verweilens in Saint-Cloud. Der Dauphin setzte seine Truppen in Bewegung und dirigirte sie nach Versailles. In dem stattgefundenen Scharmützel erhielt der Herzog von Esclignac, ein vorzüglicher Offizier, eine Wunde, die den Verlust eines Beines nach sich zog. Versailles, dessen untere Volksschichten der königlichen Familie stets abhold gewesen sind, war vom General Bordesoulle mit drei Regimentern seiner Division besetzt, nämlich den beiden Küraſſierregimentern und dem 2. Regiment

Grenadiere zu Pferde (das 1. befand ſich noch auf dem Rückwege aus der Nieder-Normandie). Die Truppen waren in bedenklicher Weiſe von den Einwohnern bearbeitet worden, und anſtatt ſie dieſem verderblichen Einfluſſe ſo ſchleunig als möglich zu entziehen, ließ man ſie demſelben ausgeſetzt, indem man ihren Aufenthalt daſelbſt verlängerte.

Der König verließ dieſe Stadt und begab ſich ohne Aufenthalt nach Rambouillet, wo er mit ſeinen Gardes-du-corps nach Mitternacht ankam. Der Dauphin blieb in Trappes, wo die Truppen weder Lebensmittel noch Verpflegung hatten. Am folgenden Tage, Sonntag, führte er die Infanterie und die leichte Cavalerie bis in die Nähe von Rambouillet. Er ſtellte ſie planlos in dieſem Trichter auf, der nicht die mindeſte Defenſivſtellung darbietet. Das eben von Orleans ankommende 2. Schweizerregiment ließ er im Dorfe Perey und die Diviſion ſchwerer Cavalerie in Cognières. Da man dieſe Diviſion, deren Geiſt während ihres Aufenthalts in Verſailles ſchon ſo ſehr gelitten hatte, in fortwährender Verbindung mit dieſer Stadt ließ, ſo wurde ſie bald ganz verführt und, eine bedeutſame aber beklagenswerthe Thatſache, die Oberſten dieſer drei Regimenter brachen am Montag in der Frühe an der Spitze ihrer Corps mit fliegenden Fahnen nach Paris auf. Der General Bordeſoulle begab ſich perſönlich über Perey, wo er dem daſelbſt ſtationirten 2. Schweizerregiment Befehl gab, ihm zu folgen, nach Rambouillet. Durch dieſe Dispoſition wurde Rambouillet völlig entblößt und eine Beute der erſten Panique, die ſich etwa der Gemüther bemächtigte.

Der ſo raſche und ſo ſtrafbare Abfall der drei ſchweren Cavalerieregimenter der Garde erklärt ſich durch einen Umſtand, der jetzt erwieſen iſt, der aber erſt lange nachher zu meiner Kenntniß gelangte. Der General Bordeſoulle hatte nämlich ſchon am Freitag Morgen,

als der König noch in Saint-Cloud war, dem Gemeinderath von Verſailles die Erklärung abgegeben, daß er ſich der in Paris eingeſetzten Regierung unterwerfe.

Um endlich das Gemälde dieſes bedauerlichen Zeitabſchnitts zu vollenden und eine Idee vom Geiſte der Truppen zu geben, will ich noch erzählen, was am Sonntag Morgen in Trappes geſchah.

An dieſem Morgen alſo traten die Oberſten der in Trappes verſammelten verſchiedenen Corps der Garde, unter anderen der des 2. Regiments, Chérésies, der des 4., Farincourt, der des 6., Réval; Salis, Oberſt des 7. Schweizerregiments, Béſenval vom 8. Schweizerregiment, Fontenille vom 1. Grenadierregiment zu Pferde, Dandrié von der Elite-Gendarmerie und noch mehrere andere zu einer Berathung zuſammen. Der Oberſt Réval vom 6. Regiment ſetzte den desorganiſirten Zuſtand der Regimenter, die beſtändig wachſende Deſertion und die Gefahr auseinander, in welche die Chefs kommen müßten, wenn ſie mit einigen Offizieren und den Fahnen zurückblieben und ſich den Inſulten und Angriffen der Bauern ausſetzten. Er ſchlug vor, Jemanden nach Paris zu ſchicken und mit der proviſoriſchen Regierung ein Abkommen zu treffen, demzufolge ſich die Regimenter ihr anſchließen und in ihre Garniſonen zurückkehren würden. Ein Andrer, der Oberſt Farincourt, ſetzte hinzu, daß man außer den bereits erwähnten Motiven auch die eigenthümliche Stellung der Schweizerregimenter zu berückſichtigen habe. Wenn die franzöſiſchen Regimenter ſich aufgelöſt hätten, würden dieſe Corps dann allein dem Volkshaſſe preisgegeben ſein. Er erbot ſich zur Uebernahme der Function des Unterhändlers. Zwei oder drei Oberſten nahmen nur wenig Antheil an der Berathung und ſchienen die Sache nicht *zu billigen, ohne* jedoch förmlich dagegen zu opponiren.

Herr von Farincourt machte sich unverzüglich auf den Weg zu den Vorposten. Inzwischen ließ er sich durch die Vorstellungen des Generals Bordesoulle, dem er unterwegs begegnete, sowie durch ein gewisses Schamgefühl abhalten, den Plan für den Augenblick weiter zu verfolgen. Die Schweizer-Obersten entschlossen sich jedoch auf eigne Hand dazu, wie man später sehen wird. Unterdessen nahm die Unordnung fortwährend zu. Die Soldaten desertirten schaarenweise. Die entmuthigten Chefs legten ihnen gar kein Hinderniß mehr in den Weg.

Ich blieb allen diesen Vorgängen völlig fremd. Ein bloßer Zuschauer dieses traurigen Schauspiels, erwartete ich mit angstvoller Spannung das Ende des entsetzlichen Drama's. Eine mir befreundete Dame schrieb mir aus Paris, um mich von der gegen mich herrschenden Erbitterung zu benachrichtigen, und forderte mich zugleich auf, mich zu entfernen. Sie schickte mir einen sicheren Mann, der mich führen sollte und bot mir Geld sowie alle möglichen Unterstützungen und Garantien für meine persönliche Sicherheit, die ich nur wünschen konnte. Ich wies jedoch unter dankbarer Anerkennung ihrer freundschaftlichen Gesinnungen ihr Anerbieten zurück. Die Ehre gebot mir zu bleiben, was auch immer für mich daraus entstehen mochte.

Der Herzog von Mortemart hatte keine Nachricht von sich geben können. Die ministerielle Combination, die sich an seine Person knüpfte, war offenbar fehlgeschlagen, und man durfte nicht mehr daran denken. Der von Paris zurückgekehrte Girardin hatte die Neuigkeit mitgebracht, daß der Herzog von Orleans, dem man die Krone angetragen, sie nicht annehmen wolle; er hatte zu wiederholten Malen geäußert, er werde nie ein Usurpator werden. Den Herzog von Bordeaux müsse man auf den Thron berufen. Allerdings, hatte er hinzugesetzt, sehe er noch nicht ein,

wie man den Dauphin dahin bringen würde, zu abdiciren.

Am Montag früh herrschte eine qualvolle Angst, hervorgerufen theils durch die Nachrichten aus Paris, theils durch den Anblick des Abfalls der Truppen und der aus einer vollständigen Anarchie entspringenden Unordnung, denn das nominelle Commando des Dauphins war gänzlich wirkungslos gewesen.

Wenn es noch einen Rettungsanker für die Dynastie gab, so konnte dieser nur in der Abdankung zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux beruhen. Ich sprach im Salon zu Rambouillet mit Wärme über diesen Gegenstand. Der König wurde davon unterrichtet; er ließ mich rufen, und ich trat in sein Cabinet. Ich sprach mich offen und ohne Umschweife gegen ihn aus und sagte ihm, daß, wenn anders er noch versuchen wolle, seinem Hause die Krone zu erhalten, eine Abdankung zu Gunsten seines Enkels mir unerläßlich schiene. „Wie die Sachen jetzt stehen, Sire, hieße es Sie hintergehen, wenn man Ihnen sagen wollte, daß Sie noch länger regieren könnten. Ihre Lage muß mit jedem Tage mißlicher, ja ich wage zu sagen elender werden. Es liegt noch etwas Großes darin, sich freiwillig und aus eigenem Antriebe über ein schweres Unglück zu erheben. Lasse sich Ew. Majestät die Ihren Händen entfallende Krone nicht entreißen, sondern legen Sie sie selbst nieder und setzen Sie sie auf das Haupt Ihres Enkels. Dieser Schritt kann Ihnen Vieler Herzen wiedergewinnen, denn er heiligt das Prinzip der Legitimität, entzieht Europa das Recht, sich in unsere traurigen Angelegenheiten zu mischen, und erhält unsere Institutionen aufrecht, die einzigen Regierungs- und Meinungselemente, die uns bleiben und uns vor der Anarchie bewahren können. Dieser Entschluß ist ein edler Act von Patriotismus, da er Frankreich retten kann; er ist ein Act der Klugheit, da

er unermeßliche Schwierigkeiten, deren Folgen sich gar nicht übersehen lassen, sofort beseitigt."

Der König hörte mich mit Ruhe und Kaltblütigkeit an. Er dankte mir für die Offenheit, mit der ich gesprochen, und ging weiter auf die Sache ein.

„Ich habe schon an diesen Ausweg gedacht," sagte er, „aber er hat auch seine großen Nachtheile. Zuvörderst müßte mein Sohn darein willigen, denn seine Rechte sind ganz dieselben wie die meinigen; ferner müßte man den armen Kleinen der Obhut des Herzogs von Orleans anvertrauen."

„Was den ersten Punkt betrifft, entgegnete ich, „so kann ich nicht glauben, daß der Herr Dauphin sich in einer Entschließung, welche zum Heile Frankreichs nothwendig ist, vom Könige trennen wird. Der zweite Punkt aber ist eine Ausführungsmaßregel, und man wird allerdings nichts verabsäumen dürfen, um das Leben und die Erhaltung des jungen Prinzen zu sichern."

Nachdem wir die Frage nach allen Seiten gewendet und die Idee aus allen Gesichtspunkten betrachtet hatten, entließ mich der König, indem er mir nochmals dankte und mir sagte, daß er sich vielleicht zu diesem Schritte entschließen werde.

Eine halbe Stunde darauf war sein Entschluß gefaßt. Der aus der Normandie kommende General Latour-Foissac war am Morgen des vorhergehenden Tages bei uns eingetroffen. Als ein Mann, der eben so tüchtig im Rathe wie im Kriege, und treu in der Freundschaft war, wurde er beauftragt, die Abdankung des Königs und des Dauphins nach Paris zu bringen. Der König ertheilte ihm seine Instructionen, und der Dauphin die seinigen, damit er die Interessen der Truppen wahre, welche die königliche Familie nicht verlassen hätten. Um drei Uhr war er unterwegs. Als der wichtige Entschluß gefaßt war, ließ der König

mich rufen, um mich davon zu unterrichten. Hierauf bat er mich, das Commando wieder zu übernehmen. Dies kostete mir große Ueberwindung, aber ich konnte ihm in diesem Augenblicke nichts abschlagen.

Als ich den Schloßhof betrat, wohin ich mich begeben hatte, um Befehle zu ertheilen, bemerkte ich an einem Fenster den Dauphin, der den Vorbereitungen zum Aufbruch zusah. Er winkte mir, zu ihm hinaufzukommen.

„Herr Marschall," sagte er bei meinem Eintritt in sein Zimmer, „Sie kennen die Entschließungen, welche der König getroffen hat und denen ich beigetreten bin. Ich werde demnach fortan keine politische Rolle mehr in diesem Lande spielen. Ich bitte Sie jetzt als Christ und als Mensch, zu vergessen was zwischen uns vorgefallen ist."

Er reichte mir die Hand, und gerührt von so großem Unglück drückte ich sie mit schmerzlicher Bewegung.

Der Dauphin hatte die Laune, mir das Commando erst um sechs Uhr Abends zu übergeben. Ich konnte daher den Rest des Tages nicht mehr dazu verwenden, die Truppen zu inspiciren und sie im Sinne ihrer Pflicht zu beleben. Indessen beschäftigte ich mich unverzüglich damit, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, denn es fehlte ihnen an Allem. Um sechs Uhr, wo die Abdankungsacte gedruckt war, begab ich mich zu jedem Regiment und ließ sie demselben vorlesen. Ich sprach zu den in Masse um mich versammelten Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen. Ich setzte ihnen auseinander, wie wichtig es für die Sicherheit und Würde des Königs sei, daß er von einer möglichst großen Anzahl Leute umgeben bleibe. Es sei dies eine Ehren- und Gewissensache für einen Jeden von uns. Der Entschluß des Königs sei ein hochherziger, und er müsse den Lohn dafür in einer verdoppelten Aufmerksamkeit *und Ehrerbietung* von unsrer Seite finden. Kurz, ich

ſagte Alles was mir in den Sinn kam und was mir den Umſtänden angemeſſen ſchien. Dieſelbe Anſprache wiederholte ich fünf bis ſechs Mal und ließ überall Heinrich V. anerkennen.

In dem Augenblicke wo ich die Landſtraße betrat, ſah ich das 2. Schweizerregiment ankommen, das auf Befehl des Generals Bordeſoulle von Perey kam, um ſich in Rambouillet mit den übrigen Truppen zu vereinigen. Dieſe Dispoſition entzog uns unſere Avantgarde, ſo daß die Mißvergnügten ſich Rambouillet bis auf fünfhundert Schritt nähern, Flintenſchüſſe abfeuern und Alarm hervorrufen konnten. Dies würde bei der Maſſe von Bagage und Wagen aller Art, welche einen Hof, wie der franzöſiſche iſt, ſtets begleiten, große Unordnung unter den Truppen erzeugt haben, welche planlos campirt waren. Ich gab daher dem Oberſten Beſenval Befehl, mit ſeinem Regiment wieder umzukehren und etwa eine Stunde davon auf einer Anhöhe am Ende des Parks, da wo die Umfaſſungsmauer deſſelben rechtwinklig an die Landſtraße ſtößt, Stellung zu nehmen. Seine Rechte war dort durch einen Teich gedeckt. Die Stellung war für den zu erreichenden Zweck und für die Stärke des dazu verwendeten Corps gut. In meinem Leben habe ich keinen beſtürzteren und unzufriedeneren Mann geſehen als dieſen Oberſten. Er gab mir verſchiedene Gründe für die Nichtausführung meines Befehls an, von denen einer immer ſchlechter war als der andere. Der Mann war ganz aus der Faſſung, und doch hätte dieſes Regiment, das von Orleans kam und nicht gekämpft hatte, vom friſcheſten Eifer beſeelt ſein ſollen.

Es ergab ſich, daß unmittelbar nach der Räumung von Perey ein gewiſſer Poques (der ſich Adjutant des Herrn von Lafayette nannte, ein ehemaliger Garde-du-corps von der Compagnie Raguſa, aus der er wegen eines Inſubordinationsvergehens fortgeſchickt worden war) mit hundert bis hundertfünfzig Bauern, die er in

der Umgegend aufgetrieben, in jenes Dorf gekommen war. Dieſe furchtbare Streitmacht hatte Herrn von Beſenval den Schrecken eingejagt, von dem er noch erfüllt war. Ich machte ihm zuerſt vernünftige Vorſtellungen. Da es mir aber nicht gelang, ihn zur Einſicht ſeines lächerlichen Benehmens zu bringen, befahl ich in gebieteriſchem Tone und behandelte ihn mit größerer Härte, als ich es ſonſt bei Offizieren zu thun pflege; aber er verdiente in dieſem Falle keine Schonung. Ich placirte ſelbſt das Regiment und beauftragte den General Vincent, einen Mann von Character, dem ich das Commando der ſämmtlichen in Rambouillet vereinigten Infanterie übertragen hatte, mit den Details der Stellung.

Der unglückliche Beſenval hielt ſich für verloren. Er ſagte zum General Vincent, daß ſein ganzes Regiment davonlaufen würde, wenn nur drei Flintenſchüſſe fielen. Ich bin überzeugt, daß er in Irrthum war und daß er das Regiment verleumdete; aber mit einem Chef in ſolcher Stimmung bot es freilich keine große Sicherheit dar. Ich ließ daher hundert Gardes-du-corps herbeiholen, um ſie als Vorpoſten des Regiments aufzuſtellen. Allerdings konnte es mitten im Walde kein Cavalleriepoſten ſein; doch hatte ich bei dieſen wackeren Leuten wenigſtens die Gewißheit, daß man ſich erſt dann zurückziehen würde, wenn der Feind wirklich erſchien, und nicht auf den bloßen Wahn einer krankhaften Einbildungskraft hin.

Nachdem ich bei meiner Zurückkunft nach Rambouillet den König von meiner Tour in die Umgegend Bericht erſtattet, kamen fünf vom Generallieutenant des Königreichs an Karl X. abgeſandte Commiſſare an. Es waren der Marſchall Maiſon, der Herzog von Coigny, die Herren von Schonen und Odilon Barrot und der Oberſt Jacqueminot. Der Herzog von Coigny wurde beim Könige eingeführt. Der

Zweck ihrer Sendung war, für seine Sicherheit zu sorgen. Man hatte dem Herzoge von Orleans gesagt, daß Alles den König verlassen habe, und sie seien daher, sagten sie, herbeigeeilt, um durch ihre Anwesenheit die ihm fehlenden Truppen zu ersetzen. Der König antwortete, daß er ihrer nicht bedürfe und daß er sie nicht sehen möge. Die Herren fühlten sich gekränkt durch diese Antwort und ersuchten den Herzog von Coigny, mit mir zu sprechen.

Dieser kam zu mir, um mir ihren Wunsch mitzutheilen, und ich begab mich in ihren Gasthof, um zu vermeiden, daß sie das Schloß betraten. Die Herren setzten mich von dem Zwecke ihrer Sendung in Kenntniß. Ich erwiderte ihnen, daß der König keineswegs verlassen sei und, wenn auch Einzelne von ihm gegangen seien, er doch noch mehr Leute um sich habe als er zu seiner Sicherheit bedürfe. Im Laufe des Tags habe er seine Abdankungsacte nach Paris geschickt; dieser wichtige Entschluß werde ohne Zweifel allen unseren Verlegenheiten ein Ende machen, und man müsse die Wirkungen desselben abwarten.

Herr Odilon Barrot ergriff hierauf das Wort und sagte mir, daß ich mich irre und den Zustand der öffentlichen Meinung nicht kenne. Dieser Schritt werde durchaus nutzlos sein. Die Gemüther seien dergestalt gegen die Rückkehr des Hauses Bourbon eingenommen, daß man schon fürchte, wenn die Krone dem Herzoge von Orleans verliehen würde, sie nur als ein ihm anvertrautes Depot betrachtet zu sehen, das mit der Zeit dem Herzoge von Bordeaux zurückgegeben werden sollte, und daß man, bevor man sie ihm gewähre, klare und förmliche Versicherungen und Erklärungen von ihm verlangen werde, um gegen diese Gefahr geschützt zu sein.

Hierauf entspann sich eine Debatte über das Interesse Frankreichs, dem Auslande gegenüber, nicht aus

der natürlichen und legitimen Ordnung herauszugehen. Herr von Schonen nahm Theil an der Debatte und über eine Stunde lang vertheidigte ich meine Anſicht ſiegreich gegen meine Opponenten. Schließlich erklärte ich ihnen, daß der König, da er ihrer nicht bedürfe, ihnen und auch dem Herzoge von Orleans für ſeine Aufmerkſamkeit danke und daß es ihnen frei ſtehe, zu bleiben oder ſich zu entfernen.

Sie entſchloſſen ſich wieder abzureiſen, indem ſie dieſen Schritt durch eine Art von Delicateſſe motivirten und ſagten, ſie wollten ihren Einfluß nicht dazu anwenden, die Zerſtreuung der Truppen zu beſchleunigen. Die Sache war jedoch, wie mir ſpäter klar geworden iſt, die, daß Karl's X. Anweſenheit zu Rambouillet in Paris genirte. Man glaubte nicht, daß er noch ſo viel Leute bei ſich habe, und erwartete, daß der ihm zu gebende Beweis von Theilnahme ſeine Abreiſe beſchleunigen werde. Als die Commiſſare ſich in dieſer Erwartung getäuſcht ſahen, hielten ſie es für ihre Pflicht, nach Paris zurückzukehren, um die proviſoriſche Regierung zu benachrichtigen und auf andere Mittel zu denken.

Um ein Uhr in der Nacht reiſten die Commiſſare ab.

Die Deſertion währte die ganze Nacht fort, aber ſie war nicht erheblich. Durch angeſtrengte Bemühungen brachte ich es dahin, daß im Laufe des 3. Lebensmittel unter die Truppen vertheilt werden konnten. Da es an Geld fehlte, ließ ich das Silberzeug des Königs verpfänden und das Vieh der königlichen Domaine Rambouillet ſchlachten.

Man erwartete mit Ungeduld Nachrichten über den Eindruck, den die Abdankung in Paris gemacht hatte. Die Nachrichten kamen endlich, entſprachen aber nicht den gehegten Hoffnungen. Die Abdankung war zu *ſpät erfolgt.* Zwei Tage früher würde ſie mit Beifall

aufgenommen worden ſein, jetzt war ſie nur eine neue Verlegenheit. Indeſſen war die Pairskammer im Begriff zuſammenzutreten und die Acte ſollte von derſelben berathen werden. Man mußte alſo warten.

Der Anblick dieſes Schloſſes, in welchem noch vor acht Tagen eine impoſante Größe in all' ihrem Glanze entfaltet worden war, dieſe tiefe Trauer, dieſe ungewiſſe Zukunft, dieſe Ausſicht auf ſchlimmere Gefahren als der Tod, dieſes ſo ſchnell auf die Ordnung gefolgte Chaos: alles dies machte einen Eindruck auf mich, der ſich nie verwiſchen wird. Die Haltung Karl's X. in dieſer Lage war würdevoll; ſie hatte etwas Rührendes. Seine fromme und ruhige Ergebung, ſein edles trauriges und wohlwollendes Geſicht vervollſtändigten ein Gemälde, das kein Maler darzuſtellen vermag. Der Dauphin bildete mit ſeiner Heiterkeit und ſeiner an Stupidität grenzenden Sorgloſigkeit einen empörenden Contraſt dagegen. Entblödete er ſich doch nicht, zu Girardin zu ſagen: „Was werde ich mit meinen Hunden anfangen?“

„Monſeigneur,“ entgegnete ihm dieſer, „Sie haben andere und wichtigere Intereſſen.“

„Ich will mich aber mit nichts als mit meinen Hunden beſchäftigen.“

„Das ſteht Ihnen frei, Monſeigneur; ich aber mag nicht von Hunden mit Ihnen ſprechen.“

Der Dauphin iſt überhaupt ein unerklärlicher Menſch, hämiſch, despotiſch, reizbar und von Stolz aufgebläht, wenn er Macht in Händen hatte. Er hat nach der Kataſtrophe mehr als einmal geäußert, und ich glaube in vollem Ernſte, daß er bei der ganzen Geſchichte nur ſeine Hunde und Pferde bedaure.

Der Tag verging ruhig. Um ſieben Uhr erhielt ich ein Billet von den Commiſſaren, datirt von Cogniéres. Sie kündigten darin ihre Rückkehr an und verlangten die ſofortige Anordnung von Maßregeln, damit ſie

unterwegs keinen Aufenthalt erführen, da sie dem Könige eine eben so wichtige als dringende Mittheilung zu machen hätten. Ich benachrichtigte den König und schickte ihnen einen Adjutanten entgegen. Sie brachten die Meldung, daß gegen elf Uhr eine heftige Bewegung in Paris ausgebrochen sei. Alles habe sich bewaffnet und gerufen: „Nach Rambouillet!“ um Karl X. dort anzugreifen. Die ganze Bevölkerung sei auf den Beinen und habe sämmtliche Miethwagen requirirt, um rascher anzukommen. Die Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer schlössen sich ihr an und sie, die Commissare, seien vier Stunden lang in diesem ungeheuren Gedränge gefahren, dessen Spitze bereits Cognières erreicht gehabt; als sie von dort abgereist seien.

Die Commissare, die dieser Bewegung vielleicht nicht alle fremd waren, kamen jetzt an, um sie zur Geltung zu bringen und Nutzen daraus zu ziehen. Sie erwarteten davon die Abreise des Königs. Dies war klar; aber eben so klar war es, daß es mit der Bewegung seine Richtigkeit hatte, wenn sie auch übertrieben sein mochte. So wenig die gegen uns anrückenden tumultuarischen Banden in militärischer Beziehung zu fürchten waren, bei der gegenwärtigen Stimmung der Truppen waren wir außer Stande, weder sie aufzuhalten, noch gegen sie zu kämpfen. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, mit tausend Pferden und sechs Kanonen diesem unorganisirten Haufen entgegen zu marschiren und ihn selbst ohne vieles Blutvergießen in die Flucht zu schlagen; aber die Gardes-du-corps waren die einzigen sicheren Truppen in der ganzen Cavalerie, und ihre Bestimmung konnte nicht verändert werden. Sie durften die Person des Königs nicht verlassen. Ueberdies hätte man, um mit Cavalerie operiren zu können, drei (franz.) Meilen marschiren müssen, da sich der Wald von Rambouillet auf der Seite von Paris

ſo weit erſtreckt. Schon war die Spitze der Pariſer in Perey, das heißt am Eingange des Waldes, angekommen, und im Laufe des Tages fanden ſich ihrer jedenfalls noch eine bedeutend größere Anzahl ein. Die kleinſte Truppe, die im Gehölz gefeuert hätte, würde die ausgeſandte Cavalerie aufgehalten haben. Man hätte alſo etwas Infanterie mitnehmen müſſen, und man hat geſehen, daß wir keine mehr hatten. Ein offenſives Vorgehen war demnach unausführbar. Auf der anderen Seite bietet Rambouillet auch zur Defenſive keinerlei Stellung dar. Es iſt ein mitten im Walde eingekeilter Trichter. Man kann daſelbſt nicht einmal Truppen regelmäßig formiren. Was alſo thun? Die Stimmung der Truppen war von der Art, daß ſie nichts Gutes verhieß. Es blieb daher nichts Andres übrig als ſich zurückzuziehen. Ein Gefecht in Rambouillet würde etwas Gräßliches geweſen ſein, und daß ſich ein ſolches bei Ankunft der armſeligſten Colonnenſpitze entſponnen hätte, war nach dem Geiſte des 2. Schweizerregiments, das unſre Avantgarde bildete und auf dem unſre Sicherheit beruhte, mit völliger Gewißheit vorauszuſehen.

Da es von großer hiſtoriſcher Wichtigkeit iſt, die beiſpielloſe Entmuthigung, die ſich damals der Truppen bemächtigt hatte, genau zu conſtatiren, ſo will ich die Thatſachen, welche den Beweis davon liefern, noch einmal kurz zuſammenfaſſen.

1) Die Linientruppen hatten uns zur Hälfte ſchon am Donnerſtag in Paris verlaſſen, und die übrigen deſertirten den Tag darauf in Maſſe von Saint-Cloud aus;

2) Bei der Ankunft in Saint-Cloud riß die Deſertion auch unter der Garde ein. Sie begann ſchon den Tag darauf mit dem Abgange von zwanzig Mann, welche zu einem vorwärts der Brücke von Saint-Cloud ſtehenden Poſten von vierzig Grenadieren des 1. Regi-

ments gehörten, und währte seitdem ununterbrochen fort;

3) Als am Sonnabend den 31. der Dauphin einem Bataillon vom 3. Garderegiment und sechs Compagnien vom 1. Schweizerregiment nebst zwei Geschützen befahl, einige Einwohner von Sèvres und Meudon, welche Feindseligkeiten begingen, zurückzuwerfen, weigerte sich das Bataillon vom 3. Regiment zu schießen, die sechs Schweizercompagnien streckten die Waffen, und die beiden Kanonen gingen über die Brücke nach Paris, um sich den Insurgenten anzuschließen;

4) Am Sonntag Morgen versammelten sich die in Trappes anwesenden Obersten der Garde zu einer Berathung, beschlossen ihre Unterwerfung nach Paris zu senden und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Diesem Entschluß wurde jedoch nicht sofort Folge gegeben, ausgenommen von Seiten der die beiden Schweizerregimenter commandirenden Obersten;

5) Am Montag, den 2. Aug., gingen die in Cognières gebliebenen Regimenter schwerer Cavalerie zu den Insurgenten über, und von diesem Augenblicke an bestanden die Vorposten der letzteren zum Theil aus schwerer Gardereiterei;

6) Man erinnert sich des Geistes, der das von Orleans gekommene 2. Schweizerregiment beseelte. Er war nach der Aussage seines Obersten von der Art, daß ich es für nöthig hielt, dieses im Walde aufgestellte Regiment durch hundert Gardes-du-corps zu decken;

7) Die Schweizeroberſten hatten eine von ihnen verlangte schriftliche Sauvegarde und außerdem eine Marschroute von der provisorischen Regierung erhalten, um sich nach Burgund zurückzuziehen. Sie waren so pressirt, davon Gebrauch zu machen, daß sie es wagten, diesen Geleitschein und diese Marschroute, welche

in meine Hände gefallen waren, von mir zurückzuverlangen;

8) Endlich hatte die Desertion solche Fortschritte gemacht, daß die fünf französischen Infanterieregimenter fast auf Null reducirt waren. Das 6. zum Beispiel zählte nur noch hundertzwanzig Mann. Diese fünf Regimenter, unter denen sich das aus der Normandie gekommene 4. und das 2., das kein ernstes Gefecht gehabt hatte, befanden, bildeten insgesammt ein Corps von nur noch dreizehnhundertfunfzig Mann.

Der einzige Ausweg, der noch blieb, war also sich zurückzuziehen, zunächst sofort an der Eure, bei Maintenon, und später an der Loire Stellung zu nehmen. Ich führte die Commissare zum Könige. Sie sprachen mit Wärme von seinen Gefahren und von der Nothwendigkeit, Rambouillet unverzüglich zu verlassen. Herr Odilon Barrot hielt eine pathetische Rede, und die Abreise ward beschlossen. Ich hatte einen so schleunigen Rückzug nicht vorausgesehen und daher nichts für denselben vorbereitet. Die Zeit drängte jedoch und es mußte geschafft werden. Die Dispositionen wurden mit vollkommener Ordnung getroffen und ausgeführt und Alles ging rasch von Statten. Ich ließ zuerst den König mit den Gardes-du-corps nach Maintenon abgehen; das ungeheure Gepäck mit einer angemessenen Escorte folgte, und hierauf kamen die Truppen der verschiedenen Waffengattungen in bestimmter Ordnung. So trafen wir um vier Uhr kurz nach dem Könige in Maintenon ein. In Zeit von einer Stunde hatte Alles, selbst die Arrièregarde, Rambouillet verlassen. Die Commissare waren uns nach Maintenon vorausgegangen.

Die Abreise von Rambouillet war unerläßlich, und ich hatte dazu gerathen. Ich hatte mir gedacht, daß man nach Ankunft in Maintenon und nach einer kurzen Rast den Rückzug nach Chartres fortsetzen sollte, um die Loire zu gewinnen, und daß man dann die

Einsetzung einer Art Regierung Heinrich's V. versuchen konnte. Demgemäß hatte ich eine Avantgarde unter den Befehlen des Generals Talon in der Richtung von Chartres vorausgeschickt und in die Stadt selbst einige Offiziere gesandt, um für Lebensmittel sorgen zu lassen. Allein es sollte anders kommen. Die Commissare hatten in ihrer Ansprache vom Abend davon gesprochen, daß der König Frankreich verlassen müsse, und hatten gesagt, daß in Cherbourg bereits Anstalten zu seinem Empfange getroffen seien. Amerikanische Packetboote sollten dort bereit liegen, um ihn mit seiner Familie in dasjenige Land zu bringen, das er wählen würde. Unterwegs seien alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angeordnet. Endlich wünsche die neue Regierung die Abreise Karl's X. namentlich in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit, für die sie lebhaft besorgt sei. Diese Worte hatten im Geiste des Königs Wurzel gefaßt. Als ich bei meiner Ankunft in Maintenon zu ihm ging, um seine Befehle für die Fortsetzung des Rückzugs einzuholen, sagte er mir, daß er sich entschlossen habe, den Kampf nicht weiter zu verlängern, und daß er sich nicht an die Loire, sondern nach Cherbourg begeben werde, um sich daselbst einzuschiffen; daß er noch denselben Abend die Richtung dahin einschlagen und in Dreux übernachten wolle. Damit war die ganze politische Frage abgethan.

Während des nächtlichen Marsches von Rambouillet nach Maintenon brachte ein von Paris expedirter Courier den beiden Schweizerregimentern der Garde den Geleitbrief des Generallieutenants des Königreichs, um sich nach Châlons und Mâcon zu begeben. Es war darin gesagt, daß derselbe auf das im Namen dieser Regimenter vom Oberstlieutenant von Maillardoz gestellte Ansuchen bewilligt worden sei. Dieser Geleitbrief fiel in die Hände des Generals Vincent, der *ihn mir* übersandte. Ich empfand eine tiefe Ent-

rüſtung darüber, daß dieſe beiden Regimenter, die der König mit Wohlthaten überhäuft, ihn in dem Augenblicke verlaſſen wollten, wo ihre Anweſenheit ihm am nützlichſten und nothwendigſten war.

Es iſt ſchwer, einen ſolchen Schritt mit dem rechten Namen zu bezeichnen; er ſtand in ſonderbarem Widerſpruch mit der Behauptung der Schweizer, das Muſter der Treue zu ſein. Ich frage, was hatten nun die Bourbons davon, daß ſie mit ſchwerem Golde und mit Beleidigung der öffentlichen Meinung Truppen bezahlten, die zwar ohne Widerrede gut waren, ſich aber gewiß nicht rühmen konnten, beſſer zu ſein als die franzöſiſchen? Wozu dieſe bevorzugten Truppen, welche in verſchiedenen Fällen vom Dienſte befreit waren? Wozu dies Alles, wenn dieſe Truppen nicht wenigſtens die Perſon des Königs mit aufopfernder Hingebung vertheidigten? Indem man ſie unter ſo mannichfachen Nachtheilen in Dienſt nahm, ging man von der Idee aus, daß ſie der Politik fremd und von dem Einfluſſe der Parteien unberührt bleiben würden. Dies iſt klar, und ſiehe da, das erſte Mal, wo die vorgeſehenen Umſtände eintreten, ziehen ſie ſich zurück. Und es ſind nicht Truppen, die ſich desorganiſiren, Soldaten, welche deſertiren, ſondern ganze Corps, die unter Anführung ihrer Oberſten den König verlaſſen, in dem Augenblicke wo er ihren Beiſtand anruft und wo er in ihrer Mitte ſein Heil finden kann! Und da der Geleitbrief ſo bald ſchon ankam, mußte er ſchon beim Abzuge von Saint-Cloud, oder wenigſtens während des Marſches von da nach Rambouillet, das heißt mitten in der Kriſis, verlangt worden ſein.

Da der Entſchluß des Königs, jeden weiteren Kampf aufzugeben und ſich in Cherbourg einzuſchiffen, die Beibehaltung der noch verſammelten Truppen unnöthig machte, entſchied er ſich dahin, ſie zu entlaſſen,

und ich sagte ihnen in einem Tagesbefehl im Namen des Königs Lebewohl.

Ich dirigirte zunächst die Infanterie nach Chartres, wo sie Lebensmittel vorfinden und von wo sie in ihre Garnisonen geschickt werden sollte, um daselbst die Befehle der neuen Regierung zu erwarten. Sie war auf zwölfhundert Mann zusammengeschmolzen. Die leichte Cavalerie, die einzige noch vorhandene, war getheilt. Die Lanciers, die Husaren und die Artillerie, welche schon in der Nähe von Chartres angekommen waren, erhielten Ordre, sich in diese Stadt zu begeben und sodann, wie die Infanterie, in ihre respectiven Garnisonen zurückzukehren. Es blieben nun noch die Chasseurs, die Dragoner, die Elitegendarmen und die Gardes-du-corps.

Die Chasseurs waren desorganisirt, und Alfred von Chabannes hatte die Dislocirung dieses Regiments begonnen, indem er seine Schwadron mit sich nach Paris führte. Die Dragoner, commandirt vom Oberstlieutenant Cannuel, einem ausgezeichneten Offizier von der alten Armee, folgten dem Könige, ohne daß auch nur Ein Mann zurückblieb. Bei der Ankunft in Dreux entließ der König auch dieses wackere Regiment, ein Muster von guter Disciplin und Treue, und ertheilte ihm wohlverdientes Lob. Die Escorte des Königs bestand nur noch aus den Gardes-du-corps, den Elitegendarmen und zwei Kanonen.

In Dreux bestimmte der König seine Marschroute, aber er theilte sie in so kurze Tagereisen mit so zahlreichen Aufenthalten ein, daß die Reise eine Ewigkeit gedauert haben würde. Ich erhielt Auftrag, diese Reiseroute den Commissaren mitzutheilen. Diese verlangten einige Abänderungen, welche Gegenstand eines späteren Arrangements sein sollten. Für den Anfang wurden die vom Könige getroffenen Bestimmungen

befolgt und man übernachtete am nächsten Tage, Donnerstag, in Verneuil.

Wir fanden unterwegs auf den Thürmen aller Städte und Dörfer die dreifarbige Fahne ausgesteckt und die Nationalgarden ebenfalls mit den drei Farben geschmückt. Dieser Anblick war dem Könige höchst unangenehm. Im Uebrigen verhielt sich die Bevölkerung still und ruhig, eine Folge ihrer persönlichen Verstimmung und auch der Anempfehlungen der Commissare, welche uns voraus reisten.

Ich war die einzige Mittelsperson zwischen dem Könige und den Commissaren. Ich bemühte mich, die ofmals widerstreitenden Ansichten in Einklang zu bringen, und besonders die qualvolle Angst einer solchen Reise zu mildern. Die Commissare hatten mir mitgetheilt, daß sie Vollmacht hatten, den Truppen alle Soldrückstände auszahlen zu lassen. Man beschäftigte sich zunächst mit denen, welche nach Chartres dirigirt worden waren und in ihre Garnisonsorte zurückkehren sollten. In Verneuil machte man auch den Gardes-du-corps und den Stabsoffizieren, welche in dringender Geldnoth waren, Abschlagszahlungen.

Die Commissare beauftragten mich, dem Könige in ihren Namen jede beliebige Summe zu offeriren und ihm zu sagen, daß in Cherbourg eine Million zu seiner Verfügung sein werde. Ich entledigte mich meines Auftrags; der König aber befahl mir, ihnen kund zu thun, daß er Alles ablehne. Er verlangte sogar, daß man die Kosten seiner Reise genau notire, damit er sie später zurückerstatten könne.

Am Freitag, den 6., kamen wir in Laigle an, am 7. in Merlerault, am 8. in Argentan. Unsre Reise ging in folgender Ordnung vor sich. Eine oder zwei Stunden vor dem zur Abreise des Königs bestimmten Augenblicke ließ ich die Bagagewagen und das Gefolge mit einem Detachement Gendarmen abgehen, die

König hörte inzwiſchen die Meſſe, was er nie unterließ, ſelbſt wenn er um vier Uhr Morgens aufbrach. Zwei Compagnien Gardes-du-corps eröffneten den Zug. Nach ihnen kamen die Wagen der Kinder, der Prinzeſſinnen, des Dauphins, und die des Königs, der den Herzog von Polignac, erſten Stallmeiſter, und den Herzog von Luxembourg, Capitain der dienſtthuenden Garden, bei ſich hatte. Dann folgten die beiden anderen Compagnien der Gardes-du-corps und die Gendarmen.

Ich ritt in geringer Entfernung hinter dem Wagen des Königs.

In Argentan wurde Halt gemacht.

Jeden Tag beklagten ſich die Commiſſare bei mir über die Langſamkeit der Reiſe und über die Nachtheile und Beſorgniſſe, welche dadurch in Paris verurſacht würden. Sie zeigten mir die gereizten, faſt harten Briefe, die ſie erhielten, und die Anſchuldigungen, die man gegen ſie erhob.

In Paris circulirten allerhand Märchen über dieſe Reiſe, zu denen ein ſeltſamer Umſtand Anlaß gegeben hatte. Ein von Verneuil abgeſandter Bericht war ohne Adreſſe zur Poſt gegeben worden und deshalb nicht an das Miniſterium des Innern gelangt. Ein andrer per Courier abgeſchickter Bericht war um ſechsunddreißig Stunden zu ſpät angekommen. So war man zwei Tage lang ohne Nachricht geblieben, und dies hatte lebhafte Beſorgniſſe erweckt. Man hatte das Gerücht verbreitet, Karl X. habe beträchtliche Streitkräfte bei ſich, welche die Commiſſare feſtgenommen und als Geiſeln zurückgehalten hätten, der König habe die Abſicht, das Land der Chouans zu gewinnen und einen Bürgerkrieg zu entzünden. Was für ſonderbare Chouans wären wir geweſen mit dieſem Zuge von Equipagen und dieſem Schwarme von Köchen und *Küchenjungen!*

Dann beschuldigte man die Commissare der Lauheit und kündigte die Absendung eines vierten, eines Herrn von la Pommeraye, Deputirten von Caen, an, der ihren Eifer anspornen sollte. Die Commissare verlangten die Zurücksendung der beiden Kanonen. Sie bestanden darauf, und man mußte ihnen willfahren. Dieser Entschluß wurde dem Könige sehr schwer. Ich weiß eigentlich nicht, warum sie es verlangten, denn die beiden Kanonen waren mehr ein Gegenstand der Parade als des wirklichen Nutzens. Unter gewissen Umständen jedoch hätten sie uns retten können, obwohl die eigentliche Garantie für den glücklichen Verlauf unserer Reise in der Anwesenheit der Commissare und nicht in unserer Stärke beruhte. Wir waren im Begriff, unter eine übelgesinnte Bevölkerung zu kommen, die noch erbittert war durch die frische Erinnerung an die Feuersbrünste, deren Schauplatz ihr Gebiet gewesen war und für deren Anstifter der große Haufe die Priester und Jesuiten hielt. Die ganze Gegend ist mit Fabriken angefüllt und die dortige Bevölkerung ist zur Zeit einer Revolution die aufsätzigste und am schwersten zu lenkende in ganz Frankreich.

Die Commissare befanden sich wirklich in einer höchst schwierigen Lage. Sie benahmen sich indessen respectvoll und ehrerbietig gegen den König und bemühten sich, seine Wünsche mit ihren Instructionen in Einklang zu bringen. Als ich Karl X., der dies nicht hinlänglich zu würdigen schien, in Argentan darauf aufmerksam machte, gab er mir lachend zur Antwort: „Im Grunde genommen sind sie doch nur zwei Schurken und ein Renegat.“

Der Vorwand für die Langsamkeit der Reise war, die Pferde zu schonen und mit allen Equipagen in Cherbourg anzukommen. Außer diesen zum Theil wahren Motiven hatte man jedoch noch einen anderen

geheimen Grund. Man hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß eine Revolution den Herzog von Bordeaux zurückrufen werde; eine wahrhafte Chimäre! Allein die Idee war factisch und man fand eine Art von Genuß darin, sich derselben zu überlassen. Sie wurde bestärkt durch die Ankunft des Obersten Cradock, Attaché's der englischen Gesandtschaft, in Merlerault, den Lord Stuart abgesandt hatte, um dem Könige sagen zu lassen, daß der Herzog von Bordeaux noch einige Chancen habe, den Thron zu besteigen, und daß man deshalb die Reise möglichst langsam fortsetzen solle, anstatt sie zu beschleunigen.

Die Berichte über die Stimmung der Bevölkerung auf dieser Route beunruhigten die Commissare, und sie machten dem Könige in Falaise den Vorschlag, eine andre Richtung einzuschlagen und über Caen zu gehen. Herr von Pommeraye, der aus dieser Stadt kam, versicherte, es sei dort Alles ruhig und der König werde gut aufgenommen werden. Nach kurzer Berathung entschied man sich dahin, die Richtung nicht zu verändern, und man übernachtete in Condé.

Die in Paris gehegten Besorgnisse, deren Ursache das zufällige Stillschweigen der Commissare war, hatten einige Maßregeln veranlaßt, welche beinahe Alles in Flammen gesetzt hätten. Es waren Nationalgarden aufgeboten worden, um den König auf seiner Reise zu begleiten und zwischen ihm und den Landstrichen zu marschiren, wo man glaubte, er habe Anhänger. Alle diese Corps, welche zum Theil auf Befehl in Bewegung gesetzt worden waren, schwollen unterwegs an und es war nicht ein einziges Städtchen, das nicht sein Contingent hätte liefern wollen.

Währenddem brach der General Hulot, der sich gern wichtig machen wollte, aus eigener Machtvollkommenheit auf, um uns mit sämmtlichen Nationalgarden der Halbinsel entgegen zu marschiren und Ca-

rentan zu besetzen. Diese Colonnen bestanden nicht aus Leuten, die den Bourbons sonderlich zugethan waren, und ihre Anführer waren nicht unter den ruhigsten Köpfen ausgewählt. Es war gewissermaßen eine Art von Jagd, welche beginnen sollte. Die Resultate derselben waren sehr zu befürchten. Mein Name wurde bei allen diesen Dispositionen vorzugsweise genannt und meine Festnehmung oder mein Kopf schienen speciell der Siegespreis zu sein. Diese Nachrichten verbreiteten sich in Condé, und von dieser Stadt an begannen in der That für mich große Gefahren, denen ich während des ganzen übrigen Theils dieser angstvollen Reise beständig ausgesetzt blieb.

Mittwoch, den 11., kamen wir in Vire an. Dies ist in der ganzen Provinz derjenige Ort, dessen Bevölkerung am heißblütigsten, am unlenksamsten und am gefährlichsten ist. Und dabei ist sie ziemlich zahlreich.

Einige Offiziere der Gardes-du-corps, welche vorausgeschickt worden waren, um für Quartier zu sorgen, kehrten zu mir zurück, um mir zu sagen, sie wären überzeugt, daß ein Complot zu meiner Entführung angezettelt sei. Gutgesinnte Leute aus der Stadt hätten ihnen mitgetheilt, daß, wenn ich allein oder mit nur schwacher Begleitung durchpassirte, ich entweder ermordet oder doch ergriffen und in irgend einen Kerker geworfen werden würde. Ich benutzte diesen Wink und ritt in Begleitung einer angemessenen Anzahl von Offizieren durch die Stadt.

Am folgenden Tage kamen wir nach Saint-Lô. Die dortige Bevölkerung ist viel gutmüthiger als die von Vire. In Saint-Lô erkannten wir deutlich Männer von Condé und Vire, die uns nicht von der Seite gingen und die man uns als zu meiner Ermordung ausgesandt bezeichnet hatte. Sie hatten also ihren Plan noch immer nicht aufgegeben. Am Freitag endlich kamen wir nach Valognes. Es wurde beschlossen,

in dieser Stadt so lange zu bleiben, bis in Cherbourg Alles zu unsrer Einschiffung bereit war.

An der Grenze des Departements la Manche empfing uns der Präfect desselben, Graf Joseph d'Estourmel, der, wie in gewöhnlichen Zeiten, im Kammerherrnfrack und mit der weißen Cocarde erschienen war, um die Befehle des Königs entgegen zu nehmen, während wir überall auf unserem Wege die Revolution in vollem Gange gefunden hatten. Er hatte sich gegen die Ordonnanzen ausgesprochen und bewies bis zu Ende Muth und Loyalität. Wir stiegen in seiner Präfectur zu Saint-Lô ab und er begleitete den König bis auf das Schiff.

Es war klug und weise gewesen, daß man einen längeren Aufenthalt in Cherbourg vermieden hatte, denn diese volkreiche Stadt war von den feindseligsten Gesinnungen beseelt. Wir verweilten daher zwei Tage in Valognes, damit inzwischen die Vorbereitungen zur Einschiffung des Königs auf den beiden amerikanischen Packetbooten „Grande-Bretagne" und „Charles Carroll," vollendet werden konnten. Man sagte, sie seien Eigenthum Joseph Bonaparte's: eine sonderbare Verkettung von Umständen!

Ich nahm die Befehle des Königs bezüglich seiner Haustruppen entgegen. Er erließ einen Tagesbefehl, von welchem jeder Anwesende ein Exemplar empfing. Derselbe ist in ergreifender Sprache gehalten und wird durch die Umstände, unter denen er erlassen wurde, ein Familiendokument. Nie hat ein Truppencorps einen bewunderungswürdigeren Geist gezeigt. Ordnung, Ehrerbietung und Hingebung herrschten bis zuletzt. Niemand erhob Ansprüche. Als zu Anfang dieser traurigen Campagne Geld und Lebensmittel sich als unzureichend erwiesen, lehnten die Garde-du-corps es ab, vor den Linientruppen befriedigt zu werden, weil deren *Bedürfnisse*, sagten sie, dringender seien als die ihrigen.

Ich hätte gern jedem einzelnen Garde-du-corps der vier Compagnien meine Bewunderung seines hochherzigen Benehmens ausgedrückt.

Die Commissare unterließen nichts, was den Scheidenden die letzten Augenblicke erleichtern konnte. In Valognes erklärte ich ihnen, daß ich, nachdem ich meine Functionen beim Könige bis zuletzt versehen, nunmehr mein freier Herr zu sein glaube. Ich würde jedoch wegen der gegen mich herrschenden Erbitterung des Volks Frankreich verlassen, meine Abwesenheit aber würde nicht lange währen. Ich setzte hinzu, daß, sobald die gereizte Stimmung gegen mich sich gelegt hätte, ich nach Frankreich zurückkehren würde, von dem ich mich in diesem Augenblicke nur ungern trennte.

Der König fragte mich, was für Pläne ich hätte. Ich antwortete ihm, daß ich, nachdem ich mich mit ihm eingeschifft hätte und er an der Küste angelangt wäre, auf der er zu landen gedächte, ich meinen Abschied nehmen und mir irgendwo ein Asyl suchen würde, um daselbst so lange zu bleiben als ich es für bedenklich hielte, nach Frankreich zurückzukehren. Er billigte diese Pläne vollkommen, erkundigte sich aber nicht nach meinen Mitteln zum Lebensunterhalt. Ich hütete mich aus verschiedenen Rücksichts- und Unabhängigkeitsgründen wohl, ein Verlangen an ihn zu stellen, oder einen Wunsch auszusprechen.

Unter den Gerüchten über die gegen mich geschmiedeten Complotte kam mir auch das zu Ohren, daß, wenn man mir unterwegs nicht beikommen könnte, ich in Cherbourg sterben würde.

Dieses Gerücht gewann in Valognes große Consistenz. Ich wäre, sagte man, der Preis für die Freilassung des Königs und man würde ihn nicht eher sich einschiffen lassen, als bis ich ausgeliefert wäre. Den Commissaren konnte ich keine Hintergedanken zutrauen.

wohl aber durfte ich einen Volksaufstand befürchten. Ein gewesener Gardes-du-corps, der in der Umgegend begütert war, erbot sich, mir ein sicheres Asyl zu gewähren. Ich lehnte dies dankend ab. Man schlug mir vor, und die Commissare selbst riethen mir, wie sie dies schon früher gethan, meine Uniform abzulegen und mich nicht zu zeigen. Auch dessen weigerte ich mich, und obwohl Alle, die den König umgaben, diese Vorsicht gebraucht hatten, erklärte ich, daß ich als Commandant der Garden auf meinem Posten bleiben und meine Uniform nicht eher ablegen würde, als bis ich mich auf dem Schiffe befände.

Die Commissare hatten verlangt, daß die Gardes-du-Corps die Stadt Cherbourg nicht betreten sollten. Eine einfache Escorte sollte den König zum Hafen begleiten. Der König hatte darein gewilligt. Ich erklärte dagegen mit Entschiedenheit und zu wiederholten Malen, daß der König es seinen Haustruppen schuldig sei, sich erst in dem Augenblicke, wo sein Fuß das feste Land verließ, von ihnen zu trennen. Nachdem sich die Gardes-du-Corps so ausgezeichnet benommen, war er ihnen diesen Beweis von Achtung und Zuneigung schuldig. Es kostete mir große Mühe, meine Ansicht durchzusetzen; doch endlich gelang es mir. Ich hatte noch einen andern Grund. Wenn der König mit einer einfachen Escorte durch die Stadt fuhr, so war er gegen Beleidigungen oder Angriffe auf seine Person nicht geschützt, während sechshundert entschlossene, wohl bewaffnete und in geschlossenen Gliedern marschirende Garden der Bevölkerung einen heilsamen Respect einflößen mußten.

Endlich am Montag den 16. fand die Abreise statt. Der Augenblick derselben war auf den Eintritt der Ebbe berechnet. Um neun Uhr Morgens brachen wir auf, und halb ein Uhr kamen wir am Thore von Cherbourg an. Ich war sorgfältig darauf bedacht, daß

Alles in dicht geschlossenen Gliedern und in bester Ordnung marschirte. Plötzlich hält der Zug. Der Fürst von Solm läßt von der Avantgarde her sagen, daß sich die ganze Bevölkerung auf der Landstraße versammelt habe. Eine Deputation der Nationalgarde war erschienen und hatte versichert, daß, wenn man während des Zuges durch die Stadt nicht die dreifarbige Cocarde aufsteckte, sie für nichts stände. Das Loos war geworfen. Es blieb nichts Andres übrig als vorwärts zu gehen, und wir setzten unsren Marsch fort. Ich glaubte, daß eine Katastrophe bevorstehe und daß dieser Schritt der Vorläufer derselben sei; aber die schöne Haltung der Gardes-du-Corps imponirte. Man sah ein, daß mit solchen Leuten nicht zu spaßen war. Unser Einzug erfolgte ohne Störung; unweit des Hafens aber empfingen die Marinearbeiter den König mit den skandalösesten Schimpfreden und Verwünschungen. Jetzt war es mir lieb, daß ich darauf bestanden hatte, die ganze Leibgarde des Königs bis zum Einschiffungsplatze mitgehen zu lassen. Nur dieser Vorsicht verdankten wir die glückliche Vollendung unsrer Reise. Der König stieg sogleich an Bord der „Grande-Bretagne". Ich folgte ihm dahin nach einem schmerzlichen und rührenden Abschied von den Zurückbleibenden. Wir gingen unter Segel und hielten auf die Rhede von Spithead ab. So war denn die Krone Ludwig's XIV. seit weniger als vierzig Jahren zum dritten Male zerbrochen!

Am Dienstag kamen wir vor Portsmouth an. Die Ebbe und der Wind nöthigten uns, vor Anker zu gehen. Am folgenden Morgen bekamen wir Coves auf der Insel Wight in Sicht. Ich nahm Abschied vom Könige und der königlichen Familie und reiste nach London. Meine Zuneigung zu der Person des Königs war auf der Reise durch den Anblick seines Unglücks und seiner rührenden Ergebung noch lebhafter gewor-

den. Nie hat ein entthronter Herrscher unter ähnlichen Verhältnissen eine würdigere Haltung gezeigt. Während ich über mein eignes Mißgeschick seufzte, empfand ich auch das seinige lebhaft mit. Als wir uns trennten, umarmte er mich und händigte mir zum Andenken seinen Degen und als Zeichen seiner Zufriedenheit und seines Wohlwollens einen Brief ein, der mir wegen seines Inhalts stets theuer sein wird.

Ich übernachtete Mittwoch den 8. in Portsmouth, und von diesem Augenblicke begann ich ein neues Leben.*)

Copie des an mich gerichteten Handschreibens König Karl's X.

„Auf der Rhede von Spithead,
18. August 1830.

„Ich will mich nicht von Ihnen trennen, mein theurer Marschall, ohne Ihnen hiermit zu wiederholen, wie ich dies auch wirklich denke, daß ich die guten, treuen und beständigen Dienste, die Sie nie aufgehört haben, der Monarchie seit der Restauration zu leisten, niemals vergessen werde. Zu gleicher Zeit bitte ich Sie, den Degen anzunehmen, den ich stets getragen habe, wenn ich mich bei den Truppen befand.

Rechnen Sie, mein lieber Marschall, für die ganze Lebenszeit auf die freundschaftlichen Gesinnungen, die ich zu Ihnen hege.

„Unterzeichnet: Karl."

*) Dieser Theil meiner Denkwürdigkeiten ist während des Monats September 1830 in Amsterdam niedergeschrieben worden. (Anmerk. d. Herz. v. Ragusa.)

Betrachtungen über die Regierung Karl's X. und über die Fehler, welche die Katastrophe herbeiführten.

Wohl nie begann eine Regierung unter günstigeren Auspicien als die Kal's X. Die lange Krankheit Ludwig's XVIII. hatte dem Ende seiner Regierung den Character großer Schwäche verliehen und ziemliche Unzufriedenheit hervorgerufen. Man erwartete viel von seinem Nachfolger. Das offene und freundliche Wesen, durch welches sich dieser stets ausgezeichnet hatte, erweckte Vertrauen. Man hoffte in ihm einen Herrscher zu erhalten, der allen Uebelständen abhelfen würde. Das Volk fühlt ja so dringend das Bedürfniß zu hoffen und ist so gern geneigt zu glauben und zu lieben. Es hat von jeher in Frankreich eine so große Zuneigung zur Regierung bestanden, daß Die, welche die oberste Gewalt haben, sehr strafbar oder sehr ungeschickt sein müssen, wenn es ihnen nicht gelingt, sich den Besitz derselben auf die Dauer zu sichern. Die ersten Augenblicke der Regierung Karl's X. waren demnach glänzend. Seine ersten Maßregeln waren populär; kaum aber hatte er die wohlthätigen Folgen derselben empfunden, so schien sich ein böser Dämon seiner zu bemächtigen, der ihn antrieb, auf die Zerstörung derselben hinzuarbeiten. Der Einzug des Königs in Paris war von den lebhaftesten Acclamationen begleitet. Es regnete, und dessenungeachtet war ihm die ganze Bevölkerung entgegengegangen oder hatte sich in den Straßen versammelt; aber kaum waren zwei Monate verstrichen, so begann sich auch schon die Meinung zu ändern.

Die Generale der alten Armee hatten zu Ende der vorhergehenden Regierung viel gelitten. Die Regierung hatte sie so wenig als möglich im activen Dienste verwendet. Es war eine Liste zusammengestellt worden, um eine große Anzahl derselben zu pensioniren. Der

Baron von Damas, der seine Carrière im Auslande, aber in einer guten Armee gemacht hatte, und der den Werth der im Kriege erworbenen Grade kannte, hatte sich, als er Kriegsminister war, nie entschließen können, diese harte und ungerechte Arbeit weder selbst zu unterzeichnen, noch dem Könige zur Unterzeichnung vorzulegen. Nach ihm wurde es anders. Sein Nachfolger, Herr von Clermont-Tonnerre, der die Zeiten unsres Ruhms und unsrer Größe durchlebt, dessen Tage aber unbemerkt in den untersten Graden der Miliz, oder unter elenden Hülfstruppen ohne Werth und ohne Ansehen dahingegangen waren, zauderte nicht. Mit einem Federzuge strich er hundertfünfzig Generale, von denen zwei Dritttheile noch in der Fülle ihrer Kraft und Gesundheit standen und deren Namen an die glorreichsten Thaten unsrer Helden-Epoche erinnerten, von den Activitätslisten. Ein gewisses Schamgefühl und eine weise Politik würden verlangt haben, daß man ihre letzten Lebensjahre ehrte.

Der Eindruck auf die öffentliche Meinung war furchtbar und um so heftiger, als der König Jedermann zu entgegengesetzten Hoffnungen berechtigt hatte. In der That hatte er am Tage seines Einzugs die Generale einladen lassen, ihn zu begleiten. Er hatte sie mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen und eingedenk der schmerzlichen Pflicht, die sie erfüllt, indem sie Ludwig's XVIII. Leichenzuge nach Saint-Denis gefolgt waren, hatte er zu ihnen die Worte gesprochen: „Sie haben meinen königlichen Bruder zu Fuß begleitet, fortan sollen Sie mich zu Pferde begleiten!" Diese Aeußerung hatte Glück gemacht. Jeder deutete sich dieselbe auf seine Weise. Wohl gab es Einige, die darin nichts zu erblicken glaubten; bei weitem die Meisten aber fanden darin einen ihren Interessen günstigen Sinn und meinten, daß der König damit habe *sagen wollen*: „Ihr seid unter der vorigen Regierung

unwürdig behandelt worden, unter der meinigen soll es nicht so sein. Ich habe Vertrauen zu Euch und werde Euch anstellen." Dies war in der That die einzige vernünftige Auslegung, die man diesem bildlichen Ausdrucke geben konnte. Man denke sich nun, welchen Eindruck es auf die Betheiligten und selbst auf das Publikum machen mußte, als anstatt der Verwirklichung dieser Hoffnungen eine Ordonnanz erschien, die man unter der vorigen Regierung nicht zu erlassen gewagt hatte. Dieser Schritt schien mir so auffällig und so verwerflich, daß ich Herrn von Villèle beschuldigte, auf die Popularität des Königs eifersüchtig zu sein und zeigen zu wollen, daß dessen persönliche Versprechungen nichts gälten, kurz, daß er, der Minister, allein die Macht in Händen habe.

Wenn man sich das von diesem Ministerium beobachtete Verfahren und die Ungeschicktheit, mit der es durch Vorschlagung der unpopulärsten Gesetze bei der öffentlichen Meinung anstieß, in's Gedächtniß zurückruft, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die Depositäre der Gewalt es darauf anzulegen schienen, der gesunden Vernunft ins Gesicht zu schlagen, so wird man den raschen Umschwung in der Gesinnung des Volks gegen den neuen König begreiflich finden. Diese freche Verhöhnung des gesunden Verstandes, diese Tyrannei in geringfügigen Dingen, die oft am meisten reizt und verwundet, ohne ein günstiges Resultat herbeizuführen und herbeiführen zu können, lag vorzugsweise im Charakter des Herrn von Corbières, des Ministers des Innern. So wurde zum Beispiel der Lehrstuhl der Astronomie am Collège de France durch den Tod Delambre's erledigt. Sein Gesundheitszustand hatte schon vor fünf Jahren die Ernennung eines Mitglieds für das Längenbureau*) an seiner Stelle nöthig ge-

*) Matthieu.

macht. Doch trotz der unbeſtreitbaren Anrechte dieſes Mannes, trotz der allgemeinen Anſtrengungen, um ſeine Wahl durchzuführen, wählte Herr von Corbières für dieſe Stelle einen Menſchen, der vielleicht nicht einmal den Namen und die Anwendung der aſtronomiſchen Inſtrumente kannte*); allein er war ein Schützling der Congregation.

Es wurde ein Platz in der Akademie der Wiſſenſchaften vacant. Herr von Corbières wollte für denſelben einen ſeiner Protégés ernennen laſſen, der, wohl zu merken, einer ſolchen Wahl nicht würdig war. Die Akademie kehrte ſich nicht an ſeine Empfehlung, und deshalb entzog er einem berühmten Gelehrten, dem Stolze dieſer Körperſchaft, Legendre, eine Penſion, auf welcher die Sorgenfreiheit ſeiner letzten Tage beruhte, weil er ihn beſchuldigte, auf die Entſchließung der Akademie einigen Einfluß ausgeübt zu haben.

Als man die Armee der Dienſte der ausgezeichneten Generale beraubte, welche zum Ruhme derſelben beigetragen, beſetzte man deren Stellen durch Höflinge, die vom Militärdienſte durchaus nichts verſtanden. Man ſchuf Sinekuren und Aemter mit wahrhaft lächerlichen Titeln. Man gab dem Herzoge von Bordeaux, einem Kinde, ſechs Adjutanten. Man kann einem Prinzen früher oder ſpäter einen Civilhofſtaat geben; aber ihn mit militäriſchen Graden, welche höher ſind als der ſeinige, zu umgeben, ihm Adjutanten zur Seite zu ſtellen, wenn er nichts commandirt und nichts commandiren kann, dies' ſind Dinge, welche Anſtoß erregen und darauf ſchließen laſſen, daß der betreffende Fürſt ſich vorgenommen hat, nur ſeinen Launen zu folgen. Das wichtigſte Ereigniß der damaligen Zeit jedoch, die Urſache der Entfremdung zwiſchen den Pariſern und dem

*) *Nicolette.*

Könige, war die verhängnißvolle Auflösung der Nationalgarde. Von diesem Augenblicke an datirte die Feindschaft zwischen der Hauptstadt und dem Könige, und die ganze Verantwortlichkeit dafür fällt auf Herrn von Villèle, denn diese plötzliche, demüthigende und ich wage zu behaupten unsinnige Auflösung war speciell sein Werk.

Als das Ministerium Martignac an's Ruder kam, waren viele Mittel des Heils vorhanden; aber es fehlte diesem Ministerium an Einigkeit und Kraft. Es hätte an der Spitze desselben ein Chef stehen müssen, der einen gleichmäßigeren und entschiedeneren Gang einhielt; doch durfte man allerdings auch die politische Färbung nicht verändern. Die Hauptsache aber wäre gewesen, daß Karl X. mit seinem Ministerium einig war und nicht gegen dasselbe intriguirte. Auch hätten diejenigen Liberalen in der Kammer, welche gutgesinnt waren und die Schwierigkeiten, von denen dieses Ministerium umgeben war, richtig würdigten, es unterstützen sollen, anstatt ihm entgegen zu arbeiten; aber Niemand erkannte damals weder seine Pflichten gegen das Land, noch sein eignes Interesse. Als das Ministerium vom 8. August in's Leben trat, wurde die Gefahr noch dringender wegen der unglaublichen Unfähigkeit Derer, aus denen es zusammengesetzt war, wegen ihrer Unwissenheit und ihrer Leidenschaften, sowie auch wegen ihrer Namen, welche gleichsam ein lebendes Emblem der Gesinnungen, Pläne und Hoffnungen einer Partei waren, die fast ganz Frankreich verabscheute. Das Uebel wurde immer schlimmer, weil die feierlich ausgesprochenen Doctrinen schon alles das voraussehen ließen, was nachher wirklich eintrat. Es bildete sich eine Ligue, die widerstreitendsten Interessen verständigten und einigten sich, um zu widerstehen und zu kämpfen. Von allen Seiten wurde alles Mögliche aufgeboten, um die Gereiztheit der öffentlichen Meinung

zu verstärken. Die Regierung gab selbst das Signal und eine beispiellose Explosion stürzte Alles über den Haufen.

Das Haus Bourbon und insbesondere Karl X. hatte sich Illusionen über die Gesinnungen gemacht, die das Volk in der letzten Zeit hegte. Die Sitten und Bedürfnisse der Gesellschaft harmonirten mit den bestehenden Institutionen; man wollte diese daher beibehalten und folglich war jene Familie als ein Theil der constitutionellen Maschine nothwendig.

Karl X. zerbrach die Maschine und da das zu derselben gehörende Stück durch die Bewegung nicht mehr gehalten wurde, mußte es abfallen. Alles erwogen, hat Karl X. das gegenwärtige Frankreich nie gekannt. Er hat nie begreifen können, daß man ihm treu sein und dabei doch die Freiheit lieben könne. Er bewahrte die Emigrationsansichten in einer Reinheit, die allen Glauben übersteigt, und er suchte gar kein Hehl daraus zu machen. In meinem vertrauten Umgang mit ihm begegnete es mir öfters, daß ich ihn an die Jahrestage unserer Siege erinnerte. Dies war ihm jedesmal peinlich. Auf seinen Bruder machte es vielleicht einen eben so unangenehmen Eindruck; aber er war wenigstens so geschickt, es sich nicht merken zu lassen, und er that sogar, als nähme er Theil an unsern Erinnerungen.

Diese Dynastie wurde zunächst durch den absoluten Mangel an Talent und ihren entschiedenen Hang zur Mittelmäßigkeit in's Verderben gestürzt; ferner durch ihren unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Edle, Große und Erhabene; durch ihre Unkenntniß der Dinge; durch ihre souveraine Verachtung alles dessen, was nicht sie war; durch ihre angeborne Schwäche gegen Alles was ihre jämmerliche Umgebung bildete; durch den nur zu offenbaren Einfluß des Klerus, dessen Einmischung in die Staatsangelegenheiten der öffentlichen Meinung so sehr zuwider ist; durch ihre Unzuverlässigkeit

bei allen ihren Schritten und den beständigen Traum von absoluter Gewalt, der in ihre Pygmäenhände unter ganz anderen Auspicien und Umständen das Schwert Napoleon's legen sollte, dessen bloßes Gewicht sie erdrückt haben würde; endlich durch die Unkenntniß des Werthes der Zeit, die sie stets abhielt, etwas im rechten Augenblicke zu thun, obwohl man sich schließlich, aber stets zu spät, zu Allem entschloß.

Im Moment der Krisis war das Complement zu den Ursachen des Sturzes in der Dummheit, dem Mangel an Voraussicht und der Dünkelhaftigkeit der Depositäre der Gewalt zu suchen. Nie hatte Polignac die mindeste Chance des Widerstandes vorausgesehen. Die Gebete frommer Erzbischöfe für das Gelingen seiner Unternehmungen dünkten ihm hinreichend, um dasselbe zu sichern. Trotz seiner beispiellosen Ignoranz hatte er den Vorsitz im Ministerrathe, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und das des Kriegs unter seine Direction genommen, und der Bedauernswerthe verstand so wenig vom Heerwesen, daß er nicht einmal in einem Situationsetat lesen konnte und den Unterschied zwischen Effectivbestand u. Anwesenheit unter den Waffen nicht kannte. Nie ist ein so ernstes Unternehmen mit einer der seinigen gleichkommenden Unbesonnenheit in Angriff genommen worden.

Selbst nach dem ersten Acte der Katastrophe war noch einige Aussicht auf Rettung. Hätten die Vertreter der europäischen Großmächte in Paris Muth, Geistesgegenwart und Anhänglichkeit an die Sache der Legitimität besessen, so hätten sie an dem Tage, an welchem die Truppen die Hauptstadt räumten, diese ebenfalls verlassen und sich in Saint-Cloud um den König scharen müssen. Ihre Haltung würde den Factionen eine heilsame Furcht eingeflößt haben und der Herzog von Orleans, der einen sehr besonnenen Character besitzt, würde von einer so formellen Protestation wie frap-

pirt worden sein. Er würde Anstand genommen haben, die Bürde einer mit so großer Gefahr erworbenen Krone auf sich zu laden. Das diplomatische Corps würde in der unmittelbaren Nähe Karl's X. einen heilsamen Einfluß auf das Verhalten und die Entschließungen dieses Fürsten ausgeübt und dazu beigetragen haben, seinen Muth und seine Ausdauer zu unterstützen. Aber keiner von den Repräsentanten der Großmächte stand auf der Höhe seiner Pflichten.

Appony, der österreichische Gesandte, ein braver Mann, aber ohne Geist und Energie, war, nachdem er beständig die Illusionen der Ultra-Royalisten und der Mitglieder der Congregation genährt, zur Uebernahme dieser Dictatur wenig geeignet. Stuart, der englische Gesandte, dessen feindselige Gesinnung gegen Frankreich und die Bourbons sich nie verleugnet hat, konnte eben so wenig eine große Gewalt über Karl X. ausüben. Es blieb also nur Pozzo di Borgo, der Gesandte Rußlands. Dieser kannte die positiven und formellen Intentionen seines Souverains sehr genau. Sein eigner Ruhm war dabei interessirt, eine Restauration zu retten, zu der er mächtig beigetragen; aber ohne allen persönlichen Muth, verlor er in der Gefahr den Kopf und wurde ausschließlich von der Furcht beherrscht, seine erst neuerdings erworbenen Reichthümer zu verlieren. Man sagt, daß er während des Kampfes vom 27. zum 28. vor den Augen seiner Leute eine jämmerliche Figur gespielt habe. Er fürchtete den Tod und die Plünderung. Daher hielt er sich während der ganzen Krisis verborgen; sobald sie aber vorüber war, eilte er dem Sieger zu Hülfe, in der Hoffnung, dadurch zur Wiederbefestigung des öffentlichen Credits beizutragen, bei dem sein Vermögen stark interessirt war. Wäre Pozzo ein Mann von Muth, von edlem, hochherzigen Character gewesen und hätte er das diplomatische Corps mit sich nach Saint-Cloud

gezogen, so würde er Karl X. oder doch wenigstens seinem Enkel den Thron erhalten und seinem Namen in der Geschichte einen hohen Klang verschafft haben. Aber was konnte man von einem revolutionären Ueberläufer erwarten, der zeitlebens ein Feind seines Vaterlandes, ein Begünstiger der Spaltungen desselben gewesen und von einer Habgier ohne Beispiel und ohne Grenzen besessen war?

Ich habe in Zeit von wenigen Jahren zweimal ein Ereigniß erlebt, das sich sonst nur nach Jahrhunderten zu wiederholen pflegt; ich bin activer Zeuge des Sturzes zweier Dynastien gewesen. Das erste Mal wurde ich durch das patriotischeste, uneigennützigste Gefühl mit fortgerissen. Ich opferte meine Neigungen und Interessen dem was ich als das Heil meines Vaterlandes betrachtete, was es in der That werden konnte, ja werden mußte. Das zweite Mal hatte ich einzig und allein das Interesse meines militärischen Rufes im Auge und stürzte mich in einen offenen Abgrund, dessen Tiefe ich vollständig ermaß.

Nur Wenige haben das Verdienstliche meines Verhaltens beim ersten Male anerkannt. Es gab im Gegentheil Anlaß zu Angriffen, Vorwürfen und Verleumdungen, die mir das Leben verbitterten. Gegenwärtig lastet der Volkshaß auf mir und das Vernünftigste was ich thun kann ist, daß ich meine politische Laufbahn als geschlossen betrachte.

So erfüllt sich eine Prophezeiung, die ich meinen Freunden oft gemacht, als ich das Haus Bourbon unaufhaltsam seinem Verderben entgegengehen sah. Ich hatte ihnen oft gesagt: „Eine wunderliche Laune wird mich, nachdem ich mit schwerem Herzen die Freundschaft meinem Vaterlande zum Opfer gebracht, in die Nothwendigkeit versetzen, für Meinungen zu kämpfen, die den meinigen widerstreiten, und für ein Fürstenhaus

zu sterben, das weder meinen Geist noch mein Herz an sich zu fesseln vermag."

Indem ich Frankreich verließ, trennte ich mich von meiner militärischen Familie, von Offizieren, welche zum Theil meine frühere Thätigkeit getheilt hatten, während die anderen, jüngeren nur mein gegenwärtiges Geschick theilten. Ich wählte unter den letzteren einen, den Escadronchef Baron de la Rue zum Begleiter in mein Exil. Er betrachtete es als eine Gunst, das farblose Leben theilen zu dürfen, das ich fortan führen sollte und das wahrscheinlich durch nichts verschönert werden würde. Ich nahm das Opfer an, das er mir brachte und dessen ganzen Werth ich fühlte. Er würde mir dieses Opfer für den ganzen Rest meiner Tage gebracht haben, hätten meine Achtung und Zuneigung zu ihm ihn nicht bewogen, demselben ein Ziel zu setzen. Nur ein verwerflicher Egoismus hätte es zugeben können, daß ein so ausgezeichneter, so intelligenter, so tapferer Offizier, dem eine glänzende Carrière in Aussicht stand, sich ganz der Pflege eines greisen Chefs widmete, dessen politische und militärische Laufbahn zu Ende war. Achtzehn Monate lang war er mein Unglücksgefährte, und seine Freundschaft war ein großer Trost für mich. Nach Ablauf dieser Zeit aber verlangte ich von ihm, daß er seinen Soldatenberuf erfüllte und mit treuer Hingebung seinem Vaterlande diente. Er entschloß sich dazu und jetzt, wo ich diese Denkwürdigkeiten revidire, sehe ich mit Vergnügen den constanten Erfolg, der alle seine Thaten und Handlungen begleitet. Ich kann mich darüber nicht wundern, denn er besitzt eben so glänzende Geistesgaben als edle Herzenseigenschaften.

Von der Rhede von Spithead begab ich mich nach Portsmouth und von da nach London. In Portsmouth harmonirte die öffentliche Meinung mit der, welche die französische Revolution herbeigeführt hatte. Die ganze Bevölkerung war feindselig gegen die Bourbons gesinnt. In allen Straßen sah man beleidigende Maueranschläge und an vielen Punkten die Tricolore. Ich verweilte vierundzwanzig Stunden in dieser Stadt, um einige Reisevorbereitungen zu treffen, ohne daß mir persönlich etwas Unangenehmes widerfuhr.

Portsmouth ist einer der wenigen festen Plätze Englands. Allerdings bedarf auch das Land solcher nicht. Durch eine Masse schwimmender Festungen vertheidigt und mit einer von warmer Vaterlandsliebe und seltener Energie beseelten Bevölkerung, hat es vom Auslande nichts zu fürchten. Portsmouth besteht aus mehreren streng getrennten Theilen, welche zusammen ein imposantes Ganze bilden. Der schwächste Theil schien mir der zu sein, welcher das westliche Ufer des Hafens vertheidigt. Ich habe mir die Stadt nicht genau genug angesehen, um ein Urtheil über ihre Stärke aussprechen zu können; aber aufgefallen ist mir die Art und Weise, wie die Festungswerke unterhalten werden. Es herrscht darin eine Eleganz und Sorgfalt, welche Alles characterisirt, was man in England sieht.

Am 19. August kam ich in London an, und trotz der anscheinenden Sterilität des mit Haiden bedeckten Landes, durch das ich reiste, war ich erstaunt über die Wohlhabenheit, die sich allenthalben zeigte, über die große Menge hübscher Landhäuser, mit denen das Land übersäet ist, sowie über die Eleganz der Städte, die ich berührte. Der Eintritt in London gefiel mir nicht sonderlich. Man befindet sich in dieser großen Stadt so zu sagen ohne es zu ahnen. Man kommt durch ungeheure Häusermassen, welche mehrmals den Namen wechseln, und plötzlich ist man ganz unversehens mitten

in London. So ist es auf allen Seiten, und man fragt sich unwillkürlich, wie eine solche Menschenmenge subsistiren kann.

London ist eine unermeßliche Stadt, für sich allein ein mit Wohnungen bedecktes großes Land. Bis nach dem sechs (engl.) Meilen entfernten Greenwich befindet man sich beständig in Straßen und zwischen Häusern. Es ist unmöglich, den Eindruck zu schildern, den diese kolossale Stadt auf einen empfänglichen und denkenden Reisenden macht. Paris ist unzweifelhaft schöner. Man findet dort mehr von jener Größe, dem Ausfluß des Ansehens eines großen Volkes, einer alten Macht und des Luxus, dessen Schmuck die Künste sind. Unsere Privatwohnungen haben einen grandioseren Anstrich. Kurz, Paris, die alte Hauptstadt eines großen, seit einer Reihe von Jahrhunderten mächtigen Reiches, zeigt einen Character, welcher London, das ziemlich neuen Ursprungs ist, abgeht. Man erkennt in dieser Stadt das Erzeugniß eines neuen, seiner Natur nach veränderlichen Elements, des Handels und der Industrie.

Ich brachte zehn Tage in London zu, und da ich meine Zeit gut anwendete, genügten mir diese zehn Tage, um alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Das Interessanteste sind ohne Widerrede die Docks, künstliche Häfen, welche die größten Kauffahrteischiffe aufnehmen können. Jeder derselben ist so groß, daß sein Umfang dem unserer schönsten Handelshäfen, wie zum Beispiel des Hafens von Marseille gleichkommt, ja ihn noch übertrifft. Sie sind auf allen Seiten von Gebäuden umgeben, welche bequeme und geräumige Waarenmagazine enthalten. Die Docks sind Eigenthum von Privatgesellschaften.

Meine hohe Bewunderung erweckte der Tunnel, das Werk eines französischen Ingenieurs, Namens *Brunel*, des Erfinders der schönsten Maschinen, deren man sich in den Arsenalen bedient, der sein Genie dem

Wohle Englands gewidmet hat. Dieser Tunnel, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht, ist jetzt zur Hälfte fertig; doch wird seine Vollendung noch große Anstrengungen erfordern. Dieses Riesenwerk wird, wenn es einmal vollendet ist, beweisen, was der menschliche Wille und Scharfsinn vermag. Die sinnreichen und kühnen Hülfsmittel, welche bei diesem Baue angewendet werden, sind höchst interessant und merkwürdig; es würde mich jedoch zu weit führen, wollte ich hier näher darauf eingehen.

Die öffentlichen Gebäude Londons, wie der St. James-Palast, Westminster ꝛc. schienen mir der Großartigkeit und Würde zu ermangeln. Die Parke sind große Wiesen, nur spärlich mit Bäumen geschmückt. Allerdings sind diese wegen des seltenen Sonnenscheins leicht zu entbehren. Im Allgemeinen sind die Façaden der Häuser, mit Ausnahme des neuen Stadttheils Regent Park, ohne bestimmte Architectur und ohne alle Eleganz. Regent Street, die eine doppelte Colonnade hat, welche Galerien vor den Kaufläden bildet, ist neuerdings in einem alten Stadttheile, den man niedergerissen hat, angelegt worden. Es ist gegenwärtig die schönste Straße Londons.

Ich wurde von den höchsten Standespersonen Englands, welche zur Zeit in London anwesend waren, sehr freundlich und wohlwollend aufgenommen. Ich suchte den Herzog von Wellington auf, traf ihn aber nicht an; doch kam er bald zu mir und machte mir einen langen Besuch. Ich erzählte ihm unsere traurigen Ereignisse, von denen er noch keine genaue und klare Kenntniß hatte. Ich äußerte den Wunsch gegen ihn, die Etablissements von Woolwich zu sehen, wo alle Werkstätten für die Landartillerie vereinigt sind und die ganze Freigebigkeit der Engländer in nützlichen Dingen entfaltet ist. Ein Offizier wurde beauftragt, mich herumzuführen. Ich hatte geglaubt, diesen Be-

ſuch incognito machen zu können; aber als ich ankam, fand ich ſämmtliche Artillerietruppen unter den Waffen, die Werkſtätten geöffnet, und Alles wurde mir auf das Genaueſte gezeigt. Die Truppen exercirten, damit ich ihre Methode kennen lernen und mir ein Urtheil über ihre praktiſche Inſtruction bilden ſollte. Ich theilte die Bewunderung eines Jeden beim Anblick der in dieſem Arſenal aufgehäuften Schätze, der darin herrſchenden vortrefflichen Ordnung, ſowie des zweckmäßigen Ineinandergreifens der Einrichtungen, und ich überzeugte mich, daß dieſes Artillerie-Etabliſſement das größte, vollſtändigſte und am beſten unterhaltene in ganz Europa iſt.

Es war anfangs meine Abſicht geweſen, von England aus direct nach Rußland zu gehen. Das freundliche Wohlwollen, das mir der Kaiſer Nikolaus in früherer Zeit bewieſen, ließ mich hoffen, daß ich dort eine Freiſtätte und Unterſtützung finden werde. Indeſſen hielt ich es doch für zweckmäßig, einige Zeit in der Nähe Frankreichs zu bleiben, um leichter zu erfahren, welchen Gang die Revolution und die mich angehenden Ereigniſſe nehmen würden. Ein längerer Aufenthalt in England aber würde mir zu koſtſpielig geweſen ſein. Ich beſchloß daher, mich nach Holland zu begeben. Es gewährte mir eine Art Troſt, dieſes Land wiederzuſehen, wo ich früher commandirt hatte und wo ich ſo glücklich geweſen war. Ich hoffte dort, den Faden meiner Erinnerungen in der Ordnung der Thaten meines vergangenen Lebens aufnehmen zu können. Ueberdies hatte ich dort auch den Vortheil, daß ich leicht mit meinen Freunden correſpondiren konnte, um mich mit ihnen über das Verhalten zu verſtändigen, das ich während des Prozeſſes der Miniſter Karl's X., der demnächſt beginnen ſollte, am beſten zu beobachten haben würde. In Folge deſſen reiſte ich nach Amſterdam.

Nachdem ich hier angekommen war und im Stillen

alle Betrachtungen angeſtellt hatte, die meine gegenwärtige Lage, die Vergangenheit und die Zukunft mit ſich brachten, prüfte ich ſtreng mein Herz, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß mir nichts Andres übrig blieb, als mich gänzlich der Ruhe zu widmen und fortan allen Beſtrebungen des Ehrgeizes zu entſagen. Angenommen auch, daß irgend ein fremder Souverain wohlwollend genug gegen mich geweſen wäre, um mir das Anerbieten zu machen, in ſeine Dienſte zu treten, ſo lag es doch weder im Intereſſe meines Rufes, noch war es meinen Antecedentien angemeſſen, meine Laufbahn von neuem zu beginnen. Krieg konnte nur noch zwiſchen Frankreich und dem übrigen Europa ſtattfinden. Gegen mein Vaterland aber wollte und konnte ich nicht die Waffen tragen, noch gegen die Armee kämpfen, in der ich mein Leben zugebracht und der ich meine ganze Zuneigung geſchenkt hatte. Der Dienſt, den ich im Auslande nehmen konnte, würde nichts Ehrenvolles für mich gehabt haben, da ich dabei keine Ausſicht gehabt haben würde, Ruhm zu ernten, noch eine hohe Charge zu bekleiden. Außerdem wäre es auch eine Ungerechtigkeit von meiner Seite geweſen, wenn ich, ein Ausländer, eine Würde uſurpirt hätte, welche Denen gebührte, die ſie unter ihren eigenen Fahnen verdient hatten. Kurz, ich bemühte mich, die Dinge unter ihrem wahren Geſichtspunkte zu betrachten, unumwunden die Conſequenzen aus einer beſtimmten Stellung zu ziehen, und ich gelangte zu dem Schluſſe, daß es in meiner Lage das einzige Vernünftige war, nichts mehr zu erſtreben, ſondern ruhig mit einigen Freunden in meinen Erinnerungen zu leben, für das Wohlergehen meines Vaterlandes zu beten, ohne mich von ihm loszuſagen, und mich im Geiſte in die Nachwelt zu verſetzen. Dieſer Verhaltungsregel hoffe ich für die kurze Spanne Zeit, die mir noch zugemeſſen iſt, treu zu bleiben.

Ich ſchickte meine Anerkennung innerhalb der geſetzlich vorgeſchriebenen Friſt nach Paris. Indem ich dieſen Schritt that, hatte ich den Zweck, ohne der neuen Ordnung der Dinge meine Dienſte anzubieten, was ich mir feſt vorgenommen hatte nicht zu thun, zu erklären, daß ich nie gegen dieſelbe conſpiriren würde. Auch wollte ich mir dadurch, indem ich mir meine legale Stellung wahrte, das Recht vorbehalten, dem Vaterlande für den Fall, daß es dereinſt wieder von großen Gefahren bedroht würde, meinen Degen, meinen Arm und mein Blut zu ſeiner Vertheidigung anzubieten.

Ich reiſte zunächſt nach Wien, wohin mich geſchäftliche Intereſſen riefen. Ich beſaß keine anderen Exiſtenzmittel mehr als meine öſterreichiſche Rente, und ich wollte mir den Genuß derſelben in unbeſtreitbarer Weiſe ſichern. Von dort gedachte ich einen kurzen Ausflug nach Rußland zu machen, welcher durch meine Achtung, meine Anhänglichkeit und meine Dankbarkeit gegen den Kaiſer Nikolaus motivirt wurde, und mich dann in Wien niederzulaſſen, das ſo, bis zum Eintritt beſſerer Zeiten, meine zweite Heimath werden ſollte. Ich reiſte alſo von Amſterdam ab und kam am 18. November in Wien an. Die Winterreiſe, die ich nach St. Petersburg machen wollte, wurde zuerſt durch die polniſche Revolution und dann durch die Cholera verhindert. Später ſchien ſie mir nicht mehr angemeſſen, und ich blieb daher in Wien.

Bei meiner Ankunft in Wien fand ich den Fürſten Metternich anweſend, und ich ſtattete ihm ſogleich einen Beſuch ab. Er empfing mich wohlwollend und freundſchaftlich. Ich ſetzte ihm meine Lage auseinander und ſagte ihm, aus welchem Geſichtspunkte ich jetzt meine Zukunft betrachtete. Seine Billigung befeſtigte mich in meinem Vorſatze. Ich erzählte ihm bei mehreren Unterredungen auf das Ausführlichſte die Ereigniſſe, welche die Geſtalt Europa's verändert, und in

denen ich eine so unglückliche Rolle gespielt hatte. Er begriff Alles mit seltenem Scharfblick, und meine Mittheilungen machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er damals folgendes Urtheil über die Bourbons gegen mich aussprach: „Die Bourbons haben Frankreich in's Verderben gestürzt, weil sie sich durch den Geist der Emigration, durch den Ehrgeiz des Klerus leiten und beherrschen ließen, wozu dann noch der gänzliche Mangel an Einsicht und Scharfblick kam, der alle ihre Handlungen characterisirte."

Dieses Urtheil ist das klarste und treffendste Resumé der Regierung Frankreichs von der Restauration bis zum 27. Juli 1830.

Es wurde die Frage aufgeworfen, ob der Herzog von Orleans gegen den Thron conspirirt habe. Ich sagte dem Fürsten, daß ich dies nicht glaube. Er hatte nicht direct conspirirt, dies bewies die geringe Gewalt, mit der er im Augenblicke seiner Thronbesteigung bekleidet worden war; aber ich war der Meinung, daß er die Revolution vorausgesehen und sich in Zeiten vorbereitet habe, Nutzen daraus zu ziehen. Zu dem Ende hatte er nichts verabsäumt, um sich populär zu machen und den Häuptern der Liberalen zu schmeicheln. Allerdings hatte er dem Könige sehr geschadet, indem er den Regierungsgang zu laut tadelte; aber eines directen Agirens, eines bestimmten Unternehmens zu einem unmittelbaren Zwecke hatte er sich nicht schuldig gemacht. Der Fürst theilte meine Ansicht und er erzählte mir bei dieser Gelegenheit zwei Anekdoten, welche beweisen, seit wie langer Zeit schon der Gedanke, dereinst mit Hülfe einer durch schlechtes Regieren herbeigeführten Revolution den Thron zu besteigen, im Kopfe des Herzogs von Orleans lebte.

Im Jahre 1815, nach der Zurückkunft von Gent, machte der Herzog von Orleans dem Fürsten von Metternich einen Besuch. Er sagte ihm, daß er die

ganze Unpopularität der älteren Linie der Bourbons und ihre völlige Unfähigkeit zum Regieren kennen werde; daß ihnen offenbar ein neuer Sturz bevorſtehe, und er fragte ihn, ob die auswärtigen Mächte ihm die Unterſtützung ihrer Sanction gewähren würden, falls er ſelbſt berufen werden ſollte, ſie auf dem Throne zu erſetzen. Der Fürſt antwortete ihm darauf entſchieden verneinend.

Später ließ der Herzog von Orleans dem Prinzen Eugen folgende Eröffnung machen. Er ließ ihm ſagen, es ſei überflüſſig, darzuthun, daß die Bourbons nicht regieren könnten; er, der Herzog von Orleans, und Eugen hätten Jeder ihre Anhänger, und er ſchlage ihm vor, ſie (im Fall einer eintretenden Revolution) zu vereinigen, um demjenigen von Beiden die Krone zu geben, der die meiſten Stimmen haben würde. Eugen antwortete ihm, daß, wenn je eine neue Revolution in Frankreich ausbrechen ſollte, er ſeinen Einfluß nur zu Gunſten des Sohnes ſeines Wohlthäters anwenden würde. Eugen theilte dieſen Schritt und ſeine Antwort dem Kaiſer von Oeſterreich mit.

Es ſteht alſo feſt, daß der Herzog von Orleans den Einſturz des Gebäudes aus allen Kräften befördert hat, in der Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, ſich zwiſchen den Trümmern deſſelben feſtzuſetzen.

Als ich in Wien ankam, hatte in Preßburg eben die Krönung des Königs von Ungarn ſtattgefunden. Ich bedauerte ſehr, meine Reiſe nicht beſchleunigt zu haben, ſo daß ich dieſer Feierlichkeit hätte beiwohnen können; aber damals zog es mich eben nicht ſehr an Orte, wo glänzende Zirkel zu feſtlichen Zwecken verſammelt waren. Dieſe Ceremonie, eine der intereſſanteſten und erhabenſten, die man ſehen kann, iſt durch die Umſtände, die ſie begleiten, einzig in ihrer Art. Sie findet im Freien ſtatt und erinnert an das Mittelalter. Die Pracht der Koſtüme und die Schönheit der

Pferde, die Anwesenheit dieses freien und kriegerischen Adels, die Eide, durch welche der Souverain verspricht, die Gesetze des Landes zu befolgen und es zu vertheidigen. Das Erscheinen des Königs auf einem Erdhügel, wo er mit seinem Säbel nach allen vier Himmelsstrichen die Luft durchschneidet, wodurch angedeutet werden soll, daß er allen seinen Feinden entgegenzutreten wissen wird, die Bischöfe und Prälaten in ihren Priesterornaten auf reich angeschirrten Pferden: dies Alles beweist, daß diese Ceremonie aus einer Zeit herrührt, wo die ungarische Nation noch einen großen nomadisirenden Volksstamm bildete. Nachdem ich die Krönungen zu Rheims und Moskau gesehen, wäre es interessant gewesen, diese mit denselben zu vergleichen; aber im Anfang dachte ich nicht daran, hinzugehen, und als der Wunsch in mir aufstieg, war es bereits zu spät.

Der Kaiser kam am 21. nach Wien. Zwei Tage nachher geruhte er mir eine Audienz zu bewilligen. Meine eigenthümliche persönliche Stellung ließ es mir wünschenswerth erscheinen, keinen Character und keine politische Farbe anzunehmen; denn wenn ich auch die gegenwärtige Regierung anerkannt habe, um Franzos zu bleiben und mir eine sociale Stellung zu wahren, die ich mir durch vierzigjährige Anstrengungen und durch zahlreiche Wunden erworben, so ist es doch nicht meine Absicht, jener Regierung zu dienen. Der Kaiser nahm diese meine Bitte freundlich auf, und er that dies auch in der Folge, so oft ich ihn sah. Meine Audienz währte über eine Stunde. Der Kaiser richtete die eingehendsten Fragen über die Julierereignisse und über den Rückzug der Familie Bourbon an mich. Er tadelte den durch die Ordonnanzen bewiesenen Mangel an Aufrichtigkeit, die Kurzsichtigkeit und Schwäche, welche alle Schritte des entthronten Königs begleitet, und beurtheilte die königliche Familie in treffender

Weise, aber mit Theilnahme und Mitleid. Ich meinestheils erzählte die Thatsachen der Wahrheit gemäß, doch mit schonungsvoller Rücksicht, und indem ich mehr die begangenen Mißgriffe andeutete, als Tadel über dieselben aussprach.

Dann sprach ich mit dem Kaiser von meiner persönlichen Stellung, sowie ich sie aufgefaßt hatte. Er seinerseits äußerte sich lobend über den Herzog von Reichstadt. Er liebte ihn sehr und das mit Recht, denn abgesehen von vielen trefflichen Eigenschaften, benahm sich dieser junge Prinz äußerst liebenswürdig gegen ihn. Der Kaiser sagte zu mir: „Er ist gut, gebildet, geistreich und von dem glühenden Drange beseelt, in Militärdienst zu treten.“ Er hatte sich im Augenblicke der Katastrophe theilnehmend über die Bourbons ausgesprochen und hatte gesagt, daß es ihn glücklich machen würde, wenn er dazu beitragen könnte, sie wieder auf den Thron zu bringen. Da mir der Kaiser diese Aeußerung mitgetheilt hat, so ist es unbestritten, daß sie der Prinz gethan; als ich aber später den Grafen Moritz Dietrichstein fragte, ob sein Zögling derartige Gesinnungen gegen ihn ausgesprochen, versicherte mir dieser, daß die, welche er thatsächlich hege, ganz entgegengesetzter Natur seien. Ich muß daraus schließen, daß der junge Prinz, um seinem Großvater bei Gelegenheit jenes Ereignisses etwas Angenehmes zu sagen, sich anders gegen ihn geäußert hatte, als er dachte. Uebrigens waren die Gesinnungen des Herzogs von Reichstadt gegen die ältere Linie der Bourbons ganz verschieden von denen, die er gegen die jüngere Linie hegte. Er erkannte der ersteren Rechte zu, denn er war in der Achtung erzogen worden, welche dem factischen Besitz der Regierungsgewalt gebührt; aber bei der letzteren war es etwas Anderes, und er äußerte mehr als ein Mal: „Da die

legitimen Bourbons nicht regieren, warum nicht ich? denn ich habe auch meine Legitimität."

Die Julirevolution machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn, indem sie ihm Rechte offenbarte, die er im Laufe der Ereignisse möglicherweise geltend machen konnte. Sie exaltirte seinen Geist und trug zur Entwickelung der Krankheit bei, an der er nachher gestorben ist.

Der Kaiser erzählte mir damals auch, daß Karl X. den Plan gefaßt habe, sich mit seiner Familie nach Oesterreich zurückzuziehen, sprach von dem Empfange, der ihm hier zu Theil werden würde, und von der Billigung, welche dieser Plan bei allen europäischen Souverainen finden werde. Lachend setzte er hinzu: „Ich habe ihm Brünn als Aufenthaltsort vorgeschlagen. Nimmt er diesen Vorschlag an, so werde ich meinem Enkel eine andre Garnison anweisen." Der Herzog von Reichstadt wohnte nämlich damals in Brünn.

Der Kaiser entließ mich seines Schutzes und Wohlwollens versichert und nachdem er mir seine Freude darüber ausgedrückt hatte, daß ich seine Staaten zum Asyl gewählt.

Ich besuchte den Erzherzog Karl, von dem ich seit langer Zeit gekannt zu sein die Ehre habe. Ich unterhielt mich mit ihm über eine Stunde lang von den Ereignissen in Paris, von den Feldzügen, an denen ich Theil genommen, von der neuen Organisation der Artillerie in Frankreich, endlich von den militärischen Werken, die der Erzherzog geschrieben, lauter klassische Schriften, welche die Militärs nicht oft genug lesen und studiren können.

Während unserer Unterredung erhielt der Erzherzog den Besuch seiner Tochter, der Erzherzogin Therese, der gegenwärtigen Königin von Neapel, einer reizenden Prinzessin, welche damals vierzehn Jahr alt war. Er hatte die Güte, mich ihr mit den Worten vorzu-

stellen: „Wenn Du in der Geschichte wohl bewandert bist, wirst Du den Marschall bereits kennen.“

Ich glaubte, daß ich in meiner gegenwärtigen Stellung und in Betracht der geringen Anforderungen, welche die kaiserliche Familie in dieser Beziehung stellt, meine Besuche bei den Prinzen derselben hierauf beschränken könnte. Ich wurde ihnen nur in Gesellschaften und ohne Ceremonie vorgestellt. Später besuchte ich noch den Erzherzog Johann und hatte eine lange Unterredung mit ihm, die mir in Folge seines hochgebildeten Geistes, seiner vielseitigen Kenntnisse und der uns gemeinsamen militärischen Antecedentien, großes Interesse gewährte.

Der Fürst Metternich führte mich in den besten Häusern ein. Die Wiener Gesellschaft ist etwas ganz Absonderliches, und es wird nicht ohne Interesse sein, sie etwas ausführlicher zu schildern. Zuvörderst besteht sie aus der höchsten Aristokratie Europa's. Sie ist ein Ueberbleibsel des alten deutschen Reichs, wo der Kaiser Fürsten, welche selbst Souveraine waren, zu Unterthanen und Dienern hatte. Man stößt unaufhörlich auf große Namen, auf Leute, die mit souverainen Häusern und gekrönten Häuptern mehr oder weniger nahe verwandt sind. Es macht auf einen Franzosen einen eigenen Eindruck, Privatpersonen in einem ganz familiären Tone von einem Oheim, Schwager oder Vetter sprechen zu hören, der König oder Kaiser ist, wenn er bedenkt, welches Aufsehen das Erscheinen des kleinsten auswärtigen Fürsten in dem besten Pariser Zirkel macht. Hier herrscht eine Gleichheitsatmosphäre, die alle Schranken niederreißt und nur diejenigen stehen läßt, welche die gute Erziehung und der feine Anstand errichten. Da die Anzahl der Personen, welche die vornehme Gesellschaft bilden, ziemlich beschränkt ist, so entspringt aus dem Gesagten eine angenehme Ungezwungenheit und Leichtigkeit in den gewöhnlichen Beziehungen.

Man besucht sich gegenseitig oft und ohne alle Umstände. Man begegnet einander höflich und freundlich, ja anscheinend sogar liebevoll, und bei alledem findet doch keine wirkliche Intimität statt.

Die Eintheilung dieser Stadt und die Art, wie sie bewohnt ist, haben ebenfalls Einfluß auf den Character der Gesellschaft. Obgleich Wien die Hauptstadt eines großen Reichs ist und 350,000 Einwohner zählt, hat sie doch etwas Kleinstädtisches. Die eigentliche innere Stadt ist von einem Walle mit zwölf Bastionen umgeben. Dieser kleine Kern der Stadt hat 54,000 Einwohner. Der ganze hohe Adel, alle reichen Leute, alle großen Kaufläden, kurz alle Reichthümer concentriren sich hier. Die Vorstädte sind vom Volke bewohnt und enthalten die Werkstätten mit ihren Arbeitern. Alle Mitglieder des hohen Adels wohnen daher nothgedrungen nahe bei einander und begegnen sich unaufhörlich. Ein Jeder weiß zu jeder Stunde des Tages, was bei seinem Nachbar vorgeht. Ueberall und beständig wird von den Handlungen eines Jeden gesprochen. Hätte der Kaiser Joseph die Wälle abtragen lassen und die Glacis zu Bauplätzen hergegeben, so würden die socialen Verhältnisse Wiens ganz anderer Art sein. Jeder hohe Adelige würde sich an einer beliebigen Stelle einen Palast gebaut haben. Da ihm dann ein großer Flächenraum zu Gebote gestanden hätte, würde er seiner Wohnung eine seinem Vermögen entsprechende Ausdehnung gegeben haben, wodurch sie von den übrigen isolirt worden wäre. Entfernt von seinen Standesgenossen, würde er abgeschieden gelebt haben, ohne sich um Andere zu kümmern. Reiche, in seiner Nachbarschaft wohnende Bürger wären in Beziehung zu ihm getreten und er wäre bald der Mittelpunkt einer gemischten Gesellschaft geworden, wie man sie in Paris und London findet. Dann wäre die höchste Klasse nicht mehr isolirt gewesen. Eine zahlreichere Gesellschaft

würde Anlaß gegeben haben zur Bildung verſchiedener Coterien, deren Elemente auf andere Prinzipien als die der Geburt baſirt geweſen wären. Wenn man darüber nachdenkt, erſtaunt man über die Folgen, welche dieſe bloß materielle Veränderung für die ſocialen Verhältniſſe gehabt haben würde.

Ich habe die Urſache und die Leichtigkeit der Anknüpfung oberflächlicher Bekanntſchaften erklärt; jetzt will ich auch ſagen, warum dieſe Bekanntſchaften nicht intimer ſind. Erſtens iſt die Geſellſchaft trotz der geringen Zahl ihrer Mitglieder immer noch zu zahlreich für die Intimität. Dann genügen die Familien ſelbſt, welche meiſt aus einer großen Anzahl Perſonen beſtehen, für die wahren Freundſchaftsverhältniſſe, und auch hier iſt ein innigeres Anſchließen aneinander, ſelbſt zwiſchen Frauen einer und derſelben Familie, ziemlich ſelten. Rechnet man dazu die ernſten und ſogar ſtrengen Manieren der jungen Frauen, ſo wird man es begreiflich finden, daß daraus eine große Kälte im geſelligen Umgange entſteht. Die bejahrteren Damen ſollen, wie man verſichert, in ihrer Jugend ganz anders geweſen ſein; aber die von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, welche man zu denjenigen Frauen Europa's rechnen darf, deren Lebenswandel am regelmäßigſten iſt, ſind ungemein prüde. Dieſe Prüderie geht ſo weit, daß man ein inniges und reines Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechts für etwas Unmögliches hält. Die nächſte Generation ſcheint jedoch in das frühere Gleis zurückkehren und die Gewohnheiten ihrer Großmütter wieder annehmen zu wollen. Kurz, die ganze Wiener Geſellſchaft iſt zuweilen dem Einfluſſe einiger bejahrter Frauen unterworfen, die ſich die oberſte Gewalt angemaßt haben und Geſetze dictiren.

Jetzt noch ein Wort über die Männer und Frauen *in Bezug* auf Geiſt, Bildung und geſellige Eigenſchaf-

ten. Es ist zwischen den beiden Geschlechtern einer und derselben Klasse ein so großer Unterschied, daß man es kaum glauben sollte. Die Männer haben mit sehr wenigen Ausnahmen nichts ausgezeichnet Vornehmes; ihre Neigungen sind alltäglich, sie lieben die leichten Vergnügungen und selbst einen lockeren Lebenswandel. Bei denen, welche in der Armee dienen, erklärt sich diese Erscheinung durch die Langsamkeit des Avancements und durch den langen Aufenthalt in ungarischen Dörfern, wo die jungen Offiziere den Gewohnheiten der feinen Welt fremd werden. Kommen sie dann nach Wien zurück, so fühlen sie sich beengt, sie nehmen die Manieren der schlechten Gesellschaft an und pflegen nur unter sich Umgang. Die Frauen werden vernachlässigt und nicht mit Huldigungen umgeben, obgleich sie derselben in hohem Grade würdig sind. Im Allgemeinen sind sie schön und erhalten eine äußerst sorgfältige Erziehung. Sie besitzen vielseitige Kenntnisse, sprechen fertig und ohne fremdartigen Accent französisch und sind nach unseren Begriffen liebenswürdig im vollen Umfange des Worts. Ich habe ihrer in einem mäßig großen Zirkel bis achtundzwanzig gezählt, die in Paris mit Recht Aufmerksamkeit erregt haben würden.

Die berühmten Namen, welche sie tragen, lassen diese anderwärts so seltene Liebenswürdigkeit noch mehr hervortreten. Das Haus Liechtenstein figurirt unter dem österreichischen Adel in erster Linie. Die große Zahl der Glieder dieser Familie und ihr enormer Reichthum geben ihr ein großes Gewicht. Sie ist stolz und hochmüthig gegen ihres Gleichen, aber beim Volke und beim Bürgerstande beliebt. Diese Popularität rührt zum großen Theile daher, weil alle männlichen Mitglieder des Hauses in der Armee gedient und sich in den langen Kriegen des gegenwärtigen Jahrhunderts ausgezeichnet haben. Man beschuldigt den Fürsten Johann Liechtenstein, dessen militärische Verdienste

wegen der glänzenden Bravour, die er stets gezeigt, unzweifelhaft bedeutend sind, dessen Talente aber bestritten werden können, daß er im Jahre 1809 die Friedenspräliminarien abgeschlossen habe, über die er nur zu unterhandeln ermächtigt war. Napoleon gab diesen Präliminarien, welche geheim bleiben sollten, eine große Publicität, und die öffentliche Meinung war zu entschieden zu Gunsten des Friedens, als daß der Kaiser von Oesterreich hätte Anstand nehmen können, ihn zu ratificiren. Bei dieser Gelegenheit reichte der damalige Premierminister Graf Stadion, der das Portefeuille des Auswärtigen führte, seine Entlassung ein, weil er seinen Namen nicht unter einen Friedenstractat setzen wollte, den er als nachtheilig für Oesterreich betrachtete, da er es im Stande glaubte, den Krieg fortzusetzen. Der Graf Stadion bezeichnete damals dem Kaiser Franz den Fürsten Metternich als den Mann, der unter den obwaltenden Verhältnissen am geeignetsten wäre, seine Stelle einzunehmen.

Die Frauen der Familie Liechtenstein sind sehr gebildet, liebenswürdig und tugendhaft. Die Gemahlin des Fürsten Johann erinnert durch ihre Gestalt und ihr vornehmes Wesen an die römischen Matronen, und ihre aus elf lebenden Kindern bestehende zahlreiche Familie verleiht ihr eine Art von Magistratur.

Alle Frauen der fürstlichen Familie Schwarzenberg zeichnen sich ebenfalls durch einen hochgebildeten Geist, durch umfassende Kenntnisse und durch liebenswürdige Manieren aus. Die Gräfin von Mier, deren vorgerücktes Alter ihrem gewinnenden Wesen durchaus keinen Eintrag thut, verbindet mit einem vortrefflichen Character eine große Nachsicht gegen die Jugend, eine vielseitige Bildung und eine ungewöhnliche Thätigkeit, die um so anerkennenswerther ist, als sie sich nur auf die Erfüllung von Pflichten und auf nützliche Dinge *erstreckt*. Bei ihrer seltenen Bildung nimmt sie eifrigen

Antheil an Allem, was die Entwickelung der Geistesfähigkeiten betrifft, und ihre große Seele zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Ihre Nichte, die Gräfin Valentin Esterhazy, war für mich keine neue Bekanntschaft; ich hatte sie früher in Paris gesehen, und sie sowohl als ihr Gatte ließen mir den herzlichsten Empfang zu Theil werden. Ich fand in dieser Familie das wohlwollende Interesse, das fern von der Heimath einen um so angenehmeren Eindruck macht, und bei den traurigen Umständen, die mich von Frankreich entfernt hielten, war es doppelt wohlthuend für mich. Die noch junge Gräfin verbindet mit der höchsten Verstandesbildung eine seltene Leutseligkeit, und sie wird daher auch von Jedem geliebt, der sie kennt. Sie erfreut sich einer allgemeinen Beliebtheit, und wenn sie in einen Salon tritt, zeigt sich auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Vergnügen und Freude. Keine Pflicht wird ihr schwer und nie hat sie gegen irgend eine gefehlt, obwohl sie in ihrem Leben deren sehr schwere zu erfüllen gehabt hat. Die Aufopferung liegt in ihrer Natur, wie der Zauber, durch den sie Alles hinreißt. Es wird kaum eine zweite Frau in der Welt geben, welche der allgemeinen Zuneigung und Hochachtung, welche ihr Erbtheil sind, würdiger wäre als sie.

Kurz, die Frauen Wiens bieten ein Ensemble dar, wie man es nirgends anderwärts findet. Ausgezeichnete Fremde werden von ihnen wohl aufgenommen; nach den ersten Aufmerksamkeiten aber dauert es lange, bevor sie in den Genuß einer gewissen Intimität treten. Man glaubt solche wegen der überall herrschenden ungezwungenen Artigkeit gleich im Anfange erreicht zu haben; allein man läßt sich durch den Anschein täuschen. Es währt lange, ehe man in eine Gesellschaft aufgenommen wird, die von vornherein sehr bereit dazu zu sein schien. Erst nach einer sehr langen Probe-

zeit erreicht man das gewünſchte Ziel, zuweilen auch niemals.

Die Unabhängigkeit der Geſellſchaft vom Hofe läßt ſich gar nicht beſchreiben. Da der Hof ſich nirgends zeigt und man im alltäglichen Leben ſogar ſagen kann, daß es gar keinen Hof giebt, ſo kommt die Geſellſchaft mit der kaiſerlichen Familie ſehr wenig in Berührung, und dieſer vermag durch ſein Verhalten nur ſchwer einen großen Einfluß auf die Vorgänge auszuüben. Nie und nirgends miſcht ſich die Regierung weniger in die Angelegenheiten der Privaten. Es hat dies zum Theil auch in dem perſönlichen Character des Kaiſers und in der Lebensweiſe der kaiſerlichen Familie ſeinen Grund. Der Kaiſer regiert wie die Vorſehung. Man ſieht ihn nirgends, überall aber fühlt man ſeine ſchützende Hand. Das Land genießt daher auch einer wahren und wirklichen Freiheit, und nur die Feinde der Geſellſchaft haben Urſache, die Regierung zu fürchten. Der Reichthum der höchſten Stände und ihr achtunggebietender Character tragen ebenfalls zu dieſem Unabhängigkeitsgeiſte bei. Da das Geſetz für Alle gleich iſt, ſo iſt keine Begünſtigung zu hoffen und keine Ungerechtigkeit zu fürchten, und es fällt eben deshalb Niemandem ein, den Miniſtern den Hof zu machen. Jedermann iſt klaſſificirt, ſeine Rechte ſtehen feſt, und man lebt, ohne ſich darum zu kümmern, wer befiehlt. Ich will hier ein faſt unglaubliches Beiſpiel anführen, welches die Wahrheit meiner Behauptung unwiderleglich beweiſt.

Ich ſpeiſte eines Tages mit zehn bis zwölf Perſonen, lauter Wienern und dem vornehmſten Range angehörend, bei der Fürſtin Palffy. Eine halbe Stunde nach aufgehobener Tafel tritt ein Herr in reiferen Jahren und von feinen Manieren ein, den Niemand kennt. Jedermann ſieht den Andern fragend an und es entſteht daraus eine allgemeine Verlegenheit,

bis einer von den Gästen derselben ein Ende macht, indem er dem Hausherrn sagt, daß der Unbekannte der Graf Mittrowsky, Hofkanzler von Böhmen (was unsrem Minister des Innern entspricht) sei, welchen wichtigen Posten er seit fünf Jahren bekleidete. Man wird daher einem Adel, der die Depositäre der Gewalt so wenig kennt, gewiß nicht der Kriecherei gegen dieselbe beschuldigen können. In Frankreich ist ein Mann, der nur vierzehn Tage Minister des Innern war, ganz Paris bekannt und hat die Huldigungen eines Jeden empfangen, der Zutritt bei ihm findet.

Dies ist in Kürze der Character und die Physiognomie der Wiener Gesellschaft; aber ich muß noch einige Worte hinzufügen. Der häufige, tägliche Umgang, der zwischen Jedermann stattfindet, und die gewohnheitsmäßige Klatscherei, deren Ursache ich erklärt habe, tragen nur selten den Stempel des Wohlwollens. Leute, die auf das Intimste befreundet zu sein scheinen, sagen einander gern Böses nach und finden stets geneigte Zuhörer, welche die ausgesprochenen Medisancen und Verleumdungen weiter verbreiten. Die Freundschaft, deren Pflicht es ist, vor Allem gerecht, dann nachsichtig und discret zu sein und die in Frankreich oft so muthig auftritt, schweigt hier still, wenn sie nicht an Beschuldigungen Theil nimmt. Die Abwesenden haben in Wien fast jederzeit Unrecht, denn selten nehmen sich die Anwesenden die Mühe, sie zu vertheidigen. Es wird alles Mögliche ausgesprochen, commentirt und oft entstellt. Oesterreich ist das Land der Formen par excellence, wo man in Gesinnungssachen viel häufiger Schein als Wirklichkeit findet. Es versteht sich, daß ich hier im Allgemeinen spreche. Es giebt allerdings große und ehrenvolle Ausnahmen von dieser Regel, die für das Herz so betrübend ist und mit den Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des geselligen

Lebens ſo wenig harmonirt; ich kenne mehrere, aber ſie ſind ſelten.

Der Geiſt der Regierung iſt das gerade Gegentheil; hier iſt Alles reell und poſitiv, es wird nichts auf den Schein gegeben, Alles geht ſeinen regelmäßigen, ſyſtematiſchen, aber allerdings auch verzweifelt langſamen Gang. Im Intereſſe der Maſſen würde dies ganz gut ſein, wenn die durchſchnittliche Lebensdauer des Menſchen hundertfünfzig Jahre wäre.

Die öſterreichiſche Regierung hegt eine ſouveraine Verachtung gegen die Meinung, die man von ihr im Auslande hat. Es iſt ihr ganz gleichgültig, daß man ſich über die bei ihr herrſchenden Ordnung der Dinge vollſtändig irrt; ſie verſchmäht eine europäiſche Popularität, die ihr eine genauere Kenntniß der Facta ſicherlich bei allen Verſtändigen verſchaffen würde. So glaubt man zum Beiſpiel im übrigen Europa gewöhnlich, daß der öſterreichiſche Bauer in tiefſter Unwiſſenheit und unter einem entſetzlichen Drucke lebt, und er iſt im Gegentheil der gebildetſte, wohlhabendſte und des wirkſamſten Schutzes genießende in ganz Europa. Jeder kann leſen und ſchreiben und erfreut ſich eines materiellen Wohlſtands, von dem kein andres Volk ein Beiſpiel aufzuweiſen hat. Seine Freiheit iſt vollkommen und dabei doch den Intereſſen der guten Ordnung angepaßt. Die Klaſſe, welche unter der Einwirkung des Verwaltungsmodus leidet, ſind die adeligen Grundherren. Hinſichtlich der öffentlichen Laſten und Pflichten, die ihnen auferlegt ſind, bezahlen ſie mindeſtens um die Hälfte mehr als die Bauern. Alle contractlichen Verhältniſſe zwiſchen einem Bauer und ſeinem Grundherren müſſen von der Behörde beſtätigt werden; ſo ſehr fürchtet man den Mißbrauch des Einfluſſes, den letzterer auf ihn ausüben kann. Hat der Bauer einen Prozeß mit ſeinem Gutsherrn, ſo wird ihm ein vom Kaiſer bezahlter Advokat zur Seite gegeben. In

Folge der bestehenden Rechtspflege fällt die Entscheidung, sofern ein Fall nur im geringsten zweifelhaft ist, gegen den Gutsherrn aus, wie im Fall eines Prozesses zwischen einem Cavalier und dem Kaiser dieser stets verliert, das Recht müßte denn so entschieden auf seiner Seite sein, daß es ohne offenbare Unbilligkeit nicht zu verkennen wäre.

Die öffentlichen Arbeiten, deren Wichtigkeit so außerordentlich groß ist, haben während dieser langen Regierung mit jedem Tage eine erhöhte Ausdehnung gewonnen, und doch sind die meisten derselben unbekannt. Eine über das Stilfserjoch angelegte Straße hat das Etschthal mit den Quellen der Adda verbunden. Sie ist ein wahrer Riesenbau. Sie ist die höchste Straße in Europa, welche durch Menschenhände für Wagen zugänglich gemacht worden ist, und nur die Reisenden kennen dieses prächtige Bauwerk. Wir hatten Europa mit der Schilderung der Arbeiten der Simplonstraße bis zum Ueberdruß gelangweilt, noch lange bevor sie beendigt waren, und nie ist von der Straße über das Stilfserjoch gesprochen worden, obgleich sie bereits seit mehreren Jahren fertig ist. Die österreichische Regierung ist weit entfernt von der Charlatanerie, die bei uns in Frankreich, wie auch in anderen Ländern herrscht; sie ist im Gegentheil zu bescheiden. Es würde genügen, daß sie die Resultate ihres Wirkens bekannt machte, damit man sie in ihren Werken bewunderte.

Endlich sieht man hier oft Dinge, welche anderwärts als hochwichtige und neue Ideen vorgeschlagen worden sind, längst in voller Ausführung. Wenn man nach Oesterreich kommt, ist man ganz erstaunt, was man daselbst Alles findet.

Bei der Versammlung der deutschen Gelehrten in Wien brachten französische Geologen Probeexemplare von unterirdischen Karten mit, welche den Zweck ha-

ben, die Zusammensetzung der Schichten des Erdballs in den verschiedenen Ländern zu veranschaulichen. Man bewies ihnen, daß solche Karten in mehreren Provinzen von Inneröſterreich bereits seit einiger Zeit existirten und daß sie in den anderen in Ausführung begriffen waren.

Es ist eine ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß das österreichische Italien mit Steuern belastet sei, deren Ertrag nach Wien geschickt werde. Aus einer officiellen Arbeit, die ich gesehen habe und deren Richtigkeit unbestreitbar ist, geht hervor, daß unter der französischen Verwaltung die Abgabenmasse um die Hälfte größer war als jetzt, und zu gleicher Zeit, daß eine viel geringere Summe als gegenwärtig auf öffentliche Arbeiten verwendet wurde.

Kurz, man mag die Sache ansehen von welcher Seite man will, überall erblickt man in den Handlungen der österreichischen Regierung nur Nützliches und Vernünftiges. Sie handelt wie ein umsichtiger Vater im Kreise seiner Kinder. Eine Feindin des Geräusches, scheint sie das Lob zu fürchten, wie ein Andrer den Tadel fürchten würde, und verbirgt ihre guten Thaten, wie ein Anderer die bösen verbergen würde. Sie begnügt sich damit, Gutes zu thun, und verachtet eine Kritik, die weder auf die Thatsachen noch auf die Vernunft gegründet ist. Das Complement zu dem Wohlstande, dessen sich Oesterreich erfreut, und die Garantie für die Dauer desselben lag in der wohlverdienten Popularität des verstorbenen Kaisers bei seinen Unterthanen. Jedermann zugänglich, ganz den Regierungsgeschäften hingegeben, besonnen, beharrlich und verständig, hielt er die Ordnung aufrecht und that Alles was ein vom Gefühle seiner Pflichten durchdrungener Souverain im Interesse seiner Völker ausführen kann. Dank diesem Geiste, hat seine Regierung große Unglücksfälle überstanden und große Schwierigkeiten

bewältigt. Unter der gegenwärtigen Regierung jedoch überlebt sich dieser Geist. Die politischen Grundsätze werden diesen Zustand der Dinge so lange aufrechterhalten als die Ruhe dauert; eine europäische Erschütterung aber, von welcher Seite sie auch ausgehe, dürfte großes Unglück über dieses Land bringen.

Nachdem ich mich in Wien häuslich niedergelassen hatte, ließ ein Gefühl von Zuneigung und Neugierde, das seinen Ursprung in der schönsten Zeit meines Lebens hatte, mich lebhaft wünschen, den Sohn Napoleon's kennen zu lernen. Da er noch von den Gesellschaftskreisen fern gehalten wurde, glaubte ich nicht mich ihm nähern zu können; aber ich wollte ihn wenigstens sehen. Da er zuweilen das Theater besuchte, traf ich eines Tages meine Anstalten, um ihn dort sehen zu können. Ich ahnte damals nicht, daß bald eine gewisse Intimität zwischen uns entstehen werde. Man sagte mir, er habe meine Ankunft in Wien mit Vergnügen erfahren und wünsche lebhaft, mich zu sprechen und kennen zu lernen. Seine nahe bevorstehende Einführung in die Gesellschaft sollte bald Gelegenheit dazu bieten.

Am Mittwoch, den 26. Januar, gab Lord Cowley, der englische Gesandte, einen großen Ball, dem fast die ganze kaiserliche Familie beiwohnte. Der Herzog v. Reichstadt kam ebenfalls mit hin. Mein Blick suchte ihn begierig. Ich sah ihn zum ersten Male in der Nähe und mit Bequemlichkeit. Ich fand, daß er den Blick seines Vaters hatte und daß er demselben hierin am meisten ähnlich sah. Seine Augen waren nicht so groß als die Napoleon's und lagen tiefer in ihren Höhlen, aber sie hatten den nämlichen Ausdruck, das nämliche Feuer, die nämliche Energie. Auch seine Stirn erinnerte an die seines Vaters, nicht minder ähnlich war er ihm in der unteren Partie des Gesichts. Endlich war sein blasser Teint ganz derselbe

wie bei Napoleon in seiner Jugend; der übrige Theil des Gesichts aber erinnerte an seine Mutter und an das Haus Oesterreich. Seine Körperlänge überstieg die Napoleon's um ungefähr fünf Zoll.

Sein Hofmeister, der Graf Dietrichstein, hatte mich im voraus davon unterrichtet, daß er mich während des Balles anreden und mit mir sprechen werde, und es dauerte denn auch nicht lange, so sah ich ihn neben mir. Er redete mich sogleich mit folgenden Worten an: „Herr Marschall, Sie sind einer der ältesten Waffengefährten meines Vaters und ich lege großen Werth darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Ich erwiederte ihm, daß diese Gesinnungen für mich sehr schmeichelhaft seien und daß ich mich außerordentlich glücklich schätze, ihn zu sehen und mich mit ihm zu unterhalten. Hierauf fragte er mich, ob ich, wie er dies glaube, die ersten Feldzüge in Italien mitgemacht habe. Ich antwortete ihm bejahend, so wie daß meine dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen sich aus einer noch früheren Zeit, vor der Belagerung von Toulon herschrieben, daß meine persönliche Bekanntschaft mit ihm in das Jahr 1790 falle, wo er als Artillerieleutnant in Auxonne stand, während ich in Dijon meine militärische Ausbildung beendigte, um dann in das Corps einzutreten, in welchem er diente und dem auch ein naher Verwandter von mir, sein intimer Freund, angehörte.

Er richtete einige Fragen über jene berühmten Feldzüge an mich, und ich antwortete ihm so, daß seine Neugierde immer mehr rege wurde. Er sprach von Aegypten, vom 18. Brumaire, vom Feldzuge von 1814 ꝛc., und ich beantwortete alle seine hierauf bezüglichen Fragen mit gedrängter Kürze. Ich zögerte nicht, sogleich meine allgemeinen Ansichten über den Character und die Laufbahn Napoleon's hinzuwerfen, *welche so große* Veränderungen darbieten, daß man

in ihm zwei verschiedene Menschen betrachten kann. Seine Erhebung, die er allerdings großentheils seinen Talenten verdankte, die aber auch durch die Zeitverhältnisse, in denen er erschien, mächtig begünstigt wurde, war anerkanntermaßen die Aeußerung des Bedürfnisses der Gesellschaft. Deshalb wurde er auch von Jedermann unterstützt und begünstigt, während sein Sturz lediglich sein Werk und die Folge seiner rastlosen Anstrengungen war. Kurz, dieses glänzende Genie, das in den ersten Jahren seiner Größe so klugberechnend war, wurde durch die Illusionen des Hochmuths verdunkelt, der sein Urtheil irre führte. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm die Aeußerung, die er bei Champaubert that, wo er an seine demnächstige Rückkehr an die Weichsel zu glauben schien, eine Aeußerung, die ich bereits mittheilte, als ich vom Feldzuge von 1814 sprach.

Der Herzog von Reichstadt schilderte mir mit glühenden Farben seine Liebe zu seinem Berufe, seinen sehnlichen Wunsch, in den Krieg zu ziehen, und er setzte hinzu, daß es ihn glücklich machen würde, wenn er seine Feldherrnlehrzeit unter mir bestehen könnte. Diese Idee schien ihm außerordentlich zu gefallen, denn er sprach sie späterhin noch mehrmals gegen mich aus; doch es war der Traum eines Knaben, der sich in chimärischen Hoffnungen wiegte. Frankreich und Oesterreich, sagte er, könnten ja einst Verbündete werden und neben einander kämpfen. „Denn", setzte er hinzu, „gegen Frankreich kann und darf ich nicht in's Feld ziehen; eine Bestimmung meines Vaters verbietet es mir, und nie werde ich dieses Verbot übertreten. Auch mein Herz läßt es mir nicht zu, und nicht minder würde es einer weisen und guten Politik widerstreiten."

Das lebhafte Interesse, das er in dieser Unterredung an den Tag legte, nahm fortwährend zu und bewog ihn endlich, den Wunsch auszusprechen, die vergange-

nen Ereigniſſe ausführlicher von mir erzählen zu hören. Ich hielt jedoch für gut, in dieſer Hinſicht keine zu beſtimmte Zuſage zu geben, denn ich konnte nicht wiſſen, in wie weit der Kaiſer und Fürſt Metternich dies billigen würden. Die Pflicht ſowohl als die Klugheit geboten mir eine große Vorſicht in meinem Verhalten, und ich durfte etwas einigermaßen Wichtiges nur mit Bewilligung der ſchützenden Macht thun, die mir ein Aſyl gewährt.

Unſre Unterredung dauerte eine volle halbe Stunde und erregte die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden. Als ich endlich frei war, ſäumte ich keinen Augenblick, dem Fürſten Metternich, welcher zugegen war, die Frage zu unterbreiten. Er antwortete mir wörtlich Folgendes: „Es ſchadet durchaus nichts, daß Sie den Herzog von Reichſtadt beſuchen und ihm von ſeinem Vater erzählen. Er kann in keinen beſſeren Händen ſein als in den Ihrigen. Ich würde es als ein Unrecht betrachten, wollte man ihm Napoleon nicht als das ſchildern was er thatſächlich war, als ein hervorragendes, eminentes Genie; aber es iſt auch gut, daß er ſeine Illuſionen, ſeinen übermüthigen Stolz und ſeinen Ehrgeiz kennen lernt, Leidenſchaften, die ihn in's Verderben geſtürzt und ihn dahin gebracht haben, daß er ſelbſt ſeine Macht untergrub. Sie ſind mehr als jeder Andre im Stande, ihm richtige Anſichten hierüber beizubringen."

Dieſes ſo einfache und richtige Raiſonnement, dieſes vernünftige und loyale Benehmen gegen den jungen Mann ſtimmt mit Allem was ich geſehen habe, vollkommen überein und widerlegt ſiegreich die albernen Märchen, die man über die Erziehung des Herzogs von Reichſtadt verbreitet hat, eine Erziehung, die das gerade Gegentheil war von dem was man ſich davon erzählt.

Ich ſagte nun dem Prinzen ſogleich, daß ich ſeinem

Wunsche entsprechen könnte und ihm die Feldzüge in Italien von 1796 und 1797 erzählen würde, sobald er es wollte. Was er mir hierauf erwiderte, beweist die frühzeitige Verstandesreife des jungen Mannes. Er sagte nämlich: „Herr Marschall, in Rücksicht auf unsre beiderseitige Stellung scheint es mir passend, daß Sie zuvor mit dem Fürsten Metternich darüber sprechen und mit seiner Zustimmung handeln." — „Monseigneur", entgegnete ich ihm, „ich bin Ihrer ganz richtigen Ansicht bereits zuvorgekommen, und es geschieht mit seiner Bewilligung, daß ich Ihre Befehle entgegennehme."

Wir bestimmten den nächsten Freitag, den 28., um elf Uhr Morgens zu unsrer Unterredung. Von diesem Augenblicke an wurden jeden Montag und Freitag und zuweilen auch Mittwochs die Stunden von elf bis halb zwei Uhr meinen Erzählnngen gewidmet, welche die Geschichte seines Vaters und die Kriege unsrer Zeit zum Gegenstand hatten. Wo sich eine passende Gelegenheit bot, setzte ich ihm dabei die Prinzipien der Kriegführung auseinander.

Bevor ich meine Schilderung der unsterblichen italienischen Feldzüge von 1796 und 1797 begann, erzählte ich dem Prinzen einiges Nähere über den ersten Abschnitt der Lebensgeschichte seines Vaters, über seine politische und militärische Jugendzeit und über die Umstände, die ihn fast unabhängig von seinem Willen mit Ereignissen in Verbindung brachten, welche die Grundlagen seines Glücks, der Ausgangspunkt seiner Größe wurden, denn, setzte ich hinzu, wir gehören in vielen Dingen dem Schicksale an, doch sind wir auch oft das Kind unserer Werke. Um Großes zu vollbringen, darf es den dazu Befähigten nicht an Gelegenheiten fehlen und eben so müssen sie die sich ihnen darbietenden Gelegenheiten zu benutzen verstehen. Napoleon fand sie, wie er sie sich nur wünschen konnte, und er war

ihnen gewachsen. Dieses nothwendige Zusammentreffen ist selten, und wenn das Glück es einmal herbeiführt, so resultiren daraus Dinge, welche den großen Haufen in Erstaunen setzen. Viele besitzen die erforderlichen Eigenschaften, um große Männer zu werden, und sterben doch unbekannt, ohne Zweifel weil sie keine Gelegenheit hatten, sich hervorzuthun. Die Gesellschaft würde vor vielen Calamitäten bewahrt geblieben sein, wenn die Laune des Glücks in großen Krisen nicht oft die Gewalt in Hände gelegt hätte, welche unfähig waren, sie auszuüben.

Alle Gedanken des Herzogs von Reichstadt waren auf seinen Vater gerichtet, dem er eine religiöse Verehrung zollte. Ein glühendes Herz und jenes primitive Gefühl, welches in Ländern, wie in Corsika, wo die Civilisation noch zurück ist, eine so große Rolle spielt, war ihm in seiner ganzen Stärke als Erbtheil zugefallen.

Ich kann nicht sagen, mit welcher Aufmerksamkeit und Spannung er mir zuhörte. Ich entschuldigte mich bei ihm, daß ich so oft von mir sprach, aber wenn ich ihm von seinem Vater erzählte, konnte ich es nicht umgehen, denn damals war der Rahmen noch klein, die Zahl Derer, die ihn bildeten, war nicht bedeutend, und ich gehörte zu ihnen. Ich erzählte also dem Herzog von Reichstadt von den ersten Jahren der Laufbahn seines Vaters, wie und wo ich ihn zuerst kennen lernte, mein Zusammentreffen mit ihm bei der Belagerung von Toulon und die wichtige Rolle, die er bald daselbst spielte, obwohl er noch einen untergeordneten militärischen Rang bekleidete; dann seine Beförderung zum General in dem zur Armee von Nizza gehörenden Artilleriecorps; seine persönliche Wichtigkeit; die Operationen, die er leitete und welche gleichsam eine erste Skizze des im nächsten Jahre unternommenen Feldzugs *waren*, indem sein Thatendurst ihn bestimmte, eine

Expedition zur See vorzuſchlagen, welche aber wegen der Unfälle, die das Geſchwader erlitt, nicht zur Ausführung kam; ſeine Reiſe nach Genua, das er durch Ueberrumpelung zu nehmen rieth; ſeine Verhaftung als Parteigänger Robespierre's, ſeine Freilaſſung, die Aenderung ſeiner Beſtimmung, die ihn nach Paris führte, wohin ich ihn begleitete, nachdem ich einige Tage mit ihm im Kreiſe meiner Familie zugebracht, ein Aufenthalt, der ihn verhinderte, zur rechten Zeit in Paris anzukommen, um in das Referat über die Artillerie aufgenommen zu werden, was ihn bewog, einer Thätigkeit zu entſagen, die ihn außerhalb dieſes Corps nicht convenirte. Ich machte den Herzog von Reichſtadt darauf aufmerkſam, wie bedeutſam es iſt, daß auch Napoleon damals den Vorurtheilen des Corps, in welchem er diente, unterworfen war, welche Vorurtheile nahe daran waren, ihn einer großen Beſtimmung zu entziehen und ihn auf eine Laufbahn verzichten zu laſſen, die ihn allein zu Ruhm und Macht führen konnte. Dieſe Thatſache iſt einer der ſprechendſten Beweiſe für den Einfluß der Anſichten der erſten Jahre auf die Anſichten unſres ganzen Lebens. Es mußten Ereigniſſe eintreten, die außer aller Berechnung lagen, um bei ihm jenen Eindruck zu zerſtören.

In der zweiten Unterhaltung fuhr ich fort, dem Herzoge von Reichſtadt von der erſten Epoche der Lebensgeſchichte ſeines Vaters, die ſo wenig bekannt iſt und von der ich der einzige noch lebende Augenzeuge bin; von ſeinem Aufenthalte in Paris, von ſeiner Idee, Kaufmann zu werden, von ſeiner Hoffnung, nach Conſtantinopel zu gehen, die ſich nicht verwirklichte, ſo daß er am 13. Vendemiaire in Paris war und zum Commando erhoben wurde; endlich von den Umſtänden, die ihm zum Frühjahr das Commando der Armee in Italien verſchafften, und von ſeinem Abgange zu dieſer neuen Beſtimmung.

Die nächſtfolgenden Sitzungen wurden dazu verwendet, ihm auf das Ausführlichſte die Feldzüge von 1796 und 1797 zu erzählen. Ich unterließ nicht, die Schwierigkeiten hervorzuheben, welche aus der numeriſchen Schwäche der Armee, aus der Unzulänglichkeit aller Hülfsmittel und noch mehr aus der geringen Autorität reſultirten, die ein noch ſo junger General haben mußte, der noch nie eine Diviſion, nicht einmal eine Brigade, ja nicht einmal ein Regiment commandirt und der jetzt plötzlich bejahrte und erfahrene Generale unter ſeinen Befehlen hatte. Ich machte dem Prinzen bemerklich, wie bald er ſeine Autorität befeſtigte, ſich Gehorſam und allgemeines Vertrauen erzwang. Nachdem ich einige allgemeine Prinzipien des großen Kriegs aufgeſtellt, ſetzte ich ihm auseinander, welche Reihe von Fehlern die feindlichen Generale gemacht und wie geſchickt Bonaparte ſie zu benutzen verſtanden hatte.

Im Laufe meiner Erzählungen von den Feldzügen in Italien und nach Beendigung derſelben ſchilderte ich Napoleon in ſeinem Privatleben und ſo wie ich ihn kennen gelernt: als einen Mann von wahrer Herzensgüte, obgleich man allgemein der entgegengeſetzten Meinung iſt, und als einer dauernden und aufrichtigen Zuneigung zu Denen fähig, die derſelben würdig waren. Ich ſetzte hinzu, daß ſein Gefühl mit der Zeit ſich abgeſtumpft habe, doch ohne ſeinen Character zu verändern, und als Beweis für die ihm angeborne Gutherzigkeit erzählte ich ihm mehrere Umſtände aus ſeinem Leben, unter andern ſein Benehmen gegen Dandolo von Venedig, bei Gelegenheit des Tractats von Campo Formio, und gegen Blanc, bei der Abreiſe von Aegypten. Kurz, ich unterließ nichts, um Napoleon ſeinem Sohne ſo zu ſchildern, wie ich ihn kannte und liebte. Dieſe Mittheilungen intereſſirten

und fesselten ihn in einem nicht zu beschreibenden Grade.

Nach der Schilderung der Feldzüge in Italien ging ich zu der des Feldzugs von 1814 über, welche beiden Lebensabschnitte seines Vaters der Prinz vorzugsweise kennen zu lernen wünschte. Ich gab ihm einen gedrängten Ueberblick über den Stand der Dinge im November 1813 und sagte ihm, worin die elenden Trümmer unsrer Armee bei unsrer Ankunft an den Ufern des Rheins bestanden und wie diese Trümmer noch durch einen fürchterlichen Typhus decimirt wurden. Ich setzte ihm nun die Veränderungen auseinander, welche mit dem Geiste seines Vaters vorgingen, die Illusionen, denen er sich hingab, die chimärischen Ideen, welche er nährte und die keine reelle Basis hatten; seine Hoffnung, demnächst wieder die Offensive ergreifen zu können, während es auf der Hand lag, daß, wenn er auch den ganzen Winter Ruhe gehabt hätte, er kaum im Stande gewesen wäre, die Elemente einer unvollkommenen Defensive zu schaffen. Ich sagte ihm, wie übereinstimmend die Ansichten hierüber waren und führte ihm die Aeußerung des Generals Drouot an, die ich an einem andren Orte mitgetheilt habe und welche unsre damalige Lage so treffend und mit so großer Mäßigung schildert. Ich machte ihn darauf aufmerksam, welchen großen Fehler Napoleon beging, daß er die ihm durch Herrn von Saint-Aignan überbrachten Friedensvorschläge nicht sofort annahm, und welche Folgen ein Starrsinn hatte, der sich während jenes Feldzugs mehrmals wiederholte und jedesmal verderblich wurde. Endlich ging ich auf die Schilderung der militärischen Operationen ein, von dem Augenblicke an wo der Feind am 19. December bei Basel und am 1. Januar auf der ganzen Linie über den Rhein ging.

Diese Erzählungen führten uns am Ende des Feld-

zugs zu der Schlacht bei Paris, welche so ehrenvoll für die kleine Anzahl Soldaten war, die so lange einen so ungleichen Kampf bestanden. Ich schilderte ihm die Stimmung, welche damals in Frankreich, und ganz besonders in Paris herrschte, die Schwäche, welche Joseph zeigte, die erfolgte Capitulation und die Vorgänge in Essonne, die Beweggründe, welche mich leiteten, und die patriotischen Gesinnungen, die mich allein beseelten. Kurz meine Schilderungen der damaligen Ereignisse waren ungefähr so wie ich sie in meinen Denkwürdigkeiten gegeben habe. Der Herzog von Reichstadt hörte mir mit großer Aufmerksamkeit und Spannung zu. Er verstand Alles und äußerte das gesundeste Urtheil über die Ereignisse. Er kam von selbst auf den Fehler, den Napoleon beging, indem er so viele Truppen in den deutschen Festungen ließ, welche Truppen, wenn sie nach Frankreich gezogen worden wären, genügt haben würden, um das Gebiet zu vertheidigen. Er hat später Gelegenheit gehabt, von dem was mich persönlich betraf, zu sprechen, und er hat mein Benehmen warm vertheidigt, wie ich es selbst gethan haben würde. Auch hat er den großen Fehler hervorgehoben, den man beging, indem man seine Mutter entfernte, deren Anwesenheit Alles gerettet haben würde. Sie würde den Verschwörern imponirt, die Liebe ihres Vaters wiederbelebt, die Huldigungen Alexander's provocirt, zu seinem ritterlichen Sinne gesprochen und durch diese verschiedenen Motive es verhindert haben, daß ihr Sohn seines Erbes beraubt wurde. Endlich sprach er nachstehende Worte aus, die sich durch treffende Kürze und durch Richtigkeit des Gedankens auszeichnen: „Mein Vater und meine Mutter hätten sich nie von Paris entfernen sollen, jener um des Kriegs, diese um des Friedens willen."

Diese Worte bezeichnen das ganze militärische und *politische Verhalten*, das man hätte beobachten sollen.

Da der Herzog von Reichstadt den Wunsch geäußert hatte, meine Erzählungen möchten das ganze Leben seines Vaters umfassen, so ging ich zurück zu dem Feldzuge in Aegypten. Ich setzte ihm die den General Bonaparte persönlich betreffenden Umstände auseinander. Ich zeigte ihm, welcher Menge nachtheiliger Chancen er sich aussetzte, denn es war im Augenblicke des Aufbruchs höchst unwahrscheinlich, daß diese lange und schwierige Ueberfahrt mit einem so zahlreichen Convoi und so schlechten Schiffen, mit einem an's Wunderbare grenzenden Glücke bewerkstelligt werden würde. Er sah ein, daß die Einnahme von Malta ein Glücksumstand war, der außer aller menschlichen Berechnung lag, daß aber, nachdem man Aegypten erreicht und die Landung bewerkstelligt hatte, die Schwierigkeiten überwunden waren und die Occupation und Eroberung dieses Landes leicht wurden. Ich erklärte ihm, worin die Gefechte in Aegypten bestanden, denen man mit Unrecht den pomphaften Namen von Schlachten gegeben hat, und erzählte ihm Alles was meine Denkwürdigkeiten Interessantes über die Menschen und Dinge, kurz über dieses damals noch so wenig bekannte Land enthalten.

Endlich kam ich zur Rückkehr von der Expedition nach Syrien, auf die Schlacht bei Abukir, auf die Gründe, welche den General Bonaparte zu dem Entschlusse bestimmten, unverzüglich nach Frankreich zurückzukehren, auf seltsame Umstände dieser Ueberfahrt, auf die anscheinenden Hindernisse, welche nichts Andres als eine günstige Wendung des Geschickes waren, das wider seinen Willen seine Zukunft und seine Pläne schützte. Ich entwarf ihm eine treue Schilderung des Jubels, mit dem Bonaparte's Wiederankunft in Frankreich begrüßt wurde, von dem Empfange, den man ihm bei seiner Reise durch die Provinzen nach Paris bereitete. Endlich erzählte ich ihm alle Umstände

der Revolution vom 18. Brumaire, des nationalsten und populärsten Ereignisses, eines Ereignisses, welches ganz Frankreich herbeigewünscht und das mit unendlicher Freude begrüßt wurde. Es war allgemein als das einzige Rettungsmittel betrachtet worden, und als Napoleon es ergriff, gab er sich den Anschein, als fügte er sich nur den Forderungen des Landes, anstatt in seinem eigenen Interesse zu handeln. Alles ging nun von selbst, während Alles ihm hinderlich gewesen wäre, wenn er sich vor der Expedition nach Aegypten der Autorität bemächtigt hätte.

Die folgenden Sitzungen wurden mit der Erzählung des Feldzugs der Reservearmee ausgefüllt, des Uebergangs der Artillerie über den St. Bernhard und dann unter dem Fort von Bard, zwei denkwürdige Passagen, welche speciell mein Werk waren, endlich der Schlacht von Marengo. Ich erklärte ihm die militärischen Dispositionen, welche der erste Consul zur Occupation und Vertheidigung Italiens anordnete; endlich schilderte ich ihm den Feldzug, den ich im Jahre 1800 als Commandant en chef der Artillerie der Armee in Italien ausführte, Alles was sich auf die Operationen dieser Armee, auf den Uebergang über den Mincio und über die Etsch, wie auf den nachher erfolgenden Waffenstillstand bezieht, mit dessen Abschluß ich beauftragt wurde.

Nachdem ich dem Herzoge von Reichstadt erzählt hatte, daß ich bei meiner Zurückkunft nach Frankreich zum ersten Generalinspecteur der Artillerie ernannt worden war, benutzte ich diese Gelegenheit, um ihm eine kurze Darstellung der Prinzipien des Artilleriedienstes zu geben. Dann kam ich auf den Krieg mit England und auf die Pläne des Ersten Consuls zu sprechen, deren Ausführung mit einem ungewöhnlichen und der Energie seines Willens entsprechenden Eifer vorbereitet wurde.

Ich gab dem Prinzen sehr ausführliche Details über die damals vorgenommenen Rüstungen, über den Character derselben und über Alles was auf jene Expedition Bezug hatte, von der gewisse Leute, welche angeblich gutunterrichtet sein wollen, behaupten, daß man gar nicht beabsichtigt gehabt habe, sie auszuführen. Ich gab ihm greifbare Beweise vom Gegentheil und von der Möglichkeit des Gelingens, das später, als man auf dem Punkte stand, die Ausführung zu versuchen, nur an der Unentschlossenheit des Admirals Villeneuve scheiterte.

Von der Expedition nach England ging ich zu dem Feldzuge von 1805 über, der sich unmittelbar an jene anschließt, und schilderte dem Prinzen die Unfälle der österreichischen Armee, die in Folge der Bornirtheit des sie commandirenden Generals Mack bei Ulm vernichtet wurde. Ich erzählte ferner dem Herzoge von Reichstadt, bei welcher Gelegenheit ich nach Dalmatien geschickt wurde, welche militärischen Ereignisse dort stattfanden, und ich ging ausführlich auf Alles ein, was diese Provinz Merkwürdiges und Interessantes enthält.

Hierauf kam der Feldzug von 1809. Ich erzählte was die Armee von Dalmatien insbesondere anging, bis zu dem Augenblicke wo sie der großen Armee einverleibt wurde und mit den Corps, welche dieselbe bildeten, in Linie eintrat.

Sehr ausführlich sprach ich über die Schlacht bei Wagram. Ich setzte dem Prinzen die Folgen auseinander, welche die verschiedenen Unsicherheiten und Abänderungen in den Plänen des Erzherzogs Karl nach sich zogen. Dann erzählte ich ihm von meiner Sendung in die Illyrischen Provinzen, deren Gouverneur ich gewesen war; dies gab mir Gelegenheit, näher auf die Grenzregimenter einzugehen, deren Organisation so sinnreich und so vortrefflich ist und die dem Lande das solche besitzt und dem Souverain, dem sie ange-

hören, von so außerordentlichem Nutzen sind. Dann entwarf ich eine kurze Darstellung des Continentalsystems, eines Systems von großartiger, für England verderblicher Conception, dessen Durchführung für uns von vornherein schwierig war, aber ganz unmöglich wurde von dem Augenblicke an wo der Einzige, der an der Aufrechthaltung desselben ein Interesse hatte, es in eine Reihe von Acten brutaler Tyrannei verwandelte, welche die französische Herrschaft verhaßt und unerträglich machten und eben deshalb viel zum Sturze des Kaiserreichs beitrugen.

Ich erzählte ihm auch von dem Zeitpunkte seiner Geburt, von der ich Zeuge gewesen, sowie von der Freude, mit der dieselbe begrüßt worden war. Er sprach von diesem ephemeren Glanze mit der Ruhe und Mäßigung eines Philosophen und Weisen.

Sodann ging ich auf die spanischen Angelegenheiten, auf den Zustand dieses Landes und auf die Reihe von Umständen ein, welche das Unglück, unter dessen Last es seufzt, herbeigeführt haben. Ich gab ihm einen kurzen Abriß von den politischen und militärischen Ereignissen, die sich dort während der letzten zwanzig Jahre zugetragen. Nachdem ich ihm begreiflich gemacht, daß das in Bezug auf dieses Land von Napoleon befolgte Kriegs- und Commandirungssystem die schon vorhandenen großen natürlichen Schwierigkeiten noch um eine Menge neuer vermehrt hatte, schloß er selbst, daß sie unüberwindlich geworden sein mußten und daß das Resultat nur traurig ausfallen konnte.

Ich schilderte nun meine beiden Feldzüge auf der Halbinsel in den Jahren 1811 und 1812. Indem ich ihm Tag für Tag den Gang der Ereignisse und die mir ertheilten Befehle angab, konnte er ermessen, bis zu welchem Punkte Napoleon sich sträubte, die Lage der *Dinge in* Spanien zu begreifen, und wie er dadurch,

daß er seine Oberleitung auf alle Details ausdehnen wollte, was gar nicht durchzuführen war, mehr als jeder Andre seinen Feinden den Sieg erleichterte. Auch erkannte er, wie verderblich der Einfluß Soult's mehrmals gewesen war; das erste Mal, indem er es nach der Schlacht bei Talavera unterließ, die englische Armee zu vernichten, das zweite Mal, indem er nach der Schlacht bei Salamanca im Jahre 1812, wo er die englische Armee in mehrere Corps getheilt fand, nicht daran dachte, sie mit seinen Truppen, die in jenem Augenblicke beisammen und doppelt so zahlreich waren als die des Feindes, auf's Aeußerste zu bedrängen; endlich das dritte Mal vor Pampeluna, wo er ohne allen Grund die Hälfte seiner Armee der Vernichtung preisgab.

Diese Erzählungen führten mich zu dem Zeitpunkte, wo ich in Spanien verwundet, im Commando ersetzt wurde und wenige Tage vor der Ankunft Napoleon's, der den Calamitäten des Feldzugs in Rußland entflohen war, in Paris eintraf. Damals begann der Glücksstern Napoleon's zu sinken, doch konnte man bei einem weisen und gemäßigten Verfahren noch immer Großes von der Zukunft hoffen. Ich sagte dem Prinzen, daß ich von dem russischen Feldzuge von 1812 nicht ex professo sprechen könne, da ich ihn nicht mitgemacht, daß ich aber mit der Zeit in der von Philipp von Ségur herausgegebenen Darstellung das beste Werk über jene wichtige Epoche unsrer Geschichte, dasjenige Werk erkannt habe, in welchem die Thatsachen am wahrheitgetreuesten dargestellt und die Physiognomie der Ereignisse am richtigsten geschildert ist. „Ségur," setzte ich hinzu, „ist kein strenger Kritiker, der sich Nachforschungen hingiebt, der Thatsachen constatirt und Anschuldigungen darauf gründet, er ist ein Bewunderer, ein Freund, der sich in seinen Hoffnungen und Berechnungen getäuscht sieht, die begangenen

Fehler beklagt und ſich vergebens bemüht, ſie zu entſchuldigen."

Zur Vervollſtändigung meiner Schilderungen blieb mir jetzt nur noch die des Feldzugs von 1813 übrig. Ich ging ſehr ſpeciell auf dieſelbe ein. Nachdem ich das Schöne und Glänzende hervorgehoben, was in dieſer Art von Wiederauferſtehung der franzöſiſchen Armee und in den Erfolgen, welche den erſten Theil des Feldzugs bezeichneten, für das Land und für den Souverain lag, machte ich dem Prinzen begreiflich, wie weit entfernt der zweite Theil von dem erſten und wie verſchieden Napoleon von dem war was er früher geweſen. Ich ſchilderte ihn ſo wie Ségur ihn 1812 geſchildert hat, das heißt in fortwährenden Illuſionen befangen, die ihn in politiſcher wie in militäriſcher Beziehung auf Irrwege führten.

Ich beſchloß dieſe Art dreimonatlichen Curſus mit der Vorleſung deſſen, was ich über die Ereigniſſe von 1830 geſchrieben habe. Als ich hiermit zu Ende war, ſagte ich dem Herzoge von Reichſtadt, daß ich ihm nun nichts mehr zu erzählen habe, was ihn intereſſiren könne und daß ich mich daher von ihm verabſchiede. Er umarmte mich herzlich und dankte mir. Er erklärte mir, daß ich ihm die angenehmſten Stunden bereitet habe, die er bis jetzt in ſeinem Leben genoſſen, und nahm mir das Verſprechen ab, ihn auch fernerhin dann und wann zu beſuchen, eine Pflicht, die ich ununterbrochen erfüllt habe.

Kurz darauf überſandte er mir ſein von Daffinger gemaltes Portrait; es iſt ziemlich ähnlich, nur etwas zu jugendlich. Das Bruſtbild ſeines Vaters iſt gegenüber gemalt und er hat eigenhändig folgende Strophen Racine's darunter geſetzt:

„Arrivé près de moi par un zèle sincère,
Tu me contais alors l'histoire de mon père;
Tu sais combien mon âme attentive à ta voix,
S'échauffait au récit de ses nobles exploits.“ *)

Dieſes Erinnerungszeichen ſeiner Freundſchaft iſt mir einer der koſtbarſten Gegenſtände die ich beſitze. Der Herzog von Reichſtadt beſaß, wie ſein Vater, einen eignen Tact, ſich den Leuten, denen er gefallen wollte, angenehm zu machen.

Ich fuhr fort, ihn ungefähr aller vierzehn Tage zu beſuchen, und jedesmal empfing er mich mit dem Ausdrucke der Freude. Wenn ich eine Zeitlang von Wien entfernt geweſen war, begrüßte er mich ſtets mit einer herzlichen Umarmung. Unſre Unterhaltung bei meinen Beſuchen hatte die Politik und die Tagesneuigkeiten zum Gegenſtande.

Ich ließ niemals eine Gelegenheit vorübergehen, ihm Rathſchläge zu geben, die ich für weiſe und ſeiner eigenthümlichen Stellung angemeſſen hielt. Bei einer der erſten Unterredungen ſagte ich zu ihm: „Monſeigneur, Sie ſind nunmehr in die Welt eingetreten und Herr Ihrer Handlungen; glauben Sie an meine liebevolle Zuneigung zu Ihnen und an die aufrichtigen Wünſche, die ich für Ihren Ruhm und für Ihr Glück hege. Hüten Sie ſich vor den franzöſiſchen Intriguanten, die es verſuchen werden, Sie zu umgeben und ſich Ihrer zu bemächtigen; unſer Land wimmelt von Leuten dieſer Art. Ihr Einfluß auf Sie, wenn ſie ſolchen erlangten, würde Sie in's Verderben führen. Sie würden Sie in unhaltbare Combinationen verwickeln, die Sie unfehlbar compromittiren würden. Sie haben

*) Ein aufrichtiger Eifer führte Dich zu mir und Du erzähltest mir die Geſchichte meines Vaters; Du weißt wie aufmerkſam ich Deine Worte anhörte und wie mein Herz ſich bei der Schilderung ſeiner Heldenthaten erwärmte.

nur Einen Weg zu verfolgen, nur Eine Haltung zu beobachten. Trachten Sie danach, durch Bildung und durch ein gerades, festes Benehmen in der öffentlichen Meinung immer höher zu steigen, zeigen Sie sich zu Allem tüchtig und beweisen Sie, daß der Sohn Napoleon's von der Natur mit ausgezeichneten Geistesgaben und einem erhabenen Character bedacht ist. Machen Sie sich Freunde, es wird Ihnen dies leicht gelingen, denn die Meinung ist Ihnen sehr günstig und das Publikum will Ihnen im Allgemeinen wohl. Unter keinen Umständen führen Sie Krieg gegen Frankreich, damit Sie in den Augen der Franzosen niemals eine feindselige Miene annehmen; erwarten Sie, daß die Vorsehung über Sie entscheide. Hat sie Pläne mit Ihnen vor, sind Sie berufen, dereinst eine politische Rolle zu spielen, so müssen Sie eine Nothwendigkeit der Zeit, eine Lösung des Problems sein und man muß Sie holen. In dieser Weise ist auch Ihr Vater ohne alle Schwierigkeiten auf den Gipfel der Macht gestiegen. Die Dinge sind stärker als die Menschen. Handelt man in ihrem Sinne, wird man von ihnen unterstützt, so ist Alles leicht; arbeitet man ihnen aber entgegen, geht man einen entgegengesetzten Weg, so erschöpft man sich in vergeblichen Anstrengungen und ein ephemerer Erfolg ist nur das Vorspiel einer Katastrophe. Die Verhaltungsregeln, welche ich Ihnen anzurathen mir erlaube, sind das Resultat einer langen Erfahrung und von Ueberlegungen, zu denen mich meine Zuneigung zu Ihnen veranlaßt; sie entsprechen den wohlverstandenen Interessen Ihres Ehrgeizes, Ihres Ansehens und Ihres Wohlergehens."

Der Prinz antwortete mir auf der Stelle: „Meine Stellung kann in der That schwierig scheinen, und für einen schwachen Character würde sie das auch sein. Wenn man aber seinen Entschluß gefaßt hat, wenn *man sich von* den Verhältnissen, in die man versetzt

ist, Rechenschaft zu geben vermag, wird Alles leicht. Die Ungeduld, eine Gelegenheit zur Erwerbung von Ruhm zu finden, kann mir einige Sorgen und Verlegenheiten bereiten. Es ist dies ein Tribut, den ich der Menschheit bezahle, aber es ist ein vorübergehendes Uebel. Ich werde nie von der Bahn abweichen, die Sie mir andeuten und die ich selbst schon gewählt; ich werde unter keinen Umständen gegen Frankreich kämpfen, ein Rath, den mir schon mein Vater gegeben und dem ich stets treu bleiben werde. Sollte die Politik der europäischen Souveraine sie bestimmen, mich in den Vordergrund zu stellen, so würde ich feierlich dagegen protestiren. Der Sohn Napoleon's muß sich zu erhaben dünken, um als Werkzeug zu dienen, und in Ereignissen dieser Art will ich nicht die Avantgarde, sondern die Reserve sein, das heißt als Helfer erscheinen, indem ich große Erinnerungen zurückrufe. Dies sind meine Ansichten, dies meine Anschauungsweise und die Verhaltungsregeln, die ich mir unabänderlich vorgezeichnet habe."

Ich drückte ihm meine Freude darüber aus, daß ich ihn von so edeln Gesinnungen und so vernünftigen Ansichten durchdrungen sah. Er freute sich mit mir der Friedenshoffnungen. „Der Krieg," sagte er zu mir, „würde unter den gegenwärtigen Umständen für Sie und für mich nur eine Quelle zu Schmerz und Kummer sein, da Keiner von uns Beiden an demselben Theil nehmen könnte."

Wir gingen auf eine Erörterung darüber ein, ob im Prinzip ein höchster Chef seine Hauptwerkzeuge unter den ausgezeichneten Männern wählen oder sie unter Leuten zweiten Ranges suchen müsse. Der Gedanke, welcher dazu bestimmt, Männer ohne Ruf zu wählen, ist begreiflich, und der Prinz war nicht abgeneigt, dieser Ansicht den Vorzug zu geben. Ich setzte ihm jedoch auseinander, daß es ein Beweis von

Schwäche und vom Gefühl der eignen Inferiorität sei, wenn man die hervorragenden Männer beseitigte; daß man vor Allem nichts verabsäumen dürfe, um das Gelingen seiner Operationen zu sichern, deren Ruhm man dann mit seinen Mitarbeitern theilen könne. Dies gebiete eine bestimmte Pflicht; überdies aber sei der Antheil des Chefs immer schön, wenn er seinen Namen mit dem Siege verknüpft habe. Die Unterredung schloß mit einer geistreichen Aeußerung des Herzogs von Reichstadt. Ich machte ihn darauf aufmerksam, wie nothwendig in wichtigen Angelegenheiten die Verschwiegenheit sei, die man fast nie zu bereuen habe, und daß man sich also darauf beschränken müsse, seine Pläne möglichst wenigen Personen und nur den unentbehrlichsten Agenten mitzutheilen; er setzte hinzu: „Und zuweilen Denen, die sie errathen haben."

In einer anderen Unterredung, die sich auf verschiedene Gegenstände erstreckte, behandelte der Herzog von Reichstadt eine abstracte Frage und verglich den Ehrenmann mit dem gewissenhaften Mann. Er gab Letzterem den Vorzug, „weil," sagte er, „er immer das Beste und Nützlichste zu erreichen wünscht, während der Andere das blinde Werkzeug eines Böswilligen oder Wahnsinnigen sein kann." — Man erinnert sich, daß ich bei der Schilderung des Feldzugs von 1813 eine Unterredung mittheilte, die ich bei Düben über den nämlichen Gegenstand mit Napoleon hatte, jedoch mit entgegengesetzter Schlußfolgerung. Ich war erstaunt, diesen jungen Mann sich mit so erhabenen Fragen beschäftigen zu sehen, und der ganze Vorgang hatte in meinen Augen etwas Uebernatürliches, denn nie hatte ich dem Prinzen ein Wort von jener Unterredung gesagt.

Nachdem der Herzog von Reichstadt zum Oberstleutnant im Regiment Giulay ernannt worden war, *widmete* er sich mit Eifer dem Commando des ihm an-

vertrauten Bataillons. Um fünf Uhr Morgens war er schon in Thätigkeit. Dies beeinträchtigte jedoch keineswegs die Arbeiten des Abends, die er wie sonst fortsetzte und die sich gewöhnlich bis in die späte Nacht verlängerten. Ich sah ihn exerciren und er benahm sich sehr gut dabei. Diese Thätigkeit, die für seine Kräfte, für seine schwache Brust, für sein beständig erregtes Gemüth zu groß war, legte den Keim zu der Krankheit, an der er das Jahr darauf starb. Er verlor die Stimme und verfiel in ein heftiges Fieber. Vierzehn Tage lang mußte er das Exerciren einstellen und sich ganz zurückziehen, ein Wink der Natur, den man hätte benutzen sollen, um ihn auf etwa zwei Jahre einer Lebensweise zu entziehen, die ihm verderblich war. Auch hätte man ihn in ein milderes Klima schicken müssen. Kurz, durch angemessene Behandlung hätte man seine schwankende Gesundheit und seine schwache Constitution befestigen können.

Es würde wahrscheinlich gelungen sein, den liebenswürdigen jungen Mann am Leben zu erhalten. Anstatt dessen aber nahm man eine sehr ernste Unpäßlichkeit zu leicht. Uebelwollende Leute, unter anderen ein gewisser Kutschera, Generaladjutant des Kaisers, behaupteten, der Herzog von Reichstadt sei verweichlicht und es fehle ihm an Energie, da er sich so leicht niederwerfen lasse. Diese Aeußerung, die ihm hinterbracht wurde, kränkte ihn tief und er beging von diesem Augenblicke an wissentlich Unbesonnenheiten, um seinen Muth zu beweisen. Er liebte die Jagd und gab sich derselben in maßloser Weise und beim allerschlechtesten Wetter hin. Die Folgen dieses Verfahrens zeigten sich bald und sie waren schrecklich. Die Anfälle wiederholten sich und bald schwand jede Hoffnung ihn am Leben zu erhalten. Ich besuchte ihn jetzt öfter. Meine Anwesenheit war ihm angenehm und bereitete ihm nützliche Zerstreuungen.

Er empfing mich gewöhnlich in Schönbrunn in dem nämlichen Zimmer, wo ich ſo oft mit Napoleon geſprochen hatte. Eines Tages ſchlief er als ich ankam, und man ſchickte mich deshalb fort. Als man ihm dies nachher ſagte, antwortete er: „Warum habt Ihr mich nicht geweckt? Er iſt der Einzige, deſſen Unterhaltung mir Vergnügen macht und mich intereſſirt.“

Ein andermal, im Monat Juli, wenige Tage vor ſeinem Tode, ging ich auch zu ihm und man meldete mich an. Er war entſetzlich ſchwach und leidend und antwortete Dem, der mich anmeldete: „Sagen Sie dem Marſchall, ich ſchliefe; ich will nicht, daß er mich in meinem Elend ſieht.“

Er ſtarb am 22. Juli, dem Jahrestage der Schlacht von Salamanca, einem Tage, der ſomit ein Tag doppelter Trauer für mich geworden iſt.

Ich ſchließe dieſes Capitel, indem ich noch das Portrait dieſes jungen Prinzen, der nur auf einen Augenblick in der Welt erſchienen iſt, zu entwerfen verſuche.

Der Herzog von Reichſtadt iſt eines der merkwürdigſten Beiſpiele der Launen des Glücks. An den Stufen des erhabenſten und mächtigſten Thrones geboren, allem Anſcheine nach dazu beſtimmt, über zahlreiche Völker zu herrſchen, iſt ſein beim Aufgang ſo glänzender Stern fortwährend immer mehr und mehr erbleicht. Mit jedem Tage ſeines Lebens hat ſich ſeine Zukunft mehr umdüſtert und ſchließlich war mit dem 21. Jahre Alles für ihn zu Ende, nachdem er ſein kurzes Leben in einer ſchiefen, mit Widerſprüchen und peinlichen Situationen erfüllten Stellung zugebracht. Obgleich kräftig von Anſehen, hatte ihm die Natur doch einen ſchwächlichen Körper gegeben. Ein außerordentlich ſchnelles Wachsthum, das von einer rhachitiſchen Dispoſition herrührte, entnervte ihn. Mehrere der wichtigſten Organe entwickelten ſich nicht genügend, wäh-

rend andere hingegen alle Lebenskraft zu absorbiren schienen. Sein Magen war außerordentlich klein, sein Gehirn ungeheuer groß. Eine verkehrte Lebensweise, seltene Mahlzeiten, anfangs wegen mangelnden Appetits, nachher aus Unkenntniß, trugen ohne Zweifel dazu bei, diesen leidenden Zustand zu verschlimmern.

Seine Erziehung war äußerst sorgfältig und wurde durch einen Ehrenmann, den Grafen Moritz von Dietrichstein, seinen Hofmeister, geleitet. Sie hätte indessen noch besser verstanden werden und schönere Früchte tragen können. Das Ergebniß seiner Studien war ein mittelmäßiges. Die lebenden Sprachen verstand er gut, aber für die exacten Wissenschaften hatte er wenig Anlage. Ein gutes Gedächtniß hatte das Studium der Geschichte begünstigt und er war ziemlich bewandert darin. Den meisten Reiz für ihn hatten jedoch die militärischen Studien. Seine Leidenschaft für den Militärdienst war ganz außerordentlich. Der Glanz des Ruhmes seines Vaters schien auf ihn die Wirkung eines Flammenherdes auszuüben. Kein irdisches Glück schien ihm mit dem zu vergleichen, Soldat zu sein und Krieg zu führen. An den geselligen Vergnügungen fand er wenig Gefallen, obgleich er in Gesellschaften stets gern gesehen war und gut aufgenommen wurde. Später, nachdem seine Ausbildung vollständiger war, würde es vielleicht anders gewesen sein; gewiß aber würde sein Stoicismus und sein hoher Verstand ihn vor dem Einflusse der Frauen noch lange bewahrt haben.

Der Herzog von Reichstadt war behend und geschickt in allen Leibesübungen. Er ritt vortrefflich und mit wahrer Grazie. Sein Gesicht hatte etwas Sanftes, Ernstes, Schwermüthiges und zuweilen einen stechenden und harten Blick, welcher an den seines Vaters in Momenten der Gereiztheit erinnerte. Seine Erziehung, die eigenthümliche Stellung, in der er sich be-

fand, hatten ihn frühzeitig gezwungen, die Verſtellungskunſt zu üben. Dieſe war denn auch ein hervorſtechender Zug ſeines Characters. Man hat ihn beſchuldigt, daß er falſch und lügneriſch geweſen ſei. Dieſe Beſchuldigung ſcheint mir gänzlich unbegründet; aber ſeine ungewöhnliche Zurückhaltung, eine weit über ſein Alter hinausgehende Vorſicht hielten ihn ab, ſich mehr hinreißen zu laßen als er eben wollte. Doch ſeine zuweilen einſchmeichelnden Manieren, das Gewinnende, das in ſeinem Benehmen lag, wenn er ſich die Mühe geben wollte, haben dieſe ungerechte Anklage von Seiten ſeiner Feinde bis zu einem gewiſſen Punkte wohl motiviren können.

Um einen Begriff von der Zurückhaltung und Vorſicht zu geben, die ihn nie verließen, will ich nur folgenden Zug erzählen. Einer meiner Adjutanten, der Baron de la Rue, der mich nach Wien begleitet hatte, war im Begriff nach Paris zurückzureiſen. Der Herzog von Reichſtadt hatte ihn oft in Geſellſchaften geſehen und ihn mit Auszeichnung behandelt. Als de la Rue ihm ſeine bevorſtehende Abreiſe ankündigte, richtete er zugleich die gewöhnliche Frage aller Abreiſenden an ihn, ob er ihm vielleicht einen Auftrag für Paris zu geben habe. Ich ſehe noch, wie der Herzog von Reichſtadt ihm mit Lebhaftigkeit antwortete: „Für Paris? — ich kenne dort Niemand. Ich kenne nur die Säule auf dem Vendômeplatze.“

Den 2. Tag darauf, in dem Augenblicke als de la Rue in den Wagen ſtieg, übergab ihm der Graf von Dietrichſtein, der noch einmal gekommen war, um ihm im Namen Sr. Kaiſerlichen Hoheit glückliche Reiſe zu wünſchen, ein kleines Zettelchen von dem Prinzen, das die Worte enthielt:

„Wenn Sie die Säule wiederſehen, ſo grüßen Sie ſie von mir.“

Der Herzog von Reichſtadt hatte einen klaren und

lebhaften Geist. Er begriff leicht und rasch und wußte von Allem die richtige Anwendung zu machen. Es ist mir oft begegnet, daß ich ihn bei meinen Vorlesungen sinnreiche Parallelen zwischen analogen, obgleich sehr weit von einander entfernten Umständen ziehen und darauf die Prinzipien anwenden sah, die in seinem Geiste gekeimt hatten. Er hatte den Fehler, zu sehr nach Effect zu haschen, ein Fehler, der sich besonders in Gesellschafft fühlbar machte. Er warf zuweilen leichtfertigerweise ehrgeizige Phrasen und Paradoxen hin, die er mit Erfolg nicht behaupten konnte; doch würde sich dies mit der Zeit höchst wahrscheinlich gelegt haben. Trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften und seines gewinnenden Wesens war dieser junge Mann so zu sagen unfertig und ich weiß nicht, ob die Natur ihn mit genügend hohen Fähigkeiten begabt hatte, um bei den verwickelten Verhältnissen der damaligen Zeit eine Rolle ersten Ranges spielen zu können. Indessen hatte er jedenfalls werthvolle Elemente in sich, unter denen in erster Linie der Character, die Liebenswürdigkeit und der Scharfblick figurirten, Eigenschaften, die in seiner schwierigen Stellung unerläßlich waren.

Er liebte seinen Großvater zärtlich und besaß das Talent, ihm Alles sagen zu können, ohne ihm zu mißfallen. Der Kaiser seinerseits, wie überhaupt die ganze kaiserliche Familie liebten ihn nicht minder. Die Julereignisse von 1830 haben ohne allen Zweifel einen gewaltigen Eindruck auf den Herzog von Reichstadt gemacht. Sie haben in ihm ehrgeizige Ideen geweckt, welche bis dahin geschlummert hatten. Es entstand jetzt in seiner Brust ein beständiger Kampf, jene Qual, die schlimmste von Allen, die aus Wünschen besteht, welche gerecht und begründet scheinen und die nicht befriedigt werden. Er liebte die Bourbons nicht, erkannte aber ihre Rechte und ihre Größe. Als diese beseitigt waren, wiederholte er, daß er auch Rechte und zwar

klarere, mit den Doctrinen der Zeit mehr harmonirende Rechte habe als Ludwig Philipp. So lebte er also in politischer Beziehung in beständiger Qual, und in militärischer Beziehung sah er kein reelles Ziel seiner Laufbahn vor sich, denn bei einigem Nachdenken erkannte er sehr wohl, daß, da er weder gegen noch für Frankreich kämpfen durfte, es ihm überhaupt nie vergönnt sein werde Krieg zu führen, und daß sein ganzes Leben in Exercitien und Manövern vergehen werde. In anderen Momenten überließ er sich zuweilen einer Art von Verzweiflung, wenn er bedachte, daß in Europa kein anderer Krieg entstehen könne als zwischen Frankreich und den übrigen Continentalmächten. Es entschlüpfte ihm bei solchen Gelegenheiten die Aeußerung: „Aber würde mich denn der selbst auf Unkosten der Franzosen erworbene Ruhm nicht in ihren Augen vergrößern und würde ich nicht, wenn ich einst berufen werden sollte, über sie zu herrschen, dessen nicht würdiger sein, wenn ich meine Tüchtigkeit durch Thaten bewiesen hätte?"

Dann kehrte er wieder zu der ursprünglichen Ansicht zurück, daß das französische Blut ihm heilig sein müsse. Sein Vater hatte ihm den Weg vorgeschrieben, den er während seiner ganzen Laufbahn, während seines ganzen Lebens verfolgen müsse und es begegnete ihm, wie es oft im Unglück vorkommt, daß er sich unbestimmten Hoffnungen hingab, die sich auf nichts Positives gründeten und nur eine Chimäre waren, welche die Vorsehung ihm gesandt, um ihm seine Herzens- und Seelenleiden zu erleichtern. Sein Tod war in Betracht des Zeitpunktes, wo er eintrat, ein wichtiges politisches Ereigniß. Die unter dem Namen der bonapartistischen Partei bekannte Militärpartei in Frankreich hatte nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt kein Band, keine Existenzfähigkeit mehr. *Nur der* Sohn des Mannes, der die Welt in Erstaunen

gesetzt, hatte ihr Halt verleihen können, so daß sie bezüglich der Vergangenheit zur Einbildungskraft sprach und in Bezug auf die Gegenwart voraussichtlich die Unterstützung eines mächtigen Monarchen hatte. Ohne Oesterreich war die bonapartistische Partei nichts. Auf die anderen Mitglieder der Familie Bonaparte beschränkt, existirt diese Partei auch nicht einmal dem Namen nach mehr. Sie ist erloschen und hat nur Erinnerungen hinterlassen.

Ich suchte die Arbeit der Redaction meiner Denkwürdigkeiten mit angenehmen und lehrreichen Zerstreuungen zu verbinden und machte zu dem Ende hin und wieder Reisen in die verschiedenen Provinzen der österreichischen Monarchie. Das erste Ziel meiner Neugierde war Ungarn. Ich besuchte den unmittelbar an Oesterreich grenzenden Theil mit lebhaftem Interesse, doch werde ich jetzt nichts darüber sagen, da ich meine Wahrnehmungen über dieses Land schon anderwärts veröffentlicht habe.

Einige Monate später besuchte ich Oberösterreich und Deutsch-Tyrol. Ich verfolgte das linke Ufer der Donau bis Linz und überall konnte ich dieses zauberhaft schöne Land nicht genug bewundern, namentlich von Mölk bis Linz.

In Linz sah ich den Anfang der jetzt vollendeten Befestigungsarbeiten, welche Gegenstand einer so lebhaften Controverse sind. Die Elemente, aus denen sie bestehen, die Thürme, welche die Enceinte bilden, sind gut projectirt und sorgfältig ausgeführt. Die sinnreichen Ideen, welche bei der Erbauung und Armirung vorgewaltet haben, machen sie zu einer ziemlich vollkommenen Festung. Die Gesammtheit der Werke bildet ein verschanztes Lager, das uneinnehmbar ist, wenn es von einer Armee vertheidigt wird. Sollte man aber je glauben, sie mit bloßen Besatzungen in den Thürmen sich selbst überlassen zu können, so würde sie sich kaum

einen Augenblick halten. Betrachtet man diese Festung vom Gesichtspunkte der Vertheidigung der österreichischen Grenze, so hat sie meinen vollen Beifall. Die Stelle ist gut gewählt. Zu beiden Seiten der Donau angelegt, an schwer zugängliche Gebirge von mehrstündiger Ausdehnung gelehnt, ist das verschanzte Lager nicht zu blokiren. Die auf dieselbe ausmündenden zahlreichen Straßen, von denen einige an beiden Donauufern hin, andere nach Böhmen und Tyrol führen, bieten leichte Manövrirungsmittel dar. Jedenfalls sichern sie die Herbeiziehung von Unterstützungen aller Art, sowie derjenigen Verstärkungen, die es einer geschlagenen oder zu schwachen Armee möglich machen würden, die Offensive wieder zu ergreifen. Eine Armee wird dort stets sicher sein und kann ohne alle Gefahr die Ereignisse abwarten. Die hier angelegten Vertheidigungswerke sind einer großen Festung vorzuziehen. Für's Erste würde eine solche 40 Millionen und zehnjährige Arbeit gekostet haben; das verschanzte Lager von Linz ist jetzt vollendet und hat nur 5 Millionen gekostet. Ich halte es daher unter den obwaltenden Umständen für zweckmäßig und nützlich, und wenn es 1805 und 1809 schon existirt hätte, so ist es wahrscheinlich, ja gewiß, daß wir gar nicht, oder doch viel zu spät nach Wien gekommen sein würden. Die Verzögerung von einem Monate aber im Vordringen einer Armee, die eine große Monarchie angreift, deren Hülfsquellen zu ihrer Entfaltung nur Zeit verlangen, verändert die ganze Gestalt der Frage, und wenn man im vorliegenden Falle nicht viermal stärkere Streitkräfte als der Feind hat, kann eine aus Bayern kommende Armee nicht in das Donauthal eindringen und auf Wien marschiren, sobald das verschanzte Lager von Linz durch eine einigermaßen achtunggebietende Truppenzahl besetzt ist.

Von Linz begab ich mich nach Gmunden und

Ischl, eine herrliche, romantische Gegend mit zahlreichen Seen, wo eine große Anzahl Wiener die schöne Jahreszeit verbringen. Von Ischl reiste ich nach Salzburg, eine noch reizendere Gegend von außerordentlicher Fruchtbarkeit und großer Wohlhabenheit. Ich habe, das Klima abgerechnet, in meinem Leben nichts Schöneres gesehen. Diese Gegend ist offen, aber von Hügeln durchzogen, die mit Feldern und Wohnungen bedeckt sind. Hohe Gebirge, welche dem Horizont eine große Ausdehnung geben, begrenzen die Aussicht und umrahmen in imposanter Weise das prachtvollste Gemälde, das man sich denken kann.

Abgesehen von den Naturschönheiten ist Salzburg in militärischer Hinsicht ein sehr interessanter Punkt. In strategischer Beziehung ist seine Lage vorzüglich. Am Knotenpunkte mehrerer Straßen gelegen, welche nach Innsbruck, nach Kärnten und nach Steyermark führen, bildet es das Vermittelungsglied zwischen Wien und Tyrol, und die dort befindlichen Truppen haben volle Freiheit in der Wahl ihrer Bewegungen. Es ist in einem unglücklichen Kriege der natürliche Sammelplatz für die Truppen, welche Tyrol vertheidigt hätten. Außerdem bietet der Ort große Defensivvortheile dar. Isolirte Felsen, auf denen Forts von ziemlich geringen Dimensionen erbaut werden könnten, würden uneinnehmbar sein und die Enceinte bilden. Diese Felsen sind von weichem Gestein und lassen sich leicht steil machen. Einfache Mauern in den Einsenkungen würden genügen, um sie miteinander zu verbinden. Der sogenannte Kapuzinerberg müßte in gleicher Weise befestigt werden und würde dann ein Feuer liefern, das nicht zum Schweigen zu bringen wäre und die Front des Platzes auf der Seite der Ebene vertheidigen würde. Endlich könnte man auch, was aber überflüssig wäre, Ueberschwemmungen herstellen und man hätte dann eine wahrhaft uneinnehmbare Festung, die, mit 1500

Mann besetzt, mit 6000 vertheidigt werden und eine Armee von 60,000 Mann aufnehmen könnte, und diese Festung, die sowohl in Rücksicht auf die natürlichen Umstände, als wegen der schon vorhandenen Vertheidigungsmittel ungeheure Vortheile darbietet, würde nicht mehr als 5 Millionen Franken herzustellen kosten. Es ist unbegreiflich, warum die österreichische Regierung den Bau derselben noch nicht angeordnet hat.

Von Salzburg setzte ich meine Reise nach Tyrol fort. Ich besuchte Innsbruck, Vorarlberg und Graubünden. Es würde überflüssig sein, diese verschiedenen Gegenden zu beschreiben, denn Jedermann kennt sie; aber ein in Frankreich noch wenig bekannter bewunderungswürdiger Umstand ist die große Menge von Straßen, welche über die verschiedenen Gebirgsketten führen und die natürlichen Schranken zum Besten des Handels und des Wohlstandes beseitigt haben.

Die Straße über den Splügen, welche die Communication zwischen dem Rheinthale und dem Pothale herstellt, ist ein wahres Wunderwerk. Enorme Schwierigkeiten sind dabei überwunden worden. Man kann sich nichts Imposanteres denken als den Theil der Straße, welcher mehrere Meilen weit an den Ufern des Rheins hinführt, dessen tobende Gewässer sich in einem engen Felsenbett in einer Tiefe von mehreren hundert Fuß dahinwälzen. Ein doppelter Eingang nach Italien auf Chiavenna und Bellinzona öffnet die Pforte der Lombardei, während eine andere, noch schönere Straße in einer noch schwierigeren Gegend, die über das Stilfser Joch führt, dem höchsten Paß in Europa, der durch Menschenhände zugänglich gemacht worden ist, eine kurze und directe Communication zwischen dem Herzen von Tyrol und Mailand herstellt. Diese Straße verbindet die Ufer der oberen Etsch mit denen der Adda, zieht sich an diesem Flusse von seiner Quelle bis zum Comersee und dann an den Ufern des letzteren bis Becco.

Diese Straße ist eines der schönsten Bauwerke unserer Zeit. Die Schwierigkeiten ihrer Herstellung waren bei weitem größer als bei der Simplonstraße. Uebrigens ist sie eine rein militärische Straße, denn der Handel wird trotz der größeren Entfernung stets die Richtung über Trient, Verona und Brescia vorziehen. Diese Städte bieten demselben größere Vortheile dar, weil sie eben so viele Consumtionspunkte sind. Indem er die Richtung des Veltlin nimmt, haben schon die Ausgangs- und Ankunftspunkte Wichtigkeit für ihn. Wenn aber diese Straße in militärischer Hinsicht die Rolle spielen soll, die man von ihr erwartet, so ist es durchaus nothwendig, ein Fort zu erbauen, welches das Thal versperrt und die österreichische Armee zur ausschließlichen Beherrscherin dieser Passage macht. Sonst wird diese Straße in dem nächsten Kriege Niemandem etwas nützen oder höchstens nur der französischen Armee. Ihr Nutzen wird sich in der That besonders dann fühlbar machen, wenn die aus dem Mailändischen vertriebene österreichische Armee sich nach Tyrol zurückzieht. Während diese Straße jedoch eine kurze und leichte Rückzugspassage öffnet, bietet sie zugleich der französischen Armee eine nicht minder leichte Passage, um einzufallen. Die Oesterreicher werden sich bei ihrer instinktmäßigen Sparsamkeit und ihrer Achtung vor untergeordneten Rücksichten niemals entschließen, sie hinter sich zu zerstören. Wenn sie aber, nachdem sie sich nach Tyrol geflüchtet, nachdem sie Verstärkungen an sich gezogen haben und die Offensive wieder ergreifen, auf den Einfall kommen sollten, sich ihrer zu bedienen, um zu debouchiren und auf Mailand zu marschiren, so würden sich die Franzosen bei ihrem Abzuge kein Gewissen daraus machen, sie zu zerstören, was auf einer Strecke von 500 Toisen in Zeit von 24 Stunden zu bewerkstelligen wäre. Ich wiederhole es, sie wird bei Operationen von gar keinem Nutzen sein, oder gerade

das Gegentheil von dem bezwecken, was man bei ihrer Anlage im Auge hatte. Die Hauptsache ist, daß man eine Festung errichtet, die sie deckt und der französischen Armee die Benutzung derselben verbiete. Wenn man eine Passage öffnet, muß man auch eine Thür anlegen, deren Schlüssel man an sich behält, um sie allein benutzen zu können und dem Feinde die Benutzung zu entziehen. Aber wo muß diese Festung errichtet werden? — So nahe als möglich am Stilfser Joch.

Ich habe diese Frage erörtern hören, meiner Ansicht nach aber kann sie keinen Augenblick zweifelhaft sein. Wenn die Festung an der Stelle erbaut ist, wo die Schwierigkeiten, sie zu belagern, durch ihre Entfernung von Mailand für die französische Armee vermehrt sind, kann sie leichter bei der geringsten Offensivbewegung derselben wirksame Unterstützungen erhalten. Wird sie hingegen in der Nähe von Becco errichtet, wie man dies vorgeschlagen hat, so wäre sie durch Anwendung bedeutender Mittel zu lähmen, bevor sie Unterstützung erhalten könnte, weil die österreichische Armee nur nach einer Reihe entscheidender Siege aus Tyrol nach Becco gelangen kann, während es etwas ganz Anderes ist, wenn es sich darum handelt nach Bormio zu kommen. Bringt man die zum Transport eines genügenden Belagerungsmaterials aus so weiter Entfernung nöthige Zeit bei den Berechnungen in Anschlag, so kann man behaupten, daß eine halb so starke Festung, wenn sie so weit zurückliegt, viel größere Dienste leisten würde als eine weiter vorwärts angelegte von doppelter Stärke. Auf meiner Reise durch das Land habe ich ein Defilé zwischen Tirano und Bormio bemerkt, wo ein Fort erbaut werden könnte, das mit einer Besatzung von 500 Mann den erwähnten Zweck erfüllen würde.

Jedes Jahr verwendete ich so die schöne Jahreszeit darauf, einige Theile der österreichischen Monarchie und *namentlich* die Umgegend Wiens zu besuchen.

Im Jahre 1833 riefen mich Freundschaftspflichten nach der Schweiz und ich brachte daselbst beinahe einen Monat zu. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich das Oberland und bewunderte diese prachtvolle Gegend. Nichts geht über die Ufer des Thuner Sees. Reichthum, Eleganz, Ruhe, malerische Schönheit, Alles ist hier vereinigt. Der so berühmte See von Interlaken schien mir seines Rufes minder würdig. Nachdem ich über den Brienzer See gefahren und die Aar hinaufgegangen war, begab ich mich über den Grimsel nach Wallis. Ich besuchte die Gletscher, auf denen die Rhone entspringt, und hörte jenes merkwürdige, ziemlich häufige Geräusch, das ein beständiges Arbeiten der Natur verräth. Es ist von Reisenden und Naturforschern zu oft beschrieben worden, als daß ich hier davon sprechen sollte.

Ich verließ Wallis über den Simplon, welche Straße ich schon im Jahr 1809 gereist war, als ich mich nach Laibach begab, um das Gouvernement der Illyrischen Provinzen zu übernehmen. Damals waren die Grenzen Frankreichs an der Drau und stießen an Steyermark, und schon wenige Jahre nachher waren sie westlich von Savoyen. Eine traurige Paralelle, die mit einem einzigen Worte unsern vergänglichen Glanz wie unsere Demüthigung und unser jetziges Unglück kennzeichnet, das verderbliche Resultat des Mißbrauchs unserer Erfolge, ein Denkmal der Vergänglichkeit aller irdischen Größe, wenn sie nicht auf die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Mäßigung und Weisheit basirt ist!

Mit Entzücken sah ich den Boden Italiens wieder. Welche Dauer uud welche Gewalt über unser ganzes Wesen haben doch die Eindrücke der Jugend! Wie mächtig sind die Erinnerungen des Ruhms! sie erwärmen das Herz, sie beleben selbst die dem Erlöschen nahen Sinne! Ich fühlte mich wie neugeboren, als ich wieder die balsamische Luft Italiens einathmete, als ich die

Einwirkung der Strahlen seiner schöpferischen Sonne empfand und meinen Blick auf den herrlichen Landschaften ruhen ließ, die sein wundervoller Boden den Augen allenthalben darbietet.

Ich besuchte auch die Borromäischen Inseln wieder. Die Laune eines reichen Mannes hat Isola Bella in's Leben gerufen, die ein Werk von Menschenhand, nicht eine Schöpfung der Natur ist. Ein Felsen hat die Grundmauern zu einem Palaste geliefert und hohe Gewölbe, die auf Pfeilern im See errichtet sind, tragen einen Garten von ziemlich großer Ausdehnung. Eine ungeheure Masse Erde hat zu dem Ende herbeigeschafft werden müssen. Gegenwärtig ist die ganze kleine Insel mit Bäumen jeder Größe bedeckt. Im Freien gepflanzte Orangerie schmückt die Terrassen der Südseite, und diese Terrassen werden den Winter über in Treibhäuser verwandelt, um die Orangerie vor dem Einfluß der Kälte zu schützen. Man zeigte mir eine schöne Cypresse, in deren Rinde angeblich Napoleon vor der Schlacht von Marengo mit einem Messer das Wort: „bataille" eingeschnitten hatte. Einige halbverwachsene Schriftzüge rechtfertigen den Glauben, daß etwas in diesen Baum eingeschnitten worden war; wenn aber Napoleon dies gethan, so war es sicherlich nicht zu der angegebenen Zeit geschehen. Er dachte damals gewiß nicht daran, auf den Borromäischen Inseln zu lustwandeln. Seine Zeit wurde durch ganz andere Sorgen in Anspruch genommen.

Ich ging nach Como und bewunderte die bezaubernden Ufer des dortigen Sees. Ich hatte sie schon im Jahre 1797 mit dem General Bonaparte, Madame Bonaparte, dem Marquis von Gallo und anderen ausgezeichneten Fremden besucht. Seitdem sind neue Villen dort entstanden, welche die Landschaft noch mehr verschönert haben. Die Villa Sommariva, deren Park mehrere hundert Morgen umfaßt, ist mit Kunst-

gegenständen, Statuen, werthvollen Gemälden und unter andern auch mit einem prachtvollen Basrelief von Thorwaldsen, den Sieg Alexander's darstellend, das in frühern Zeiten für Napoleon ausgeführt wurde, geschmückt. Gegenüber liegt die Villa Melzy, ein köstlicher Landsitz, zwar minder prächtig als der erstere, doch immerhin würdig, die Wohnung eines Philosophen und Kunstfreundes zu sein. Auch sah ich hier die Plimiana wieder, eine seit Jahrhunderten vorhandene intermittirende Quelle, und ich erinnerte mich, daß man sich im Jahre 1797 in Muthmaßungen erschöpfte, um dieses Phänomen zu erklären. Jetzt scheint es mir ganz einfach, wenn man sich einen in der Erde existirenden, natürlichen Heber denkt.

Von Como reiste ich nach Mailand, dessen Glanz und Wohlstand mir auffielen. Ich brachte zehn Tage damit zu, alle dortigen Bauwerke und Kunstgegenstände in Augenschein zu nehmen. Ich will hier nicht davon sprechen, denn ich würde doch nur einen sehr armseligen Wegweiser liefern; aber ich überging nichts, was der Mühe des Sehens werth war. Einen ganzen Tag verwendete ich auf die Besichtigung des prachtvollen Domes, nächst der Peterskirche in Rom das interessanteste Bauwerk dieser Art. Die Kostbarkeit des Materials, die Masse der Statuen jeder Größe, welche alle Theile des Tempels schmücken (es sind ihrer mehr als fünftausend), die seltene Vollkommenheit der Verzierungen, die ungeheuren Marmorterrassen, welche das ganze Gebäude bedecken und die freie Circulation um dasselbe gestatten, machen diese Kirche zu einem der schönsten Bauwerke, auf welche die Menschen stolz sein dürfen.

Der von Napoleon begonnene und vom Kaiser Franz I. vollendete Triumphbogen am Eingange der Stadt auf der vom Simplon kommenden Straße erhielt damals eben seine letzten Verzierungen. Man

legte das Basrelief des oberen Theiles an und goß die bronzenen Pferde, welche die Platform schmücken sollten.

Dieses Monument bietet ein interessantes und dem Souverain, der es vollendet hat, zur Ehre gereichendes Factum dar. Anstatt Napoleon nachzuahmen, der von allen öffentlichen Bauwerken, an welche er Hand legte, die Erinnerungszeichen seiner Vorgänger entfernte und seine eigenen an deren Stelle setzte, um bei der Nachwelt die Illusion hervorzurufen, daß er sie geschaffen habe, wollte der Kaiser Franz, daß dieser Triumphbogen seinen ursprünglichen Character beibehielt und das Andenken an die Zeit verewigte, zu der er errichtet worden war. Die Geschichte ist unvergänglich. Anstatt die Thatsachen zu verändern, soll sie dieselben in der Ordnung, wie sie sich ereignet haben, kennen lehren. Hier hat man dieses Prinzip befolgt. Der Triumphbogen zu Mailand stellt an seinem unteren Theile Napoleon dar, wie er seinen Einzug in Wien hält; der obere Theil zeigt den Kaiser Franz bei seinem Einzuge in Paris. Er ist gleichsam ein Resumé der ganzen Geschichte unserer Zeit. Glücklich die, welche das Gebäude vollendeten, die Sieger in der letzten Stunde der Schlacht! Obwohl man indessen den Intentionen des Kaisers Franz gerecht geworden ist, so hat man doch den Geist derselben bei der Ausführung entstellt. Die von Napoleon ausgeführten Basreliefs sind an ihrer Stelle geblieben, aber die Inschrift, welche die Bedeutung des Monuments erklärt, schreibt das, was auf Napoleon Bezug hat, dem Kaiser Franz zu. Der Einzug des Ersteren in Wien soll danach den des Kaisers Franz in Mailand darstellen. Diese Auslegung des Basreliefs ist die einzige jetzt bekannte und wird auch für die Zukunft die einzige bleiben.

Nach Mailand besuchte ich die Schlachtfelder von 1796. Welche Quelle von Genüssen für mich! Ich *hätte mein* armes Herz, das von der Last so vieler Lei-

den zu Boden gedrückt war, nicht mehr für fähig gehalten, eine solche Freude zu empfinden. Mein Gedächtniß rief mir alle Lokalitäten zurück, an die sich ein wichtiger Umstand knüpfte, und die geringsten Details traten mir wieder vor die Seele. Bei Lodi erkannte ich die Stelle, wo ich an der Spitze eines Husarenregiments die österreichische Avantgarde geworfen und ihre Kanonen erbeutet hatte. Ich sah den Ort wieder, wo ich, bei Gelegenheit einer Recognoscirung an der Adda wie durch ein Wunder dem Feuer eines großen Theils der feindlichen Armee entging; bei Cremona die Stelle meines ersten Zusammenstoßes mit den Uhlanen; bei Castiglione den Platz, wo ich die unter meinen Befehlen stehende gesammte reitende Artillerie der Armee aufgestellt hatte und wo sie den linken Flügel des österreichischen Heeres warf; bei Rivoli die bemerkenswerthesten Punkte dieser glorreichen Schlacht; bei Arcole das schmale Terrain, auf dem wir drei Tage gegen dreimal stärkere Streitkräfte kämpften, sowie die Stelle, wo ich unter dem Beistande Ludwig Bonaparte's den General en chef aus einem mit Wasser gefüllten Graben zog, in den er in Folge der durch einen Augenblick übereilten Rückzugs entstandenen Unordnung und Verwirrung gefallen war. Ich sah die Ueberbleibsel des Denkmals wieder, das Eugen zum Gedächtniß der rein erfundenen Waffenthat des Uebergangs über die Brücke von Arcole errichtete. Dieses Monument ist auf österreichischem Befehl seiner Inschriften beraubt worden, nicht weil sie ein eingebildetes Ereigniß, sondern eine für uns ruhmvolle Waffenthat verewigten. Sonach ist in diesen beiden einander entgegengesetzten Zwecken Alles Charlatanismus, wie in so vielen Handlungen der Menschen.

Verona war zur Zeit der Schauplatz wichtiger Arbeiten. Man will diese Stadt in eine große Festung verwandeln, ein ganz thörichtes Project, wenn man

eine wirkliche Festung herzustellen beabsichtigt, die dazu bestimmt ist, sich selbstständig und nachdem sie ihre Communicationen verloren hat, zu vertheidigen; hingegen ein sehr vernünftiges Project, wenn man sich darauf beschränkt, einen Manövrirplatz, ein großes verschanztes Lager daraus zu machen, von wo eine Armee rasch debouchiren und unter dessen Schutze bequem manövriren kann. Im ersteren Falle würde sie wegen ihres bedeutenden Umfanges eine sehr starke Besatzung erfordern. Ueberdies würde sie in Folge der ungünstigen lokalen Verhältnisse nie sehr stark werden. Mantua als großer Depotplatz genügt für diese Grenze, und durch unnöthige Vermehrung der großen Festungen vermehrt man die Verlegenheiten eines unglücklichen Krieges, indem man die sich zurückziehende Armee durch Detachirung starker Besatzungen noch mehr schwächen muß. Als bloßes verschanztes Lager kann Verona diese kurze Grenze zwischen dem Gardasee und dem Po, welche durch Peschiera, Mantua und den Mincio gedeckt ist, uneinnehmbar machen. Dann hat eine an die Etsch gelehnte und von Verona aus debouchirende Armee so leichte und so vielfältige Bewegungsmittel, daß sie unbesiegbar scheint. Der auf der linken Seite der Etsch gelegene Theil von Italien scheint mir in diesem Falle nur durch eine von Tyrol her debouchirende Armee zu erobern möglich.

Ich begab mich nach Venedig, wo ich acht Tage zubrachte. Ich hatte diese Stadt noch nicht so speciell gesehen. Die Schätze, die sie an Gemälden besitzt, sind so groß, daß ihr Studium schließlich einige Verwirrung in meinem Geiste hervorbrachte. Der Verfall dieser Stadt betrübt den Reisenden; da aber die Umstände, die sie in's Leben gerufen und so viele Jahrhunderte lang erhalten haben, nicht mehr existiren und auch nicht wiederkehren können, so ist schwerlich zu hoffen, daß sie sich je wieder heben wird. Abgesehen von der

Schwierigkeit der Ein- und Ausfahrt ihres Hafens, welche den Schiffen stets Gefahr droht, beruht das Haupthinderniß ihres Aufschwungs in der Sorglosigkeit ihrer Bewohner. Obgleich die Interessen Triests und Venedigs von der Art sind, daß sie sich in Einklang mit einander bringen lassen, so weiß doch die wunderbare Thätigkeit der Triestiner das Gebiet an sich zu reißen, auf welchem der Venetianer seine Industrie ausüben kann. In dem Augenblicke, wo letzterer aufsteht, hat jener seine Speculationen und sein Tagewerk schon vollbracht. Zwei Umstände können jedoch Venedig wieder beleben: einerseits die Eisenbahn von Mailand nach dieser Stadt, die sie gewissermaßen zum Hafen Mailands, zum nothwendigen Ausfuhrplatz für die Producte der Lombardei und zum Einfuhrplatze für die Colonialwaaren machen wird; andererseits der Sturz des ottomanischen Reichs, der eine Theilung zur Folge haben und den österreichischen Kaiserstaat zu einer Seemacht machen würde.

Das Arsenal von Venedig ist zur Ausrüstung der größten Geschwader hinreichend. Der Hafen von Pola würde der Armirungs- und Ausbesserungshafen für die zahlreichsten Flotten, während die Küsten des adriatischen Meeres alle nöthigen Matrosen liefern würden. Von dem Augenblicke an, wo Oesterreich große Geschwader in See gehen läßt, wird Venedig, obgleich seines Ruhmes als Hauptstadt entkleidet und der Vortheile eines Regierungssitzes beraubt, neues Leben erhalten.

Ich besichtigte genau die Werke, welche die Lagunen gegen den Andrang der Meeresfluthen zu schützen bestimmt sind, und bewunderte die murazzi, welche dem Schönsten, was Nordholland in dieser Beziehung aufzuweisen hat, an die Seite gestellt werden können. Ich fuhr mit dem Dampfschiffe über das adriatische Meer. Mit großem Vergnügen und Interesse sah ich Triest

wieder; ich bewunderte seinen stets wachsenden Reichthum und kehrte über Laibach und Gratz nach Wien zurück, begleitet von tausend Erinnerungen und von rührenden Beweisen des freundlichen Andenkens, das mir die Bewohner dieser Gegenden bewahrt haben.

Das Jahr 1833 ging zu Ende. Ich hatte die Denkwürdigkeiten meines Lebens vollendet, ich hatte für das nächstfolgende Jahr keine Beschäftigung von genügendem Interesse in Aussicht, und eine mir theure Familie, welche in Wien wohnte, schickte sich zu einer Reise nach Italien an. Ihre Abwesenheit würde meinen Aufenthalt in jener Hauptstadt traurig und einförmig gemacht haben. Das Bedürfniß nach Zerstreuung weckte die Idee zu der langen Reise in mir, die ich ausführte. Ich versprach mir von den Erinnerungen, die sie in mir hervorrufen mußte, große Genüsse für die letzten Jahre meines Lebens, und nach Beendigung derselben gedachte ich in Italien wieder mit den Freunden zusammenzutreffen, die mich verlassen wollten. Ich zögerte daher keinen Augenblick mehr und alle meine Gedanken waren fortan auf die Ausführung dieses Planes gerichtet, auf die ich mich während des Winters durch anhaltende Studien vorbereitete.

Am 22. April brach ich auf. Ich werde hier auf keine Details über diese Reise eingehen, welche Gegenstand eines abgesonderten Werkes geworden ist, das als ein Theil dieser Denkwürdigkeiten betrachtet werden kann*).

Ich werde nur noch einige Worte über die politische Frage des Orients sagen, die ich in meinem Werke besprochen, aber nicht erschöpft habe. Ich habe die geographischen und materiellen Vortheile, sowie die natür-

*) Voyages du duc de Raguse. 5 Bde. 8. erschienen *1838.* Anmerk. d. Herausgebers.

lichen und die Meinungsverhältniſſe auseinandergeſetzt, deren die Ruſſen ſich erfreuen; ich habe gezeigt, wie geſchickt ſie dieſelben zu benutzen verſtanden; ich habe meines Wiſſens dargethan, daß Europa im Falle des Sturzes des ottomaniſchen Reichs ein ſehr unzweckmäßiges Schlachtfeld wählen würde, wenn es ihnen Conſtantinopel ſtreitig machen wollte, wo unter den gegenwärtigen Umſtänden ihnen Alles günſtig iſt. Man hat daraus vielleicht gefolgert, daß ich keine Möglichkeit ſähe, ihnen Widerſtand zu leiſten und daß man ſich unter ihr Joch beugen müſſe. Dem iſt durchaus nicht ſo; aber man darf ſich über die Wahl der Mittel nicht täuſchen.

Aufmerkſamen Leſern werden in meinem Reiſewerke folgende Worte aufgefallen ſein: „Man wird in den Combinationen der Politik das Mittel finden müſſen, die Intereſſen der Sicherheit Europa's mit denen der Sicherheit der ruſſiſchen Schifffahrt in Einklang zu bringen. Die geſchickten Staatsmänner werden im voraus die Löſung dieſes Problems ſuchen."

Meine Ideen hierüber ſind folgende. Wenn der Sturz des ottomaniſchen Reichs eintritt, wird der Kaiſer nicht wollen, daß eine europäiſche Macht ſich Conſtantinopels bemächtigt. Zu dem Ende wird er ſich in dieſer Stadt feſtſetzen, ſie ſich zueignen und ſie behalten wollen, aber man wird ihn daraus vertreiben wollen. Mir ſcheint jedoch, die Anſtrengungen Europa's werden machtlos ſein, denn bei den Vorurtheilen der Lage iſt die Paſſage des Bosporus und der Dardanellen für den Kaiſer von Rußland eine ſolche Lebensfrage, daß er kein Opfer und keine Mühe ſcheuen wird, um ſich den Beſitz derſelben dauernd zu ſichern. Nicht die nämlichen Rechte, nicht gleich gewichtige Gründe hat er jedoch dafür geltend zu machen, die an ſein Reich grenzenden Provinzen der europäiſchen Türkei an ſich zu reißen; denn wäre die bloße Convenienz ein genügen-

des Motiv, so wären die Grenzen seiner Prätentionen nicht abzusehen, und überdies ist die Lage der Provinzen, nach denen ihn gelüsten kann, nicht von der Art, daß er der Einzige wäre, der im Stande ist, sie zu besetzen und zu vertheidigen, kurz der Einzige, für den sie ein günstiges Schlachtfeld wären. Die Provinzen, von denen ich spreche, sind die an der Donau und am schwarzen Meere gelegenen.

Die Sicherheit, die Ruhe, das Gleichgewicht und die Freiheit Europa's hängen davon ab, daß Rußland niemals die Moldau und Walachei und Bulgarien besitzt. Wenn daher die europäischen Mächte im Augenblicke der politischen Umwälzung und wenn diese reiche Beute des ottomanischen Reichs zur Theilung kommt, klug sind, so werden sie Constantinopel mit Allem was dazu gehört, den Russen überlassen, unter der doppelten Bedingung, daß diese auf alle Inseln des mittelländischen Meeres verzichten und Oesterreich die Moldau und Walachei, Bulgarien, Serbien und Bosnien geben, oder aus diesen Provinzen einen unabhängigen Staat unter der Protection Oesterreichs und der westmächtlichen Allianz machen, einer Allianz, welche dazu bestimmt ist, mit der Zeit die einzige Politik Europa's zu werden; denn in allen irdischen Angelegenheiten reduciren sich die complicirten Interessen stets auf zwei, die einander bekämpfen und sich die Wage halten. Jede Individualität schließt sich naturgemäß dem Systeme des Einen oder Anderen an und Rußland wird vielleicht in nicht zu ferner Zeit im Stande sein, der ganzen übrigen Welt das Gleichgewicht zu halten.

Sobald Oesterreich im Besitz dieses großen Gebiets wäre, würde es Silistria zu einer großen Festung machen, die im Stande wäre, sehr lange Widerstand zu leisten. Ein breiter und tiefer Kanal würde von diesem Punkte in's schwarze Meer unweit der südlichen *Donaumündung* führen, wo ein in Folge der günsti-

gen Terrainverhältniſſe leicht anzulegender künſtlicher Hafen die Handelsfahrzeuge und Kriegsſchiffe mittler Größe aufnehmen würde. Dieſer Hafen würde der Stapelplatz des europäiſchen und aſiatiſchen Handels. Forts zwiſchen der Donau und dem ſchwarzen Meere, welche den Kanal deckten und ſich an die Uferſeen des Stromes lehnten, würden an dieſer Grenze ein unüberſteigliches Hinderniß, eine nicht zu nehmende Schranke bilden, die um ſo ſtärker wäre, als die Höhen der ſiebenbürgiſchen Grenze ſich unmittelbar anſchließen. Solchergeſtalt von Conſtantinopel getrennt würde Rußland nur durch den Seeweg oder durch lange Communicationen über Aſien um das ſchwarze Meer herum mit dieſer Stadt in Verbindung ſtehen. Auf der andern Seite würden die Inſeln Lemnos und Tenedos, welche Frankreich oder England erhalten müßte, maritime Stützpunkte. Lemnos müßte gut befeſtigt und in der Art wie Malta zur Aufnahme zahlreicher Geſchwader eingerichtet werden, um als Ausbeſſerungsſtation zu dienen, während Tenedos ein Beobachtungspunkt ſein würde. Das mit Alt-Griechenland, Albanien und dem größten Theile der Inſeln vereinigte Macedonien würde einen Staat bilden, der ziemlich mächtig werden könnte. Die gegenwärtigen Staaten Mehemed Ali's, vermehrt durch Cypern und andere nahe gelegenen Inſeln, würden als unabhängiges Reich conſtituirt. Wenn gemeinſame Gefahren ſo viele verſchiedene Intereſſen zum Widerſtand gegen Rußland vereinigten, ſo könnte Europa ruhig leben und unbeſorgt der Zukunft entgegenſehen.

Bedroht Rußland das mittelländiſche Meer, will es dort Geſetze dictiren und wird es Italien und dem ſüdlichen Frankreich gefährlich, ſo wird Europa, um ſeine Freiheit zu wahren, ſich entſchließen, einen Kampf auf Tod und Leben mit Rußland zu beginnen. Dann kann die Allianz mit den Stützpunkten, die ſie beſitzt

im Orient mit großen Vortheilen Krieg führen. Da die Donaumündungen unüberschreitbar, die Gebirge Siebenbürgens leicht zu vertheidigen sind und Rußland von seinen Operationslinien abgeschnitten ist, kann die Allianz nach freier Wahl ihre Streitkräfte an den Bosporus oder an die Dardanellen führen. Um dem Feinde zu schaden, um sein offensives Auftreten im Mittelmeere zu verhindern, braucht man nicht Constantinopel oder einen andern bestimmten Punkt zu nehmen, sondern sich bloß irgend eines Punktes am Kanal zu bemächtigen, so daß derselbe nicht von Geschwadern und Flotten passirt werden kann. Eine in Bosnien einrückende österreichische Armee operirt gegen Adrianopel, während ein durch ein Geschwader unterstütztes französisches Corps in der Krim landet und die ganze Halbinsel Gallipoli besetzt. Dann hört alles offensive Agiren der Russen auf. Sie sind zwar Herren des schwarzen Meeres, können aber nicht heraus. Ihre ganze äußere Macht ist also verschwunden und Europa kann ihm Gesetze vorschreiben.

So verstehe ich die Hülfsquellen der Zukunft. Man muß dem Einen bewilligen was ihm unentbehrlich ist und was der Andre nicht vertheidigen kann, aber sich vorsehen, daß die gewährten Vortheile nicht gemißbraucht werden. Man muß also den Russen ihre Schifffahrt lassen, ohne die sie nicht leben können, und sich in den Stand setzen, sie ihnen in dem Augenblicke entziehen zu können, wo sie sich derselben, anstatt nur zu ihrem Nutzen, auch zu unsrem Schaden bedienen wollen.

Wenn man aber Oesterreich und dem bairischen Fürstenhause so große Vortheile gewährte, müßte man freilich auch anderen europäischen Staaten eine Machtvergrößerung bewilligen. Frankreich könnte die Rheinufer und das Großherzogthum wieder erhalten, Preußen *könnte* Sachsen bekommen und der König von Sach-

ſen könnte fortgeſchickt werden, um anderwärts zu regieren. Ein einziges politiſches Syſtem, welches Frankreich, England, Oeſterreich, Griechenland und Aegypten vereinigte, würde eine Widerſtandsmaſſe ſchaffen, die den Weltfrieden ſichern könnte. Das Gleichgewicht würde durch ein ſolches Syſtem beſſer geſichert als durch die prekäre Einſetzung eines neuen Souverains in Conſtantinopel und durch die Ueberlaſſung der Donaumündungen und der angrenzenden Provinzen an Rußland.

Belege zum vierundzwanzigſten Buche.

Der Marſchall Herzog von Raguſa an den Fürſten von Polignac.

„Wien, 26. März 1833.

„Mein Fürſt, die Rückſichten, die man dem Unglück ſchuldig iſt, haben ihre Grenzen; es verdient nur dann bedauert zu werden, wenn es ſich ſelbſt achtet. Ich würde von dem Ihrigen geſchwiegen haben, ſelbſt noch länger, als es Ihr Benehmen gegen mich zur Zeit Ihres Prozeſſes bei der Pairskammer mit ſich brachte. Sie vertheidigten damals Ihr Leben. Obwohl es nicht edel von Ihnen war, das über Ihrem Haupte drohende Gewitter womöglich auf ein andres Haupt zu lenken, ſo finde ich es doch begreiflich, daß die Größe der Gefahr Sie mit fortreißen, Ihnen vielleicht als eine Entſchuldigung erſcheinen konnte, und ich wollte durch mein Stillſchweigen dieſe Ihre Gefahr vermindern. Später dünkten mir die Mauern Ihres Gefängniſſes eine Aegide, vor welcher der gerechteſte Groll verſtummen müſſe. Jetzt aber, wo Ihre Veröffentlichungen durch dieſe Mauern dringen, jetzt wo Sie drucken laſſen, *daß Sie* verleumderiſche Muthmaßungen gegen mich

mit Ihrer Unterſchrift zu unterſtützen verſuchen, trete ich wieder in meine Rechte und ergreife das Wort.

„Meine Antwort wird kurz ſein. Ich werde Ihr politiſches Syſtem keiner Prüfung unterwerfen. Die Vernunft hatte ſchon vor den Ereigniſſen das Urtheil über daſſelbe geſprochen, und auch die Geſchichte wird ſeiner Zeit darüber urtheilen. Eben ſo wenig werde ich eine Erzählung der Vorgänge von 1830 geben. Dies behalte ich mir für ſpäter vor, jetzt ſpreche ich nur von Ihnen. Habe ich vollſtändig die Verpflichtungen erfüllt, die mir mein militäriſches Gewiſſen und ein trauriges Verhängniß auferlegten? Dies iſt die Frage, die Sie gehäſſigerweiſe aufgeworfen haben, dies die Frage, in deren Grenzen ich mich halte.

Sie ſagen, die Garniſon von Paris ſei im Juli 1830 dreizehntauſend Mann ſtark geweſen. Sie zählte aber nur einen Präſentbeſtand von 9324 Combattanten an Infanterie und Cavalerie, und rechnete man die Truppen von Saint-Denis, Verſailles, Rueil und Courbevoie hinzu, ſo belief ſie ſich auf 11,040 Mann. Nicht inbegriffen iſt dabei die in Saint-Cloud dienſtthuende Garde, die unerläßliche Garniſon von Vincennes und dienſtuntauglichen Mannſchaften jedes Regiments. Uebrigens erwähne ich dieſe Zahlendifferenz nur beiläufig. Was waren Ihre angeblichen dreizehntauſend Mann gegen das bewaffnete Paris? Sie ſprechen von Truppen, die Sie in der Umgegend der Hauptſtadt in Echelons aufgeſtellt hatten. Alle die Sie anführen, waren Truppen der Garde; in allen Städten, die Sie nennen, waren es nur die gewöhnlichen Garniſonen, mit Ausnahme von Sèvres, wo ſich vorübergehend eine Schwadron leichter Cavalerie befand, welche die Escorte lieferte, wenn der König Saint-Cloud bewohnte.

„Ihre Vorausſicht hatte alſo nur ſo weit gereicht, daß ſie eine zu allen Zeiten feſtſtehende Einrichtung

nicht veränderte. Ich war es, der am Morgen des 28. Juli in aller Eile Befehle aussandte, um diese Truppen nach Paris kommen zu lassen. Nur zwei Regimenter Infanterie und zwei Regimenter Cavalerie konnten bis zur Hauptstadt gelangen. Die fast allgemeine Erhebung der Districte, durch die sie marschiren mußten, verbunden mit der Entfernung ihrer Standorte, gestattete den andern Corps nicht, weiter als bis Saint-Cloud, Versailles und Rambouillet zu kommen. Ein Regiment Infanterie und ein Regiment Gardecavalerie konnten gar nicht kommen. Die Artillerie von Vincennes wurde, sagen Sie, Sie wissen nicht warum, nur in Marsch gesetzt, um sich bei Rambouillet anzuschließen. Sie wissen im Gegentheil sehr gut, daß ich sie am Abend des 28. requirirte, daß ich ein ganzes Regiment nach Vincennes schickte, um sie zu escortiren, und daß ich diese Operation erst Abends vornahm, weil die Artillerie ohne Escorte nicht herbeikommen konnte und ich mich mitten im Kampfe nicht der dazu nöthigen Truppen entschlagen durfte. Sie wissen ferner, daß diese Artillerie, da sie große Umwege machen mußte, nicht zur rechten Zeit in Paris sein konnte, und daß sie am Nachmittag des 29. in Saint-Cloud eintraf, wo sich seit dem Morgen bereits die Kanonen von Saint-Cyr nebst den herbeigerufenen Zöglingen dieser Kriegsschule befanden.

Ich habe sonach alle unter meinem unmittelbaren Commando stehenden Truppen herbeikommen lassen, sobald der zunehmende Umfang des Aufstandes eine Entfaltung größerer Streitkräfte erheischte. Welche Truppen hatten Sie, der Minister des Kriegs, in Bewegung gesetzt? Erst am 30. kam im Lager von Saint-Omer der Befehl an, nach Paris aufzubrechen.

Ich untersuche nicht, aus welchem Grunde Sie mir sagen, daß Sie mir bereits am 27. Morgens meine *Ernennungspapiere* überreicht hätten. Sie wissen

beſſer als irgend ein Andrer daß ich erſt um ein Uhr Nachmittags bei Ihnen ankam und daß mir die erſte Anzeige von meiner Ernennung zum Commando in Paris kurz vor Mittag aus dem Munde des Königs ſelbſt wurde. Welche nützlichen Nachweiſungen habe ich damals von Ihnen erhalten? Welche anderen ſind mir während des Kampfes von der Behörde geliefert worden, deren Pflicht es war, mir ſolche zu verſchaffen? Keine. Während ich alſo ſelbſt mir alle im Bereiche der Möglichkeit liegenden günſtigen Chancen zu ſchaffen ſuchte, fand ich weder Beiſtand noch Unterſtützung da wo ich ſolche hätte erwarten ſollen. Lediglich auf die Hülfsquellen beſchränkt, die ich mir ſelbſt zu ſchaffen vermochte, konnte ich nicht daran denken, ſolche zu berechnen, ſondern nur daran, mich ihrer zu bedienen, und dies habe ich gethan. Am Dienſtag war es eine Emeute, und ſie wurde unterdrückt; am Mittwoch war es eine Inſurrection. Ich habe dem Könige über die Bedeutung derſelben die Wahrheit geſagt, und ich bin ihr entgegengegangen, weil man ſie bekämpfen mußte, wenn man ſie beſiegen wollte.

Wenn, wie Sie es jetzt, wo Sie beſchloſſen haben, Ihre damaligen Meinungen und Andeutungen zu vergeſſen, wohl möchten, ich den Inſurgenten ganz Paris preisgegeben und es geſtattet hätte, daß ſie ſich daſelbſt organiſirten und ungeſtört feſtſetzten, wenn ich gewartet hätte, bis man mich in den Tuilerien angriff, würden Sie dann auch ſagen, daß es am 13. Vendemiaire ſo geſchehen ſei? Sie würden mir, und mit Recht, vorwerfen, daß ich ein müßiger Zuſchauer des Aufſtandes geblieben ſei und daß ich nicht die mindeſte Anſtrengung gemacht habe, um ſeine Ausbreitung und Conſolidirung zu verhindern; Sie würden mich an das erinnern, was zwei Jahre früher in der Rue Saint-Denis geſchehen war. Am 13. Vendemiaire marſchirte die organiſirte Revolte in geſchloſſener Colonne auf einen

einzigen Punkt los, und nur diesen einzigen Punkt hatte Bonaparte zu vertheidigen. Hier aber kochte die Revolution allenthalben; man mußte versuchen, überall die Drohung zu ersticken, bevor sie zur unbesiegbaren Wirklichkeit geworden war. Als ich sah, daß unsere Anstrengungen nutzlos waren, beschränkte ich mich auf die Defensive, in der ich Ihrer Meinung nach hätte verharren sollen. So hoffte ich trotz der fortwährend zunehmenden Erbitterung des Volks und trotz der wachsenden Entmuthigung der Truppen mich lange halten zu können, und aus dieser Hoffnung, die ich gegen Sie ausgesprochen, folgern Sie, daß Sie für Alles trefflich gesorgt hatten, da ich meine Stellung in Paris behaupten konnte! Das Louvre und die Tuilerien von ganz Paris angegriffen und umzingelt: das nennen Sie meine Stellung! das scheint Ihnen die Stellung des Königs von Frankreich! Also um das zu erreichen, hatten Sie die verhängnißvollen Ordonnanzen geschleudert! Sie sprachen damals in minder zuversichtlichem Tone, mein Fürst, und wenn Ihnen meine Hoffnungen vom 28. Abends so gut im Gedächtniß geblieben sind, sollten Sie sich da nicht auch des 29. Morgens erinnern, als ich Sie beschwor, sich nach Saint-Cloud zu begeben, um den König über den Stand seiner Angelegenheiten aufzuklären, und als ich Ihnen erklärte, dieselben ständen so, daß, wenn die Ordonnanzen nicht unverzüglich zurückgenommen würden, das Unglück so groß werden müßte, daß es dann nicht wieder gut zu machen wäre?

Der eilige Rückzug aus Paris ist Ihnen noch heute ein Räthsel, sagen Sie. Hier meine Antwort darauf: Ich befand mich an der Spitze meines Generalstabes in der Rue de Rohan und beobachtete diesen Punkt, von welchem aus das Volk das Louvre hätte von den Tuilerien abschneiden können, als ich plötzlich den erstgenannten Palast in der Gewalt der Insurgenten sah.

Faſt allein mit einer Handvoll Offiziere und Soldaten, vertheidigte ich noch immer mit meiner Perſon den Hof des Carrouſels, als die Truppen, welche das Louvre verlaſſen hatten, ſchon auf der Place Louis XV. angekommen waren .... Noch acht Tage, verſichern Sie gleichwohl, und Paris war durch die Maßregeln, die Sie getroffen hatten, gerettet. Jetzt erklären Sie mir einmal, mein Fürſt, ob die Rettung der Monarchie durchaus davon abhing, daß ich in den Tuilerien war, und wie es kommt, daß der Befehl, Paris zu räumen, über eine Stunde vor meinem Abzuge in Saint-Cloud ausgefertigt worden war? — Dieſer Befehl konnte Ihnen nicht unbekannt ſein, denn er war jedenfalls im Conſeil berathen worden, und Sie waren noch Präſident deſſelben. Als er erlaſſen wurde, konnte man jedoch gar nicht erfahren haben, daß der Uebergang von zwei Linienregimentern zum Volke meine Stellung in den Tuilerien ſo gut wie unhaltbar machte, und eben ſo wenig kannte man die unvorhergeſehene Räumung des Louvre. Ich, der Augenzeuge aller Unglücksfälle, hatte noch weniger verzweifelt als der Staatsrath und verſuchte mich von Stellung zu Stellung zu halten. Trotz des Abfalls der Linientruppen blieb ich in den Tuilerien; in Folge der Räumung des Louvre gezwungen, ſie zu verlaſſen, nahm ich meine neue Stellung an der Barrière de l'Etoile, und hier erhielt ich die Ordre, nicht nur die Tuilerien, ſondern überhaupt Paris zu verlaſſen und mich nach Saint-Cloud zu begeben. Alſo hatte man dieſe von Ihnen als ſo verderblich bezeichnete Räumung gewollt, ſie mir vorgeſchrieben, und die Ereigniſſe haben ſie um höchſtens eine Stunde beſchleunigt. Und Sie, Fürſt, erheben die Stimme gegen mich, Sie klagen mich an!

„Ich halte inne. Obgleich unſchuldig an dem Unternehmen, das die Monarchie in's Verderben geſtürzt, würde ich dennoch dieſe ſchmerzlichen Erinnerungen

von freien Stücken nicht zurückgerufen haben. Schmerzlich sind sie für mich, denn wenn sie mir nur schmerzliche Pflichten, die ich mit Ehren erfüllt, vor die Seele führen, so rufen Sie mir eben dadurch das für einen Soldaten Peinlichste in's Gedächtniß zurück: daß französisches Blut durch französische Hände vergossen wurde!

„Sie, der Sie all' dieses Unheil angerichtet, Sie haben mehr Muth. Fahren Sie fort. Nachdem Sie schon einmal das Opfer Ihrer Unerfahrenheit geworden, machen Sie mich auf's neue für Ihre Fehler verantwortlich und versuchen Sie es mich in den Augen der öffentlichen Meinung zu brandmarken, wenn Sie können. Ich werde es in Zukunft unter meiner Würde halten, auf Ihre Beschuldigungen zu antworten, und überliefere sie im voraus dem Urtheile der Wohlgesinnten, die sie qualificiren mögen, wie sie es verdienen.

„Der Marschall Herzog von Ragusa."

Inhalt.

Dreiundzwanzigstes Buch. (1824—1829.)

Maßregeln in Betreff der Censur und der Generale. — Krönung des Königs in Rheims. — Anekdote über Moncey. — Erste Symptome des Umschlags der öffentlichen Meinung. — Wachsender Einfluß des Klerus. — Anekdote. — Entschädigung der Emigranten. — Tod des Kaisers Alexander. — Umstände, welche die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus begleiteten. — Muth und glücklicher Einfall Nikolaus'. — Worte der Kaiserin Mutter. — Ich werde als außerordentlicher Gesandter nach Rußland geschickt. — Der weimarische Hof. — Der berliner Hof. — Die preußische Armee. — Charlottenburg. — Berlin. — Umgebungen von St. Petersburg. — Der Kaiser Nikolaus. — Die Kaiserin. — St. Petersburg und Peter der Große. — Ueberschwemmungen in St. Petersburg. — Der Graf de la Ferronays. — Portrait des Kaisers Nikolaus. — Seine Ideen über die Erziehung seiner Kinder. — Verschwörung Pestel's. — Großmuth des Kaisers. — Fabriken von Alexandrowsky. — Die Münzen. — Bergwerksschule. — Ingenieurschule. — Generalstab. — Prüfungscommission. — Militärhospitäler. — Arsenal. — Oeffentliche Erziehung. — Cadettenschule. — Mädchenkloster. — Palast, Kirchen und Ansehen von St. Petersburg. — Kronstadt. — Spazierfahrt auf der Rhede. — Schloß Oranienbaum. — Anekdote von Orloff. — Peterhof. — Zarskoe-Selo. — Colpina. — Schlüsselburg. — Leichenbegängniß der Kaiserin Elisabeth. — Militärcolonien am Wolchow. — Nowogorod. — Weg bis Moskau. — Moskau. — Die Kaiserin Mutter. — Die Großfürstin Helene. — Ankunft des Kaisers in Moskau. —

Verhältniß zwischen dem Kaiser und der Kaiserin Mutter. — Die kaiserliche Garde. — Manöver bei Moskau. — Russische Generale. — Unverhoffte Ankunft Constantin's. — Charakter dieses Prinzen. — Seine Haltung. — Wiederaussöhnung. — Krönung des Kaisers. — Ergreifende Ceremonieen. — Erleuchtung des Kremls. — Fest für die Bürger. — Familiendiner beim Kaiser. — Abschied des Kaisers. — Schlachtfeld an der Moskwa. — Smolensk. — Die Beresina. — Der Großfürst Constantin in Warschau. — Seine Armee. — Die Fürstin von Lowicz. — Rückkehr in die österreichischen Staaten. — Die russische Armee. — Rückkehr nach Paris. — Mein Ruin. — Güte des Königs. — Ich verkaufe Châtillon. — Mißgeschick Talleyrand's. — Beerdigung des Herzogs von Liancourt. — Revue über die Nationalgarde vom 27. Februar 1827. — Aeußerungen des Königs bei dieser Gelegenheit. — Anekdote. — Auflösung der Nationalgarde. — Lager von Saint-Omer. — Anekdote. — Neue Wahlen. — Herr von Villèle wird aus dem Ministerium entlassen. — Neue Verwaltung — Das Ministerium Martignac. — Bewegung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Griechen. — Krieg zwischen den Russen und Türken. — Das Ministerium Polignac . . . . . S. 1—166

Vierundzwanzigstes Buch. (1830—1834.)

Meine Bemühungen, um die Expedition nach Algier zu Stande zu bringen. — Meine Beziehungen zu dem General Bourmont und zu den übrigen Mitgliedern des Ministeriums. — Illoyalität Bourmont's. — Abgeschmackter Witz des Dauphins. — Verschiedene Täuschungen. — Character des Dauphins. — Ordonnanzen vom 25. Juli 1830. — Befehl, mich nach Paris zu begeben. — Militärische Occupation von Paris. — Der 27., 28. und 29. Juli. — Ich übergebe das Commando dem Dauphin. — Stimmung des Königs. — Berathungen über die Operationen in Paris. — Discussion mit dem Dauphin über die Zurücknahme der Ordonnanzen. — Ich erlasse einen Tagesbefehl, um die Truppen bei den Fahnen zurückzuhalten. — Heftiger Auftritt mit dem Dauphin. — Rückzug des Königs. — Seine Ankunft in Rambouillet. — Vorgang in Trappes. — Ich rathe dem Könige, zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abzudanken. — Ankunft

von Commissaren beim Könige. — Sie kehren nach Paris zurück. — Ankunft der pariser Colonnen. — Die Commissare werden beim Könige eingeführt. — Abreise von Rambouillet. — Der König ändert seinen Entschluß. — Rückzug nach Cherbourg. — Reise des Königs. — Seine Einschiffung in Cherbourg. — Würdigung des Ministeriums Villèle. — Fehler, welche die Revolution von 1830 herbeiführten. — London. — Ich gehe nach Holland und dann nach Wien. — Der Fürst von Metternich. — Anekdote von dem Herzoge von Orleans. — Anekdote von Eugen Beauharnais. — Der Kaiser von Oesterreich und seine Familie. — Die Gesellschaft von Wien. — Die österreichische Regierung. — Unsere Arbeiten. — Ich begegne dem Herzoge von Reichstadt. — Unterredung. — Mein intimes Verhältniß mit diesem Prinzen. — Seine Intelligenz. — Seine Ansicht über seine Lage. — Seine Erzählungen von den Feldzügen seines Vaters. — Mein Lebewohl. — Seine Krankheit. — Sein Tod. — Portrait des Herzogs von Reichstadt. — Reise nach Ungarn. — Linz. — Ischl. — Salzburg. — Arbeiten an der Straße zwischen dem Thale des Rheins und dem des Po. — Die Schweiz im Jahre 1833. — Die Borromäischen Inseln. — Como. — Mailand. — Triumphbogen. — Schlachtfeld von 1796. — Von Eugen errichtetes Monument. — Verona. — Venedig. — Die orientalische Frage. — Mögliche Lösung, bei der Frankreich seinen Theil erhalten würde . . . . . S. 167—345

Belege zum vierundzwanzigsten Buche . . S. 346—352

Verhältniß zwiſchen dem Kaiſ
— Die kaiſerliche Garde
Ruſſiſche Generale. —
— Charakter dieſes
derausſöhnung. —
Ceremonieen. —
Bürger. — A
Kaiſers. —
— Die Be
ſchau. —
Rückkehr
Armee.
des Kö
Taller
— N
—
A
E

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Druck von Ed. Heinemann in Halle

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004